Jt. sing. 322 (2

BIBLIOTHEK
Sugenheim
M. e. 22 +

Reiſe

durch

Franken, Baiern, Oeſterreich, Preußen und Sachſen

von

C. U. D. Freyherrn von Eggers
Oberprocureur der Herzogthümer Schleßwig und Holſtein,
Ritter vom Dannebrog.

Zweiter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.
1810.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

73|5045

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

XXI. Brief. ꞏ ꞏ 1

Wien den 27. Jul. 1804.

Frankenmark. Die Mauth. Lambach. Enns. Melk. St. Pölten. Donauberge.

XXII. Brief. ꞏ ꞏ 21

Baden den 2. Aug. 1804.

Bertholdsdorf. Brunn. Medling. Lichtenſtein. Brühl. Vier Joch Kugel. Tallern. Gumpoldskirchen. Pfaffſtetten. Baden.

XXIII. Brief. ꞏ ꞏ 41

Baden den 6. Aug. 1804.

Oekonomiſche Einrichtungen. Volksvergnügungen. Das Kaiſerliche Haus.

XXIV. Brief. ꞏ ꞏ 59

Baden den 12. Aug. 1804.

Gegenden um Baden. Die Bäder. Diät. Klima.

Seite

XXV. Brief. . . 98

Baden den 14. Aug. 1804.

Thereſiengarten. Kalvarienberg. Spaziergänge. Wetzlarſche Garten. Doppelhofers Garten. St. Helena. Rauheneck. Scharfeneck. Rauhenſtein. Der Briel. Draiskirchen. Ebreichsdorf.

XXVI. Brief. . . 113

Baden den 17. Aug. 1804.

Laxenburg. Wiener Kunſt- und Indüſtrie-Comptoir. Neudorf.

XXVII. Brief.*) . . 249

Baden den 20. Aug. 1804.

Redouten. Theater. Geſelliges Leben.

XXVIII. Brief. . . 133

Baden den 24. Aug. 1804.

Reiſe nach dem Schneeberg.

*) Durch ein Verſehen bei dem Reinſchreiben iſt die Folge der Briefe in dem zweiten Bande unrichtig, und nicht nach der Zeit geſetzt. Dieſer 27ſte Brief iſt nämlich im Text der 30ſte, der 28ſte iſt der 27ſte, der 29ſte der 28ſte, und der 30ſte der 29ſte. Bei dem 31ſten, dadirt Baden, den 4. September, tritt wieder die richtige Ordnung nach der Zeitfolge ein. Die Briefe ſind daher hier in dem Inhaltsverzeichniſſe wieder richtig geordnet, und der Leſer wird ſie nach den beigeſetzten Seitenzahlen in dem Werke aufſuchen.

Seite

XXIX. Brief. = = 202

Baden den 28. Aug. 1804.

Schelmlochhöle. Vöslau. Wienerisch=Neuſtadt. Militär=Inſtitut. Schonau.

XXX. Brief. = = 223

Baden den 1. Sept. 1804.

Ausflug nach Presburg. Verhältniſſe von Ungarn zur Oeſterreichiſchen Monarchie.

XXXI. Brief. = = 260

Baden den 4. Sept. 1804.

Oeſterreichiſches Kaiſerthum. Politiſche Konjuncturen.

XXXII. Brief. = = 290

Wien den 5. Sept. 1804.

Gallizinberg. Himmel. Cobenzlberg. Leopoldsberg. Kahlenberg.

XXXIII. Brief. = = 307

Wien den 7. Sept. 1804.

Augarten. Birgittenau. Prater. Burgbaſtei. Glacis.

XXXIV. Brief. = = 321

Wien den 9. Sept. 1804.

Schönbrunn. Döbling. Blaubart. Redoute.

XXXV. Brief. = = 338

Wien den 10. Sept. 1804.

Staatskräfte der Oeſterreichiſchen Monarchie.

Seite

XXXVI. Brief. . . 375

Wien den 14. Sept. 1804.

Galls Vorleſungen.

XXXVII. Brief. . . 399

Prag den 17. Sept. 1804.

Wiener Irrenhaus. Prager Spitäler. Armenhaus.

XXXVIII. Brief. . . 427

Prag den 20. Sept. 1804.

Geſelliges Leben in Prag. Der Böhmiſche Adel. Gewerbſamkeit. Staatseinkünfte. Der öffentliche Geiſt. Verbeſſerungen. Das Lager. Feldmanöver.

XXXIX. Brief. . . 441

Comotau den 21. Sept. 1804.

Oeſterreichiſche Finanzen. Domänen. Ausſicht in die Zukunft.

XL. Brief. . . 465

Hamburg den 10. Octob. 1804.

Sebaſtiansberg. Kemnitz. Leipzig. Halle. Halberſtadt. Helmſtädt. Braunſchweig. Harburg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXI.

Wien den 27. Jul. 1804.

Geſtern Abend ſpät ſind wir hier angekommen, mein lieber Freund. Diesmal habe ich den intereſſanten Weg beſſer beachtet, als wie ich vor fünf Jahren den gröſten Theil davon machte, faſt ohne aus dem Wagen zu ſteigen.

Hinter Salzburg ſind anfangs Berge zur Rechten und zur Linken, doch wird das Thal zur Linken weiter. Gnigl bleibt rechts liegen, eine Stunde von Salzburg. Dann geht es wohl eine halbe Stunde lang den hohen Schmiedeberg heran. Man kömmt durch Straß, Gope und Henndorf 4 St. Der Weg läuft immer in einer hohen Gegend zwiſchen Kornfelder und Alpen. Rückwärts ſehen Sie auf die Schneeberge: vor Sich haben Sie ein Amphitheater von Berg und Thal. Salzburg zeigt ſich nicht: es wird von den Bergen verſteckt. Vor Neumark kömmt man den

Berg herunter. Der Ort liegt ſehr tief an einem Bach, der aus dem Waller-See kömmt.

In Neumark werden Pferde gewechſelt. Es iſt die letzte Salzburgiſche Station, fünf Stunden von Salzburg: eben ſo weit von Frankenmarkt. Ueber einen Berg geht es nach Straswalchen 1 St., und Brunn 2 St. Dicht vorher iſt die Oeſterreichiſche Grenze. Hinter Mühlham 2½ St. kömmt man noch mehr bergan. Hier ſehen Sie zuletzt die Eisberge rückwärts: zur Linken die Kette der Brunniſchen und Salzburgiſchen Gebirge, die ſich bis nach der Schweiz hin ziehen; rechts die Steiermärkiſchen. Der Weg führt etwas bergab, doch immer in einer hohen Gegend. Man kommt durch Schwaigern und Schüſterau.

Die erſte Oeſterreichiſche Mauth war ſchon an der Grenze: allein man ließ uns ruhig fahren bis zur Station. Hier kam ich auch ohne alle Schwierigkeit mit den Mauthbeamten zurecht. Unſere Koffres, u. ſ. w. wurden geöffnet, leicht nachgeſehen, ohne das mindeſte umzurühren und ſogleich wieder zugemacht. Ich erhielt eine ſo genannte Frei-Bellette, worin alle Behälter Stückweiſe angegeben waren, mit der Bemerkung, daß

ſie nichts Zollbares enthielten. Der Beamte verſicherte mich, es würde nun überall nicht weiter viſitirt. So fand ich es auch bis zu den Linien von Wien. Hier wurden bei dem Mauthamt die Behälter wieder geöffnet, aber ebenfalls gleich zugemacht. So viel war immer durch die Oeffnung an der Grenze gewonnen, daß wir jetzt in der größten Schnelligkeit expedirt wurden. Durch das Plombiren hingegen erhält das Gepäck eine gewiſſe Wichtigkeit, die nachher eine ſorgfältigere Unterſuchung zu erfordern ſcheint. Man läßt daher nicht gerne an der Grenze plombiren, wenn nicht etwa der Beamte in dem Ruf ſteht, beſonders ſchwierig zu ſeyn.

Ueberhaupt kann ich nicht anders, als die Oeſterreichiſchen Mauthoffizianten ſehr rühmen. Sie waren nicht allein höflich: ſie ſchienen mir auch ihr Geſchäft mit Verſtand zu verrichten. Man hatte mich inſonderheit bange gemacht vor Nachſuchung meiner Bücher und Schriften. Meinem Grundſatz ſtets getreu, mir nie, auch die mindeſte Umgehung der Zollgeſetze zu erlauben, erbot ich mich, alles getreulich anzuzeigen, was ich von Kopenhagen mitgenommen oder auf der Reiſe erhalten hatte. Auf den ſchlimmſten Fall konnte

ich damit auslangen, das Packet mit dem Mauthſiegel und dem meinigen verwahrt, der Mauth in Wien zu übergeben, bis bei meinem Ausgang aus den Kaiſerlichen Staaten an der Grenze das Siegel wieder abgenommen würde. Allein deſſen bedurfte es nicht. Der Mauthbeamte ſagte mir, ſie wären inſtruirt, die beſtehenden Vorſchriften mit Schonung gegen Fremde anzuwenden, deren Verhältniſſe den Verdacht einer Contravention entfernten. So fand ich es nachher auch in Wien.

Von Frankenmarkt nach Vöcklbruk ſind 2 Meilen; von dort nach Lambach 3 Meilen. Nun bleibt man ununterbrochen im Oeſterreichiſchen, in dem Lande ob der Enns. Hinter Frankenmarkt geht es einen kleinen Berg heran: nachher läuft der Weg in einer hohen Gegend abwechſelnd über kleine Hügel. Rückwärts ſieht man noch Berge. Man kömmt durch Möſendorf ½ St., Pröbaum 2 St., Kochberg, Tinnzelken 4½ St. Watenburg bleibt links liegen. Bei dem Städtchen Vöcklbruk fließt der kleine Fluß Vockl oder Auer, welcher aus dem Auerſee nicht weit von dort herkömmt. Nachher kommen die Oerter Schaskau, Regau, Puchheim ¾ St., Attenau 1 St., Schwanenſtadt 4 St. Der Weg iſt

immer eben: das Land wie vorhin, ſtark angebauet. Man kömmt zuweilen durch Wald, doch ziehen die größern Wälder ſich mehr in die Ferne. Zur Linken liegen die Salzberge, aus denen Salz geſotten wird, rund um Vöcklbruk. Hier hat man einige ſchöne Ausſichten: beſonders von Schwanenſtadt. Zur Linken fließt in der Tiefe die Auer: jenſeits erhebt ſich ein waldbedeckter Berg. Kurz vor Lambach ſchlägt die Hauptſtraße von München über Braunau in dieſen Weg.

Bei Lambach iſt die Gegend vorzüglich ſchön. Hier entfalten ſich die Steiermärkiſchen Gebirge: unter ihnen ragt der merkwürdige iſolirte Trauenſtein hervor. In der Stadt geht es bergab, und dann wieder bergauf. Die Auer fällt hier in die Traun, die aus dem Gebirge zur Rechten herkömmt, und, der Stadt vorbei, der Donau zufließt. Man ſieht von der Höhe herab die Traun zur Rechten von Bergen umgeben.

Bis Wels ſind 2 Meilen, von dort nach Linz 4 Meilen. Kurz vor Wels geht es noch mehr bergab. Man kömmt durch das Dorf Straß, ¼ Meile vor Wels und zu mehreren einzelnen Häuſern. Von Wels hätten wir uns eine Meile erſparen können. Man hat längs der Traun nur

4 Meilen bis Klein-München, und von dort über die Traun 2 Meilen nach Enns. Hingegen über Linz ſind es 7 Meilen. Doch zieht man gewöhnlich den Weg über Linz vor, wenn man ſchnell reiſet. Linz läßt ſich in einem Tage erreichen von Salzburg aus. Sind die Pferde voraus beſtellt, ſo können Sie dort einige Stunden ſchlafen, und dennoch am folgenden Abend in Wien ſeyn.

Die Gegend hinter Wels iſt wie vorhin. Man kömmt durch Mariatrenk 2 St., und Neubau 4 St. Linz iſt rund herum mit mäßigen Bergen umgeben. Unter ihnen iſt der Pfeiniger-Berg von Wels her, jenſeits der Donau der Betlem-Berg mit einer Kirche. Zunächſt um Linz iſt der Boden ſehr mäßig: nur der Fleiß hat ihn ſo fruchtbar gemacht.

Aus Linz fuhren wir eine kurze Strecke denſelben Weg zurück: dann geht es links der Traun zu. Eine große Brücke führt über den Fluß, der in mehrern Armen in die Donau fällt. Man kömmt eine beträchtliche Höhe heran nach Ebersberg 2 St., einem Marktflecken mit einem Schloß auf dem Berge. Rückwärts iſt eine ſchöne Ausſicht auf die umliegenden Berge. Die Stellung würde im Kriege haltbar ſeyn, wenn gleich

nicht eine vom erſten Range. Der Weg geht nun in der hohen Gegend fort; dann herab in die Ebne. Man kömmt durch Aſten 3¾ St., Krieſtein 4 St. Dicht vor Enns geht es eine kleine Höhe heran, auf welcher das Städtchen liegt. Es hat ein Schloß, vor der Stadt liegt ein Kloſter.

Gleich hinter Enns geht es noch in der Stadt bergab. Dann führt eine Brücke über die Enns, ſie entſpringt in den Steiermärkiſchen Gebirgen an der Grenze von Oeſterreich, und kömmt rechts von Steyer herauf. Bei dieſem Ort, ſeiner Gewehrfabriken wegen berühmt, 3 Meilen von Enns, vereinigt ſich die Enns mit der Steyer, die faſt in paralleler Richtung läuft.

Jenſeits der Enns wird das Land ſehr bergicht. Man kömmt vier Berge auf und ab, auch durch Strecken von Waldung. Eine Stunde von Enns führt eine Brücke über die Erla, einen kleinen Fluß, der an den Grenzen von Nieder-Oeſterreich unter der Enns entſpringt. Nicht weit von dort fällt er bei St. Pantaleon in die Donau. Das Kloſter Erla bleibt links liegen; dann kommen Engelberg 2 St., Dirrnburg 3½ St., das Schloß Hochleiten 3¾ St. Zur Rechten hat man immer

eine hohe Gegend: links ſind ſchöne Ausſichten in die Tieſe herab, und auf die Hügel jenſeits. Auf dem letzten Berge erweitert ſich die Ausſicht. Man hat geradevor ein Amphitheater, das ſich auch rechts herumzieht. Vier kleinere Berge, die ſich allmählig heben, ſehen aus wie kleine Hügel an einander gereihet. Links krümmt ſich die Donau an den Bergen.

Wir übernachteten in Strengberg, einem nahrhaften Marktflecken. Dieſe Station iſt 3 Meilen von Enns und 2 von Amſtetten. Der Ort liegt auf dem Abhang eines Berges.

Als wir mit Tagesanbruch wegfuhren, ging die Sonne auf an den Bergen jenſeits der Donau zur Linken. Es war ein köſtlicher Anblick. Nach und nach entwickelten ſich die Farben der Gegenſtände in mannigfaltiger Miſchung. Eine Spitze, ein Gebäude nach dem andern trat vergoldet, gleich wie aus einer neuen Schöpfung hervor. Der prächtige Fluß ſtrömte ruhig daher zwiſchen Wäldern und üppigen Wieſen und reichen Kornfeldern.

Hinter Ond 2 St. iſt die Gegend eine kurze Strecke coupirt. Dann eröffnet ſich wieder zu beiden Seiten ein reitzendes Amphitheater: zur

Rechten ein doppeltes. Im Vorgrund zeigen ſich mehrere waldbedeckte Hügel: hinter dieſen in der Ferne eine weite maleriſche Gegend. Vor Amſtetten geht es etwas bergab: hier gewährt beſonders die geradevor liegende Gegend einen ſchönen Anblick.

Von Amſtetten, einem Markt mit einem Schloß bei Kemelbach, geht der Weg vier lange Stunden fort in der Ebene. Die Ausſicht iſt faſt dieſelbe: nur ſieht man nicht ſo viel von dem Amphitheater zu beiden Seiten. Man kömmt durch Blindemarkt 2½ St., Neumarkt 3 St., dann auf eine große Brücke über die Jps. Dieſer Fluß entſpringt in den Bergen an der Grenze von Oeſterreich unter der Enns und fällt bei dem Kloſter Jps ſeitwärts von Neumarkt zur Linken in die Donau. Um den Fluß herum iſt die Gegend ſehr niedrig.

Hinter Kemelbach iſt anfangs Ebene: dann wird der Weg hügelich. Ausſichten haben Sie beſonders zur Linken auf ein bergichtes Amphitheater. Hie und da ſchimmert die Donau im Grunde. Sie kommen über die Erlaf, einem kleinen Fluß aus den Bergen von Oeſterreich unter der Enns, der vier Stunden von Kemelbach in die Donau

fällt, nach Erlauf 2 St., Ondling 4 St.*) Von dem letzten Berg vor Melk haben Sie eine ſchöne Ausſicht. Vorzüglich macht die Donau eine ſtarke Wirkung, wenn Sie ſchnell herab gerade an den majeſtätiſchen Fluß kommen.

Die Donau blieb uns in Linz links, von dem Wege immer in ziemlicher, wiewohl ungleicher, Entfernung. Bei Melk erſt kömmt man ihr wieder nahe: hier vereinigt ſich ein Ruhepunkt für die Flußſchiffer, wenn die Fahrt ihnen Aufenthalt geſtattet, und für die Reiſenden mit der Poſt. Bis Jps war das Ufer gröſtentheils ſehr felſicht. Dann ziehen ſich die Berge weiter in das Land. Der Fluß gewinnt mehr Spielraum: ſein Geſtade wird lachender, mit mannigfaltigen Feldern, Dörfern und Häuſern beſetzt.

Melk oder Mölk iſt ein wohlgebaueter Markt an dem kleinen Fluß Melk, der nicht weit davon in die Donau fällt, drei Meilen von Kemelbach und eben ſo weit von St. Pölten. Er

*) Dieſen Ort finde ich nicht auf den Charten: wohl aber in derſelben Entfernung an der Landſtraße Manzelsdorf. Man nannte mir ihn Ondling oder Undling: in Dietz Poſtbuch wird er Ornding genannt.

liegt am Fuße des Kloſterbergs ſüdwärts von der berühmten Prälatur dieſes Namens. Es iſt eine prächtige Benedictiner Abtei mit einer koſtbaren Kirche: eins der anſehnlichſten Gebäude Deutſchlands. Die Lage auf einem Felſen zwiſchen dem Ausfluß der Melk und Bielach in die Donau giebt die reizendſte Ausſicht und eine natürliche Befeſtigung. Nach dem Markt zu hat die Façade in jedem Stock 62 Fenſter. Die Kirche hat in ihrer Mitte eine ſehr hohe Kuppel, rund herum mit Fenſtern. Das Waſſer wird aus einem Bach, eine halbe Stunde von dem Stift durch ein Druckwerk mit zwei Waſſerſtiefeln, die mittelſt eines Feldgeſtänges wirken, herauf gebracht, und dann noch durch feinen Sand geſeihet. Die Einkünfte des Stifts ſind ſehr beträchtlich. Es ſoll eine ſchöne Kunſt- und Naturalienkammer beſitzen, ein Münzkabinet, eine anſehnliche, brauchbare Bibliothek. Das Archiv iſt für die Landesgeſchichte ſehr wichtig, und ſehr gut geordnet. Unter den Handſchriften ſollen mehrere von Wichtigkeit ſeyn. Das Stift hat einen großen Lehnhof, von dem verſchiedene Schlöſſer, Höfe und andere Ritterlehne abhängen. Der Prälat iſt Primas der Niederöſterreichiſchen Landſtände.

Von Melk führt der Weg wieder bergauf: rechts iſt eine hohe Gegend, links eine ſchöne Ausſicht. Die Berge kommen bald näher, bald ziehen ſie ſich wieder weiter weg. Man kömmt durch Losdorf, $\frac{3}{4}$ St. Siening 3 St., über die Bielach nach Prinzersdorf 4 St. *) und Geversdorf 5 St. Vor Losdorf bleibt rechts das Schloß Schallaburg auf einem Berge liegen. Die Donau zieht ſich nun links weiter weg: man ſieht ſie nicht mehr. Der kleine Fluß Bielach entſpringt aus den Bergen von Oeſterreich unter der Enns und läuft, mit der Landſtraße faſt parallel, in vielen Krümmungen nach Melk. In Geversdorf ſahen wir Pfirſichbäume im freien Lande. Vor St. Pölten iſt wieder ein ziemlich hoher Berg. Hier waren zur Linken Ziegelöfen in der Erde. Man brennt die Steine von gelbem Leim. Das Tauſend koſtete ſonſt nur 5, jetzt aber 15 Gulden. Das Schloß Goldeck bleibt anderthalb Stunden weit zur Linken liegen.

Von St. Pölten nach Wien ſind noch vier

*) Siening und Prinzersdorf ſtehen nicht auf der Charte: an der letzteren Stelle aber Markersdorf, wovon ich nichts gehört habe.

Poſten oder acht Meilen: man wechſelt Pferde in Perſchling, Sieghartskirchen und Burkersdorf.

Vor St. Pölten geht es allmählig in die Tiefe herab. Man kömmt über den kleinen Fluß Traſen, der von den Bergen rechts herkömmt, und queer über den Weg der Donau zufließt, in welche er bei Trasmauer fällt. Dann kommen Ratzersdorf ½ St., Pottenbaum 1½ St., Kapellen 3 St., Roneberg 3½ St. Hinter Kapellen geht es über den kleinen Fluß Perſchling. Er kömmt rechts aus den Bergen und läuft in vielen Krümmungen eine Meile neben dem Wege, zur Linken des Tullner Feldes. Jenſeits Zwentendorf nimmt die Donau ihn auf.

Hinter Perſchling iſt, mit Abwechslung weniger Hügel, eine fruchtbare ſehr angebauete Ebene. Hier liegt zur Linken das große Tullner Feld, bekannt wegen der Fruchtbarkeit und der vorzüglich geſunden Luft. Man kommt durch Wieſelbruk ¼ St., Grundorf ½ St., Reiſerhof, Dendorf ¾ St., Salladorf 1 St., Michelsdorf 1¼ St., Mitterndorf 2 St., Streitthofen 2½ St., Amſtetten 3½ St.*) Vor Siegbardskirchen kömmt

*) Von dieſen Oertern fehlen viele auf den gewöhnlichen Charten.

man noch über den Tullner Bach, der durch das Tullner Feld diſſeits Tulln in die Donau fließt.

Bis Rieth 1¼ St. dauert die Ebene noch fort. Gleich hinter Sieghardskirchen kömmt ein großer Bach rechts her, der jenſeits Tulln in die Donau fällt. Dann nimmt der Weg eine veränderte Richtung zur Rechten. Es geht eine halbe Stunde lang den hohen Rieder Berg hinan. Die Gegend iſt ſehr waldig. Man hat rückwärts eine weite, nicht ſehr abwechſelnde Ausſicht. Die Berge ſind groß, aber von ziemlich breiter Oberfläche. In der Tiefe ſtrömt die Donau. Sie verfolgen ihren Lauf von Strecke zu Strecke in Zirkel-Schwingungen. Vor Sich ſehen Sie den Berg herab nur Waldung. Gabliz bleibt eine halbe Stunde vor Burkersdorf liegen, mit einer Kapelle im Walde.

Burkersdorf liegt in einem Keſſel von Bergen an der Wien. Dieſer Fluß kömmt aus dem Gebirge, und läuft nachher rechts neben dem Wege, bis er ſich bei der Kaiſerſtadt in die Donau ergießt. Er wird oft reißend durch die vielen Waldſtröme, die von den benachbarten Bergen herab ihn anſchwellen.

Der Weg geht hüglich fort auf Bergrücken, hie und da durch Felſen gebrochen. Viele Steine

rollen noch hie und da an den Seiten auf die niederen Gründe. In der Nachbarſchaft giebt es große Steinbrüche, durch deren Schutt die Straße oft leidet.

Von der linken Seite her zieht ſich die ganze Kette von Bergen, die in einem Zirkel bis Kloſter-Neuburg an die Donau gehen. Der Gallizin, der Himmel, der Kobenzl, der Leopoldsberg, der Kahlenberg ſind Aeſte davon. Sie haben alle in der Ferne ein finſteres Anſehen: nur die ſtarke Kultur, befördert durch die Nähe der Hauptſtadt, ſchuf ſie in Luſthölzer um.

Zur Rechten iſt der Rücken der Bergreihe, die nach Baden und heiligen Kreuz läuft und ſich bis an den Fuß des Schneebergs und der Steiermärkiſchen Alpen erſtreckt. Auch hier iſt der Boden nur mäßig. Die ganze Gegend hat einen gewiſſen Charakter von Wildheit: aber die häufigen Zeichen von Gebäuden erwecken zugleich den Gedanken an froheren Lebensgenuß.

Schon in dem Dörfchen Weidlingau, eine halbe Stunde von Burkersdorf finden Sie ein ſchönes Wirthshaus für die Städter. Aus dem Garten, der halb im Thale liegt, halb auf einer Anhöhe, wandern Sie in ein nahes liebliches Gehölz.

Eine kleine halbe Stunde weiter liegt das reizende Mariabrunn, ein Auguſtinerkloſter Barfüſerordens, mit einigen Häuſern umgeben. Der Wald macht hier ein liebliches rundes Thal, an welchem die Wien vorbeirauſcht. Das Kloſter ward nach dem Türkenkriege 1684 von Allmoſen erneuert. Ueber der Kirchenthür verkündet eine goldene Inſchrift auf bläulichem Marmor, daß Pius VI. auf ſeiner Rückreiſe nach Rom hier vom Kaiſer Joſeph 1782 den 22. April Abſchied nahm. Dem Kloſter gegen über jenſeits der Wien liegt in einem angenehmen Winkel das Fürſtliche Jagdhaus Auhof.

An dem Kloſter fließt von Hadersdorf herunter der Mauerbach. Jenſeits deſſelben ſtreckt ſich ein treffliches Thal, begränzt von einer hochſtämmigen Waldung. Ein lieblicher Fußſteig führt durch einen langen Gang auf Hüttelndorf.

Hadersdorf liegt eine kleine halbe Stunde von Mariabrunn links in einem engen Thal zwiſchen Bergen an den Mauerbach. Es iſt ein ſchönes Dorf mit einem Schloß des Feldherrn Laudon. Schloß und Garten ſind einfach:

an dem Bach der ſchönſte Baumſchlag, der üppigſte Wieſenwachs, den Sie ſehen mögen. Dieſer Ort war des Helden Lieblingsaufenthalt. Unter einigen wohlangebrachten Bildſäulen bemerken Sie am Abhange eines Berges in einer ernſten Gegend. Eine ehrwürdige Figur hält ein aufgeſchlagenes Buch mit den Worten: Cogitatio mortis eſt optima vitae philoſophia.

Dann kommen Sie zu einem kleinen Gehege, wo in einer hohen Einfaſſung ſein Grabmal ſteht; aus Sandſtein, ſehr gut gearbeitet. Ein Sarkophag, etwa drei Ellen hoch, mit einem flachen Dach, rund umher mit Trophäen umwunden, untermiſcht mit Figuren, die Ruhm, Friede, Tapferkeit, Wahrheit vorſtellen. Am vordern Ende ruht ein geharniſchter Krieger mit geſenktem Blick in traurender Stellung: neben ihm ſein Schild. Das Schwert entſinkt der Hand: das Viſir iſt aufgezogen. Auf einer Marmorplatte ſteht folgende ſchöne Inſchrift:

Tiro
ad Boryſthenem
Dux
ad Moravam, Viadrum,
Boberim, Neiſſam, Viſtriliam.
Veteranus
ad Unnam, Iſtrum, Savum.
Clarus Triumphis,
Simplex, Verecundus
Carus
Caeſari, militi, civi.

An der Hinterſeite ſteht:

Ern. Guid. Laudono
Conjux contra votum ſuperſtes
ac heredes poſuere 1790.

Wenn Sie wieder in den Weg lenken, ſind Sie bald in Hüttelsdorf. Dies große, ſchöne Dorf liegt am Abhang der Berge in einem kleinen, angenehmen Thal nahe an der Wien. Es iſt ungefähr die Hälfte des Weges von Burkersdorf.

Nun geht es eine kleine Anhöhe heran. Hier erblicken Sie zuerſt die prächtige Reſidenz mit ihren nächſten Umgebungen an der Donau. Es muß ein prächtiger Anblick ſeyn. Wir konnten ihn

nur unvollkommen genießen, weil die Nacht hereinbrach. Doch ſahen wir noch ſeitwärts zur Rechten über die Wien hinaus die Spitzen des Bergſchloſſes St. Veit. Es iſt einer der angenehmſten Oerter um Wien. Eine eigene Straße führt dahin über Schönbrunn und Hitzing.

Man findet ſich nun in einer anderen Gegend. Alle wilden Berge ſind zurückgetreten. Rechts ſtreckt ſich eine große Fläche an die Donau hin, die ſich auch jenſeits des Fluſſes nur in Waldung verliert. Links gewahren Sie noch Berge: aber die gefälligere Rückſeite, beſäet mit Luſthäuſern, mannigfaltigen Pflanzungen, trefflichen Weiden. Das Ganze iſt ſo ſtark angebauet, mit ſo ſichtbarem Aufwande, daß Sie die Bewohner dieſer reichen Gegend glücklich und überglücklich preiſen; zumal in unſerer trüben Zeit, wo die Hand des Schickſals manche, ſonſt auch geſegnete Gefilde ſo ſchnell in eine Stätte des Jammers verwandelte.

Dann kommen Sie in der Ebene durch Baumgarten, anderthalb Stunden von Wien. Hier hatte der Feldmarſchall Haddick ein ſchönes Luſthaus mit einem Garten. Penzing und Schönbrunn bleiben rechts liegen: weiterhin nahe bei

den Linien Reindorf und Fünf Häuſel. Der ganze Weg ſcheint nur eine Reihe von Häuſern zu ſeyn, bis Sie bei den Linien anlangen.

Wir kamen nun durch die langen Vorſtädte Maria Hülf und Laimgruben in das Bergthor: bald darauf in das Hotel zum römiſchen Kaiſer, ehemals die drei Hacken genannt, wo Freund Niſſen uns Zimmer beſtellt hatte.

XXII.

Baden den 2. Aug. 1804.

Für jetzt haben wir uns in der Kaiſerſtadt nicht länger aufgehalten, als die Sorge für einige ökonomiſche Einrichtungen es nöthig machte.

Die erſte von allen bezog ſich auf meinen Geſundheitszuſtand. Dem Ziel der Reiſe war ich nun nahe. Faſt ein Monat war verſtrichen, ſeitdem ich Kopenhagen verlaſſen hatte. Ungeachtet mancher Beſchwerden, die für einen Schmerzleidenden von einer Reiſe unzertrennlich ſind, ſchien mein Befinden viel beſſer. Ich fühlte mich heiterer. Deſto williger folgte ich dem Rath meiner Aerzte, mich nun in Wien mit einem Arzt zu beſprechen, ehe ich die Kur anfing.

Meine Freunde in Wien wieſen mich an Gall, der auch als praktiſcher Arzt in großem und verdienten Ruf ſteht. Als einen ſehr denkenden,

ſcharfſinnigen Mann kannte ich ihn ſchon von meiner erſten Reiſe nach Wien.

Er gab mir nicht ganz den gewünſchten Troſt. Ueberſpannte Kopfarbeit, ſagte er, hätte das Nervenſyſtem geſchwächt, inſonderheit die Verdauungswerkzeuge. Dies Uebel werde das Bad nicht heben. Engbrüſtigkeit wäre nur ein zufälliger Ausbruch. Ganz frei von Schmerzen würde ich ſchwerlich wieder. Strenge Lebensordnung, mäßige geiſtige Diät, der anhaltende Gebrauch einiger ſtärkenden Kräuter könnten meinen Zuſtand ſehr leidlich machen. Vielleicht, daß ich ihn dann ſelbſt nicht vertauſchte gegen andere Gebrechen, wovon ich nun frei wäre.

Indeß widerrieth er mir keinesweges den Gebrauch des Bades. Schaden könne es gewiß nicht. Schon der Aufenthalt von einigen Wochen an dem ſehr geſunden Ort, unter aller Vorſicht einer Badekur, würde mir zum Theil heilſam ſeyn.

Auf dieſe Autorität ward denn alles zur Reiſe eingerichtet. Ein beladener Wagen ward voraufgeſchickt. Meine Frau, begleitet von einer Freundin, die ihr Geſellſchaft leiſten wird, folgte mit dem Knaben. Und ich — hingeriſſen von den

Beſchreibungen des wackern Schultes*) — beſchloß, meinen Eingang in die paradieſiſche Gegend zu Fuß zu machen. Ich fühlte mich wieder ſo ſtark, daß ich es wagen durfte, die Reiſe mit manchem einladenden Umweg in zwei Tagen zu machen.

Ich nahm meinen Weg aus dem Schönbrunner Thor die ſechs Häuſer vorbei, über Berchtolsdorf nach Brunn. Dieſer Weg beträgt 3 Stunden. Man kann auch über Schönbrunn, Hitzing und Schellhof gehen: aber dieſe Oerter zu beſehen, hätte mich jetzt zu lange aufgehalten.

Von den ſechs Häuſern kommt man queer über in die Laxenburger Allee. Altmannsdorf, mit einem Schloß, bleibt links liegen. Hier geht ein Weg zur Linken landeinwärts, nahe vor Erlam vorbei. Es iſt ein ſchöner Landſitz des Fürſten Stahremberg: das Schloß inwendig ſehr gut eingerichtet. In dem großen Garten bemerkte ich eine treffliche Flur, viele herrlich duftende Sträu-

*) Schultes Ausflüge nach dem Schneeberg in Unteröſterreich. Wien 1802. längl. 8. Bei manchen nachſtehenden Beſchreibungen habe ich ihn gerne zum Führer gewählt.

cher. Die Ruinen eines Tempels überraſchen Sie im Innern durch einen ſchönen Tanzſaal.

Sie kommen an der Lieſing, einem Bach, der ſich, nach einem ziemlich langen Lauf und vielen Krümmungen in die Schwöchat ergießt, nach Azogerſtorf mit einem Schloß. Von hier gehen Sie, mit den Krümmungen des Baches, nach Oberlieſing und Unterlieſing, wo eine Brücke über das Waſſer führt.

Eine Viertelſtunde davon iſt der alte, große, jetzt wohlgebauete Markt Berchtolsdorf. Die Kirche iſt ein ſehr altes, feſtes Gebäude, das ſchon 1441 erneuert ward. Aus der obern Kirche führt eine Treppe durch eine Thür unter einem ſchweren Pfeiler in unterirdiſche Kammern, ehemals Grabſtätten und Andachtsörter. Hier verbargen die Einwohner im Türkenkriege ihre beſten Sachen: aber die Barbaren durchbrachen die Thüre troz der Eiſenplatten, und verbrannten, was ſie nicht wegbringen konnten.*) Hinter der

*) Spazierfahrten in die Gegenden um Wien von Fr. v. P. G. Wien 1794. 8. M. ſ. auch die ſchönen Heftweiſe herauskommenden Abbildungen unter dem Titel: Spazierfahrten um Wien.

Kirche ſtehen die Ueberbleibſel eines ehemaligen Schloſſes der Tempelherren. Auf dem Gottes-acker, dem ehemaligen Schloßgarten, iſt auch das Grab des um die Oeſterreichiſche Litteratur verdienten Popowitſch. Er hat ſich ſelbſt eine Grabſchrift gemacht, die in einem einfachen Marmorſtein eingehauen iſt: Popovi quod fuit jacet.

Um dieſen Ort erheben ſich hohe Berge, die manchen angenehmen einſamen Spaziergang darbieten. In dieſem Charakter iſt der Weg nach dem nicht weit entlegenen Brunn am Gebirge. Dieſer blühende Markt iſt berühmt wegen des ſehr guten Weins, der in der Gegend wächſt, und darnach benannt wird. Nicht weit davon liegt das ſchöne Kirchdorf Enzersdorf am Gebirge. Die Franziscaner haben hier ein Kloſter und einen einträglichen Wallfahrtsort, Maria Heil der Kranken genannt.

Zwiſchen beiden Oertern, doch näher bei Enzersdorf, ſüdwärts im Gebirge, am Eingang der Waldſtraße nach Heiligenkreuz, liegen die beiden Bergſchlöſſer alt- und neu Lichtenſtein. Jenes iſt eine merkwürdige, gut erhaltene Ruine einer alten Veſte: dieſes ward erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erbauet. Von dem Berge,

wo jenes liegt, hat man eine treffliche Ausſicht, wie in das Innere des Gebirgs. Jetzt iſt oben eine gelungene Anlage zu einem engliſchen Garten.

Gegen über liegt auf einem noch höheren Berge die Ruine des alten Schloſſes Medling. Man kömmt aber erſt zu dem Markt, der den Nahmen davon hat. In dieſem großen Ort ſind die alte, ſtarke Pfarrkirche auf einer Anhöhe, und das gleichfalls alte Rathhaus merkwürdige Gebäude. Es giebt hier einige Fabriken von Bändern und Mouſzelinen von Schweizern eingerichtet, die ſich hier niederließen.

Bei Medling iſt der Eingang in den vorderen Briel: ein kleines Thal zwiſchen Bergen. Es zeichnet ſich aus durch ungeheure, ganz beſonders geformte Steinmaſſen, in unordentlichen Klumpen auf einander gethürmt. Hie und da wachſen einzelne Bäume aus dem Geſtein hervor. Dicht an dieſen Felswänden liegt das Dorf Clauſen. Die Häuſer ſcheinen jeden Augenblick von einem Einſturz der Maſſen bedrohet: aber die allmächtige Hand, die ſie hinwarf, hat ſie auch befeſtigt.

In dem Thale fließt der liebliche Medling-Bach, mannigfaltig gekrümmt. Er hat vortreff-

liches Waſſer und wohlſchmeckende Fiſche in Menge.

Jetzt ſehen Sie durch eine dunkle Schlucht über die Gipfel der höchſten Bäume die Ruinen eines Schloſſes hervorragen. Es iſt die alte herzogliche Burg Medling, die Sie auf dem Lichtenſtein gegen über fanden. Sie war einſt der haltbarſte Platz der Ungarn, die von dort aus das obere Land nach Gefallen überzogen. Die Warte auf der Spitze des Montbergs bei Medling diente ihr zur Vorburg. Aber ſchon der Stammvater des Babenbergiſchen Hauſes, Leopold I. entriß ihnen die Burg 984. Man ſieht noch an den Ueberbleibſeln, wie hoch das Gebäude war und wie dauerhaft. Von dem Berge öffnet ſich eine große, freie Ausſicht über die vorliegenden Berge nach Wien und Ungarns Ebenen.

Am Fuß dieſes Berges, den Schloßberg genannt, ſteht an der Seite des Bachs ein beinahe abgeſondertes Felsſtück, einem Thurm ähnlich. Auf der Oberfläche iſt ein Garten angelegt, mit einem Geländer verſehen. Ein einfacher Sitz von berindeten Holzſtücken in einem Winkel, gewährt Ihnen einen angenehmen Ruhepunkt, von dem Sie das Thal überblicken.

In dem andern Briel, eine kleine Viertelſtunde von Medling iſt das große, ſehr gut eingerichtete Wirthshaus, der Caſino genannt. Hier übernachtete ich, ungefähr viertehalb Stunden von Wien.

Früh am andern Morgen machte ich mich wieder auf den Weg nach Medling. Die Lage der alten Schlöſſer machen es recht anſchaulich, wie die Ritter ihre Burgen baueten, um das flache Land beherrſchen zu können und die Beute ſicher zu bewahren. Wirklich mußte die Kriegskunſt ſchon große Fortſchritte gemacht haben, ehe jene Plätze etwas von ihrer Sicherheit verloren.

Nach einer kleinen halben Stunde war ich bei dem Pfennigſtein. Es iſt ein hoher, ſpitzer Berg, mit Wald bedeckt, aber oben ganz kahl: ein einzelner, ungeheurer Kalkſtein mit verſchiedenen Spitzen. Von der Höhe hat man eine noch viel weitere Ausſicht, als von einem der Berge, die ich den Tag zuvor erſtiegen hatte. Das Auge geht über alle Badener Berge weg, über die Ebene bis Wien, und zur Rechten nach Laxenburg, Neuſtadt bis tief in Ungarn hinein. Es war ein herrlicher, weit umfaſſender Anblick: mit keinem, den ich noch kenne, zu vergleichen, weil

ich noch nirgends eine Stadt wie Wien vor mir ausgeſtreckt ſah, eine ſo bebauete Gegend, ſolche Wälder um den majeſtätiſchen Fluß mit ſeinen zahlloſen Inſeln. Nur an einer Seite wird die Ausſicht gehemmt, durch einen anderen vorliegenden Berg, der dagegen nicht eine ſo vollkommene Ueberſicht gewährt als der Pfennigſtein. Wie kahl oder einförmig iſt dagegen das Ufer der Elbe, ſelbſt da, wo der Fluß noch breiter als die Donau, an ſeinem Geſtade auch ſchöne Luſthäuſer und Gärten in Menge hat, in der Nachbarſchaft der großen und reichen Städte Hamburg und Altona. Nein! mein Freund, wir wollen uns nicht heucheln. Unſeren Gegenden fehlen die Berge, und vor allen Dingen Klima und Vegetation des ſüdlichen Deutſchlands, die den Baumgruppen ein ſo viel ſchöneres Leben, ſo weit größere Mannigfaltigkeit geben. Von den Düften ſage ich nicht: aber wer ſie einmal genoß, glaubt ſie auch in der Ferne zu empfinden.

Von dem Pfennigſtein nahm ich einen anderen Weg, der mich unter mancherlei verſchiedenen Gebirgsanſichten auf die vier Joch-Kugel führte. Ich brauchte etwa eine Stunde, um die Spitze dieſes hohen Berges zu erreichen. Dieſe

Ausſicht übertraf an Weite alle, die mir bekannt ſind, ausgenommen die von dem Münſter in Straßburg und von einigen Bergen in der Schweitz. Aber die ſchönſte, fruchtbarſte, mannigfaltigſte iſt die, deren ich jetzt genoß. Ich mußte behaupten, der Durchmeſſer des prächtigen Kreiſes, der nach allen Himmelsgegenden faſt entfaltet lag, betrage gegen 20 Meilen. Schon aus der Charte können Sie ſich eine Vorſtellung machen von der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenſtände.

Der Eindruck des erhabenen Anblicks ward noch erhöhet durch die freudige Gewißheit, daß der traurige Krieg wenigſtens dieſem herrlichen Fleck der Erde keine tiefe Wunde ſchlug, den Lebensgenuß der glücklichen Bewohner nur wenig kümmerte. Aber ſo verlor ich mich auch in tauſend Betrachtungen über des Zeitalters Schwäche und Verkehrtheit, die mich ſelbſt der Gegend vergeſſen ließen. Faſt maſchienenmäßig, ſchweigend folgte ich meinem Führer. Nach einer guten Stunde war ich in Thalern, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie. Er verſicherte, mich gefragt zu haben. Weil ich nicht antwortete, beſtimmte er ſich, nach

einer gewiß untadelhaften Logik, für den bequemſten Weg.

Thalern, oder Talling, vor Alters Talern, iſt ein liebliches Dörfchen mitten unter Weinbergen, die zum Theil den ſteilen Abhang des Kegels einkleiden. Es gehört dem Stift zum heiligen Kreuz, dem Leopold V. ein Geſchenk damit machte. Man kennt es unter dem Namen der großen Preſſe, weil die größte Preſſe in Oeſterreich hier iſt.

Von Thalern hatte ich weiter in Süden eine gute halbe Stunde nach Gumpoldskirchen. Der Weg führt auf der Höhe eines Bergrückens. Seitwärts zur Linken, in einem halben Zirkel umher, haben Sie, über Weinberge hin, eine freundliche, ziemlich weite Ausſicht auf die ſogenannte Neuſtädter Heide bis an die Berge, die ſich in Ungarn jenſeits der Donau erheben. Die Gegend iſt ſehr ſtark bebauet: Dörfer, Kirchen, Schlöſſer, Luſtwälder auf mäßigen Hügeln, geben mannigfaltig anziehende Geſichtspunkte.

Gumpoldskirchen liegt größtentheils verborgen in einer Bergſchlucht, die ſich im Gebirge von Weſten gegen Oſten herabzieht. Es iſt ein alter Markt, berühmt beſonders durch den

Wein, der zu den vorzüglichſten in Oeſterreich gehört. Im Rücken ſehen Sie nur kahles Geſtein: vor ſich auf eine fruchtbare Ebne, ſeitwärts ſanft fallende Weinberge, durch Mauern geſtützt, mit zahlreichen Häuſern der Weinbauer beſetzt.

Noch eine kleine Stunde wandern Sie in dieſen lieblichen Weinbergen, das Auge immer auf die ſchöne Ebne gerichtet, in der die nächſten Umgebungen von Baden ſich immer mehr entfalten. Allmählig verlieren ſich die Berge in der Ebne bei Pfaffſtätten. Hier wächſt der edelſte Oeſterreichiſche Wein: ein feuriger, rother Wein von ächt burgundiſchem Stamm.

Nun haben Sie noch eine halbe Stunde in der fruchtbaren Ebne. Seitwärts erſtreckt ſie ſich gegen Neuſtadt hin in eine unabſehbare Ferne. Gerade vor wird ſie durch die Waldbedeckten Berge begränzt, an welche Baden lehnt. Die Schwöchat durchſtrömt das Thal: ſie ſchimmert aber nur zuweilen durch die Flur. Eigentlich iſt es ein großer Bach, Schwöchand genannt, der bei heiligen Kreutz aus dem Gebirge von Leopoldsdorf herabkömmt. Er fließt dann der Donau zu, die ihn etwas unterhalb des

Markts Schwöchat aufnimmt. Der Arm, der von Weikersdorf aus an den vielen Mühlen dieſer Gegend fließt und ihre Werke treibt, heißt der Badner Mühlenbach.

Die Stadt Baden liegt nördlich am Abhang eines kahlen Gebirgs. Gegen Weſten hat ſie eine angenehme Gebirgskette, gegen Süden den Schwöchand und Mühlbach, gegen Oſten eine weite, fruchtbare Ebne.*) In dieſer ſieht man Pfaffſtätten, Lehrsdorf, Triebeswinkel, Guntramsdorf, Draiskirchen und andere wohlgebauete Oerter. Der Ort ſelbſt iſt ſehr alt: er erhielt aber erſt 1480 vom Kaiſer Friedrich IV. Stadtrecht, Wochenmärkte und Wappen. Damals hatte die Stadt ein landesfürſtliches Schloß, Haag genannt. Es ward aber nachmals als ein Raubneſt auf den Grund zerſtört: doch heißt

*) Dr. Schenks Taſchenbuch für Badegäſte Badens in Nieder-Oeſterreich, nebſt einer kleinen Fauna und Flora m. K. und einer ſchönen Charte: Wien 1805 8. Nach dieſer ſchätzbaren Schrift und Dr. Höfers Naturſchönheiten und Kunſtanlagen von Baden, habe ich mich bei den nachſtehenden Beſchreibungen oft gerichtet.

der Platz, wo es ſtand, nächſt der Pfarrkirche, noch auf der Burg.

In der Ringmauer der Stadt ſind nur 86 Häuſer: aber mit den Vorſtädten beträgt die Anzahl über 300. Die Vorſtädte werden jetzt völlig als Theile der Stadt angeſehen und Viertel genannt; die eigentliche Stadt heißt das Stadtviertel. Von den ſechs Thoren, welche die Stadt hatte, ſind ſchon zwei abgetragen, das Rennthor und Thereſienthor: wahrſcheinlich wird eben dies mit den übrigen geſchehen. Ueberdies ſind die Dörfer Breiten und Rohr ſo nahe, daß ſie mit für Vorſtädte gelten können.

Die Anzahl der Einwohner mag, die Vorſtädte mitgerechnet, etwa über zwei tauſend betragen. Sie haben durch die vielen Fremden ſtarke Nahrung. Inſonderheit iſt der Hauszins eine bedeutende Erwerbsquelle.

Eigentlich giebt es nur eine Hauptgaſſe in der Stadt. Sie geht durch die ganze Breite. In der Mitte iſt der ſogenannte Platz: wir würden Markt ſagen. Von dieſem Platze haben Sie einen recht ſchönen Geſichtspunkt: an der einen Seite das Frauenthor am Ende der Straße, an der andern den Calvarien-Berg gerade gegen

über. Hier ſteht auf einem dreieckigen Piedeſtal die Säule der heiligen Dreieinigkeit, aus harten Steinen zuſammengeſetzt, umgeben mit Statüen und Marmorplatten mit andächtigen Inſchriften. Der italiäniſche Bildhauer Stanetti errichtete ſie für die Stadt 1714 zur Dankbarkeit wegen der Beendigung der Peſt.

Das Rathhaus an der Ecke des Platzes und der Rathhausgaſſe iſt ein altes, unregelmäßiges Gebäude mit einem kleinen Thurm. Von den beiden Kirchen liegt die Pfarrkirche, ein altes gothiſches Gebäude aus Quaderſteinen, nahe am Wiener Thor: die Auguſtinerkirche am Frauenthor. Die Frauenkirche, zur Maria Geburt genannt, ehemals ein Eigenthum der Auguſtiner, iſt jetzt ein Holzmagazin. In dieſer Kirche iſt unter dem Hochaltar die Quelle des Frauenbades. Auch iſt der ſchöne gothiſche Thurm merkwürdig: er ſcheint ganz umgekehrt auf der Spitze zu ſtehen, und wie an der Mauer zu hängen.

Außer der Hauptgaſſe iſt noch die Wiener Gaſſe lang und breit. Sie läuft zugleich durch die ganze Wiener Vorſtadt, bis zu dem Eingang

von der Chauſſee. Die übrigen Gaſſen ſind kür-
zer und ſchmäler.

Alle Gaſſen ſind gut gepflaſtert: die Hauptgaſſen an den Seiten der Häuſer mit Trottoirs. Sie werden ſehr rein gehalten: unterirdiſche Ableitungskanäle führen die Unreinigkeiten ab ohne allen Geruch, und befördern den Luftzug. Auch die Beleuchtung iſt vollkommen hinlänglich.

Seit zehn Jahren iſt die Stadt ungemein verſchönert. Sehr viele Häuſer ſind neu aufgebauet: faſt alle verſchönert und beſſer eingerichtet. Der Generaladjutant des Kaiſers, Geheimerath Graf von Lambertin hat ſich inſonderheit verdient darum gemacht. Er gab den Einwohnern zum Theil Modelle, und gieng ihnen ſonſt auf manche Weiſe an die Hand. Ihm gebührt alſo größtentheils auch der Dank der Fremden. Im ganzen ſind die Häuſer jetzt im Innern recht artig verziert, und zum Theil mit Geſchmack meublirt. Täglich werden mehrere neue Baue angefangen, vorzüglich an den Vorſtädten, und mehr in das Feld hinaus. Das Bauen iſt auch gar nicht theuer. In der Nähe brechen die treff-lichſten Steine. Der ſtärkere Verbrauch ermun-

tert immer mehr und mehr zur Gewinnung der übrigen Materialien in der umliegenden Gegend.

Zwiſchen dem Frauen- und Waſſerthor liegt das Auguſtinerkloſter, ein großes Gebäude, welches auch von dem Kaiſer und der Kaiſerin bewohnt wird, wenn ſie das Bad gebrauchen. Sie können von hier durch einen bedeckten Gang in das Frauenbad kommen. Aber der Platz iſt ſo eingeſchränkt, daß die meiſten, die zu dem Gefolge gehören, in der Stadt ihre Wohnung nehmen müſſen.

Der Mariazeller-Hof, ein Freihof weſtwärts außer dem Rennthor, beinahe zu Ende der Berggaſſe, iſt von dem Kaiſer zu einem Spital für arme kranke beſtimmt, die des Bades bedürfen. Er hat den Hof von dem Religions-Fonds gekauft, und einen anſehnlichen Beitrag zu der Einrichtung gegeben. Zugleich ſind andere Menſchenfreunde zu Beiträgen aufgefordert: man darf hoffen, nicht vergebens.

In dem Bürgerſpital, vor dem Spital- oder Heiligenkreutzer Thor, genießen zwölf bürgerliche Arme eine geheitzte Wohnung, Wäſche, Kleidung, Krankheitspflege und ſieben Kreutzer täglich. Zugleich iſt in dieſem Gebäude von der

Regierung 1800, nach dem Vorſchlag des verdienten Badearztes Dr. Schenk, eine Verpflegungsanſtalt für fremde arme Badebedürftige errichtet. Sie beſteht für jetzt, bis ſie durch mehrere milde Beiträge vergrößert werden kann, aus vier Zimmern. Die beiden oberen größeren, jedes mit 8 Betten, ſind für ſolche arme fremde Kranke, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche des Bades bedürfen und dabei gehen können. Außer der Wohnung und freier Medizinalpflege, bekommen einige täglich 6 Kreutzer zu ihrer Nahrung, die angeſeheneren täglich 12 Kreutzer aus der Herzoglich Albertiſchen Stiftung. In den beiden unterſten Zimmern ſind 4 Betten für ſchwere bettlägerige fremde Kranke. Dieſe erhalten zu ihrer Nahrung täglich 12 Kreutzer. Ueberdies ſind in dieſen beiden Zimmern 4 Betten für arme kranke Dienſtboten des Orts. Der jedesmalige Kreisarzt, Kreiswundarzt und Spitalverwalter ſtehen der Anſtalt unentgeldlich vor. Dem erſten inſonderheit liegt es ob, die Aufnahme zur Verpflegung zu beſtimmen, nachdem die Kandidaten ihre Armuth durch Zeugniſſe bewieſen haben. Ein Krankenwärter und eine Wärterin bedienen

die Kranken. Die Anſtalt iſt während der ganzen Badezeit offen, von der Mitte des Aprils bis gegen Ende Octobers.

Als öffentliche Gebäude zum Vergnügen der Badegäſte verdienen das Theater, das Caſino, der Redoutenſaal eine rühmliche Erwähnung.

Das Theater ward von der Stadt 1775 erbauet, an dem Platz rechter Hand von der Pfarrgaſſe. Es hat zwei Eingänge, einen an dem Platz, den andern an dem Thereſiengarten. Im Jahre 1798 ward die innere Einrichtung verbeſſert und verſchönert.

Das Caſino ward 1786 am Hauptplatz aufgeführt, der Säule gegen über. Es iſt ein anſehnliches Gebäude, zwei Stock hoch. Unten iſt ein Kaffehaus: im erſten Stock im Hintergrunde ein großer, geſchmackvoll gemahlter Saal, und ein eben ſo großer Speiſeſaal, der an jenem ſtößt. Die Außenzimmer und der ganze zweite Stock ſind zu Geſellſchaftszimmern beſtimmt, oder zu Wohnzimmern für fremde Gäſte und Badende.

Der Salon oder Redoutenſaal iſt ein großes, bequemes, geſchmackvolles Gebäude von zwei Stock. Der Theaterunternehmer führte es erſt 1800 auf, ganz nahe am Schauſpielhauſe,

mit der Haupt-Façade gegen das Weingebirg zu. Bei der ganzen Anlage, inſonderheit bei der inneren Einrichtung, iſt Lambartin's Anleitung befolgt. Der erſte Stock enthält beſonders einen ſehr ſchönen Tanzſaal, $11\frac{1}{2}$ Klafter lang, 7 Klafter breit, $4\frac{1}{2}$ Klafter hoch. Von den vielen Zimmern des zweitens Stocks iſt ein Theil für Badegäſte beſtimmt: die andern ſind auf Lambertin's Koſten erbauet, und fallen erſt nach ſeinem Tode als Geſchenk theils an die Stadt, theils an den Unternehmer des Baues, als Beſitzer des Hauſes. Im Erdgeſchoß iſt zur rechten Seite an dem Theater ein Traiteur, bei dem man Mittags und Abends in dem Gebäude ſpeiſen kann: links ein Kaffehaus mit mehreren Billarden. Auf dieſem Kaffehauſe finden Sie zugleich die geleſenſten Zeitungen und mehrere Journale, nach liberaler Auswahl und ohne allen Zwang von Seiten der Cenſur, wie es ſich für einen Badeort allerdings gebührt.

XXIII.

Baden den 6. Aug. 1804.

Um einer guten, bequemen Wohnung ſicher zu ſeyn, muß man ſie zeitig beſtellen. An kleineren iſt noch kein Mangel. Wie ſtark das Bad auch beſucht wird, ſo wiſſen die Einwohner doch Rath zu ſchaffen, wenn die Häuſer nicht hinreichen, die gewöhnlich Gäſte aufnehmen. Aber der Wohnungen von 4 bis 5 Zimmern ſind ſchon nicht ſo viele: noch ſeltener die, wobei man zugleich Stallraum und Remiſe haben kann. Oft trifft es ſich, daß man anfangs auf die Expectanten-Liſte geſchrieben wird, und man hat dann gewöhnlich Hoffnung, nach vierzehn Tagen zum Beſitz zu gelangen. Das pflegt ungefähr die mittlere Dauer der Kurzeit zu ſeyn.

So ging es auch uns. Sobald ich mich zu der Reiſe beſtimmt hatte, bat ich meinen alten Freund Niſſen, unſern Geſandſchaftsſekretär,

mir Zimmer zu nehmen. Er fand eine ſehr gute Wohnung in dem Hauſe der ſchönen Königin. Sie ward auf drei Wochen gemiethet: aber ſie konnte nicht eher als den 1ſten Auguſt bezogen werden. Das erfuhr ich, als ich ſchon die Reiſe angetreten hatte; wir konnten uns daher länger aufhalten und mehrere merkwürdige Städte beſehen.

Meine Erwartung ward vollkommen befriedigt. Zwar iſt die Wohnung par terre: aber ſie iſt trocken und luftig. Das Haus liegt an der Hauptgaſſe dem großen Traiteur-Hauſe zur Römiſchen Krone gegen über, wo wir uns ſpeiſen laſſen. Zur Beglaubigung ſeines Namens führt es in ſeinem Schild ein freilich ſehr häßliches Bild, was aber dennoch eine ſchöne Frau vorſtellen ſoll, die große Maria Thereſia. Sie iſt über zwanzig Jahre todt, und lebt noch immer in dem dankbaren Andenken von Tauſenden.

Den Preis finde ich ſehr billig. Wir zahlen für fünf Zimmer und zwei Bedienten-Kammern fünf Gulden täglich. Größtentheils ſind die Zimmer auch meublirt: wir haben nur einige Kleinigkeiten von Wien mitgenommen oder machen laſſen. Zu dieſen gehört, wie Sie leicht errathen, ein Stehpult für mich. Noch immer arbeite ich ſte-

hend, in der Regel 8 bis 9 Stunden des Tages. Auch ſeit meinen Bruſtbeſchwerden iſt in dieſer Diät nichts geändert. Und ich bin ſo daran gewöhnt, daß ich nicht ohne Pult ſeyn kann, wenn ich mich auch nur auf acht Tage irgendwo einrichte. Für eine kürzere Zeit auf der Reiſe hilft meine Schreib-Chatoulle. Auf einem Tiſch von gewöhnlicher Höhe geſtellet iſt ſie ungefähr ſo hoch, daß ich ſtehend daran ſchreiben kann.

Mit den übrigen kleinen Bedürfniſſen an Hausgeräth für den Feldfuß muß man ſich in Wien verſehen. Die Ausgabe iſt dann nicht groß. In Wien, wo verhältnißmäßig für alle Stände geſorgt iſt, findet man faſt alle Bedürfniſſe zu ſehr verſchiedenen Preiſen. Dennoch iſt alles wohlfeil, alles von einer gewiſſen Eleganz. Ich glaube, daß uns alles Tiſchgeräth für ſechs Perſonen nicht über hundert Gulden koſtete.

Die Lebensweiſe der meiſten Familien iſt ungefähr dieſelbe. Sehr wenige machen ſelbſt ihre Küche. Alle anderen erhalten in ihrer Wohnung gekochtes Waſſer zur Bereitung des Frühſtücks, oder was man außer den Mahlzeiten genießen will. Mittagseſſen und Abendbrod wird in der Regel von einem Traiteur geholt. Der Preis iſt ver-

ſchieden: gewöhnlich einen Gulden für die Portion von vier Schüſſeln, Abends die Hälfte. In einigen Häuſern werden die Gäſte auch geſpeiſet, als in dem Caſino, dem Sallon, der Krone, einigen Wirthshäuſern: auch in dem Sauerbade und mehreren Häuſern in den Vorſtädten. Wer nicht in einem ſolchen Hauſe wohnt, muß bei der Wahl der Wohnung ſo viel möglich darauf ſehen, nicht zu weit von dem Speiſewirth entfernt zu ſeyn: denn die Sorge für den Magen iſt, dem Badenden zumal, keine der geringſten. Wenn man nicht in Familien lebt, ſpeiſet man am beſten in dem Sallon. Das Lokal iſt hier bei weitem am angenehmſten.

Milch und Wein nahmen wir immer aus der erſten Hand: die Aechtheit beider iſt gar zu wichtig für die Geſundheit. Jene bringt Ihnen gerne ein Bauermädchen jeden Morgen in Ihre Wohnung. Dieſem laſſen Sie von Wien kommen, wenn Sie nicht eine beſondere Addreſſe in Baden haben. Ueber die Wahl des Weins müſſen Sie mit dem Arzt Rückſprache halten. Mir bekam immer der Ofener am beſten.

Alle übrigen Bedürfniſſe des täglichen Lebens erhält man am beſten aus Wien. In Baden ſind

ſie natürlich theurer. Indeß hat die Regierung mit gefälliger Aufmerkſamkeit dafür geſorgt, daß Fremde Gelegenheit finden, ſich auch in Baden, wenn ſie es wünſchen, mit allem zu verſehen. Vier Handlungsgewölbe ſind mit Spezereien und allem, was zur Kleidung gehört, reichlich ausge-ſtattet. Eine Putz- und Modehändlerin zu Ende der Wiener-Gaſſe verſorgt die Damen, wenig-ſtens zur Zeit, mit der größten Bereitwilligkeit. Handwerker giebt es genug in allen Fächern: einige machen vorzügliche Arbeit. Zu dieſen gehört in-ſonderheit der Stahl- oder Meſſerſchmidt, der wegen ſeiner chirurgiſchen Inſtrumente berühmt iſt; der Drechsler auf der Freiung; einige Tiſch-ler, die in den letzteren Jahren ausgezeichnete Kunſtwerke geliefert haben. Ein Handſchuhma-cher und ein Piké-macher verfertigen ſo ſchöne Waaren, daß Fremde gewöhnlich zu ihrem Ge-brauch davon mitnehmen.

Damit es auch an geiſtiger Nahrung nicht fehle, hat der Buchhändler Geiſtinger in Wien hier eine Filial-Handlung eingerichtet. Sie iſt freilich eben nicht ſehr reichlich verſehen: aber man hat doch die Bequemlichkeit, ſehr bald aus Wien er-halten zu können, was man verlangt.

Zur Bequemlichkeit der Badegäſte iſt die Verbindung mit Wien möglichſt befördert. Täglich geht eine Kutſche nach Wien, die Abends von dort zurückkömmt. Sie nimmt Briefe, Pakete und Perſonen mit. Die Perſon zahlt nur 1 Gulden 30 Kreuzer für einen recht bequemen Sitz. Wenn man ſich zeitig genug des Abends meldet, iſt man immer ſicher einen Platz zu erhalten. Gewöhnlich fahren drei Wagen; auch mehrere. Sie gehen immer zur beſtimmten Zeit ab: aus Baden um 7 Uhr Morgens, aus Wien Nachmittags um 3 Uhr. Mehr als fünf Stundeu bringt man nicht auf die vier Meilen zu. Sollten nicht vier Perſonen ſeyn, ſo muß der Wagen dennoch fahren, wenn jemand für die Fehlenden mit bezahlen will. Ziemlich große Pakete gehen noch als Gepäck der Reiſenden frei mit. Für ſchwere Waaren giebt es andere Gelegenheiten.

Seſſelträger bringen Sie nach dem Bade und wieder zurück, auch ſonſt wohin Sie wollen, in der Stadt und den Vorſtädten bis an das äußerſte Ende. Ihnen iſt eine beſtimmte, ſehr billige Taxe vorgeſchrieben, die ſie nicht überſchreiten dürfen.

Mit den Landkutſchern wird man nicht immer ſo leicht einig. Am ſicherſten, man bedingt die

Reiſe vorher ſo beſtimmt als möglich: ſonſt entſtehen Schwierigkeiten, auch wegen der geringſten Umwege oder Zögerungen. Wer viel fährt, thut am beſten, wöchentlich für ganze oder halbe Tage zu accordiren. Man erhält nicht nur billigere Preiſe; ſondern man iſt ſonſt auch keinesweges ſicher, an ſchönen Tagen eine ſchnell beſchloſſene Fahrt anſtellen zu können. Wir werden uns unſtreitig ſehr wohl dabei befinden, dieſen Rath unſerer Freunde in Wien zu befolgen. Die wenigen Tage, die wir bis jetzt hier zugebracht haben, ſind wir jeden Tag gefahren. Es iſt nicht möglich, dieſer himmliſchen Luft, der einladenden Gegend zu widerſtehen. Dabei ſind Pferde und Wagen ſehr gut: beide ſcheinen der gebirgichten Gegend ſo angepaßt, daß man auch in dieſer Rückſicht wenig Beſchwerden zu ſcheuen hat.

Auswärtige Briefe kommen zweimal des Tages: früh um 8 Uhr, Nachmittags um 4 Uhr. Zu eben den Zeiten gehen die Poſten wieder ab. Ueberdies können Sie mit dem Badener Wagen täglich von Ihrem Banquier in Wien Briefe erhalten, und wieder durch ihn abſenden.

Im Ganzen finde ich, ſo weit ich urtheilen kann, den Aufenthalt in Baden gar nicht theuer.

Ich denke, wir werden die Woche ungefähr mit 200 Gulden auskommen: die mögten in einem anderen Bade für eine Familie nicht ausreichen. Dabei kann man wirklich ſagen, daß man in Baden gut lebt. Die Lebensmittel ſind alle vortrefflich: das ſchönſte Ungariſche Fleiſch, zartes Wildpret, ſchmackhafte Fiſche, feines Gemüſe, ausgeſuchte Mehlſpeiſen. Das Badener Brod, beſonders die Kipfel oder Milchbrod, gilt ſelbſt den Wienern für eine Delikateſſe. Und an dem, was man Bequemlichkeit des Lebens nennt, wüßte ich keine, die uns abginge, um die Wirkung der Kur zu befördern beides durch Behaglichkeit des Körpers und Zufriedenheit des Geiſtes.

Schon das wirkt, wie Sie wiſſen, mächtig auf mich, vergnügte Geſichter um mich zu ſehen — und dies iſt hier in hohem Grade der Fall. Die Einwohner zuerſt gewinnen ſo viel durch den Aufenthalt der zahlreichen Badegäſte, daß ſie ſich alle deſto mehr der frohen Stimmung überlaſſen, die ohnehin den Oeſterreichern mehr eigen iſt, als irgend einer andern Deutſchen Nazion, ſelbſt die Sachſen nicht ausgenommen. Von den Badegäſten ſehen Sie diejenigen nicht, denen noch ſchweres Leiden oder herber Schmerz, Seufzer

ausprеßt. Wer ſich öffentlich zeigt, spürt ſchon die wohlthätige Wirkung der Heilquelle: Heiterkeit und Hoffnung ſprechen von Tag zu Tage ſich deutlicher in ſeinem Geſicht aus. Die unzähligen Fremden, die von Wien kommen, inſonderheit Sonntags, bringen alle fröhliche Laune mit, und die beſtimmteſte Neigung ſich zu vergnügen. Was Wunder, daß bei einer ſo organiſirten Geſellſchaft, die mannigfaltig ſchöne Gegend, die balſamiſche Luft, der gut beſetzte Tiſch, die von der Nazion leidenſchaftlich geliebte Muſik — und noch mehr als alles, das Beiſammenſeyn eine Wirkung hervorbringt, die der von Oberons Horen ähnelt? daß jeder, der nur irgend Sinn für Freude hat, ſich hingeriſſen fühlt, mit den Fröhlichen fröhlich zu ſeyn?

Und in dieſer Stimmung zur Freude, wie in ihrer Befriedigung, macht die Gegenwart des Hofes nicht die mindeſte Aenderung. Kaiſer und Kaiſerin ſind mit den Kindern ſchon ſeit — glaube ich — vierzehn Tagen hier: aber bei dem, was hier Publikum heißen kann, merkt man ihre Gegenwart nur an der allgemeinen, einzigen, ungeheuchelten Freude, wenn man ſie ſieht, beſonders den Kaiſer. Ich habe noch nie einen Souverain

ſo lange unter ſeinen Unterthanen geſehen an einem Ort, der nur zum gemeinſchaftlichen Vergnügen beſtimmt war — aber ich muß Ihnen bekennen, daß ich auch nie einen ſo anſchaulichen Begriff von dem patriarchaliſchen Charakter einer Regierung erhalten habe, als durch die Erfahrung dieſer Tage.

Der Kaiſer iſt ein Herr von den beſten Abſichten. Kein Regent kann es beſſer meinen mit dem Wohl des Ganzen: keiner ſchonender ſeyn gegen Einzelne. Der Regierungsangelegenheiten nimmt er ſich ſehr an. Er arbeitet ſelbſt ſehr viel, faſt zu viel im Detail, wie man ſagt. Jeder erhält Gehör bei ihm. An einem Tage der Woche geht er bloß zu dem Ende nach Wien. Niemand begleitet ihn als Lambertin. Dann hört er vom frühen Morgen an, den ganzen Vormittag jeden ſelbſt; nimmt die Bittſchriften an; läßt ſich mehr oder weniger in eines jeden Anliegen ein. Dabei hat er eine offene, gerade, herzliche Art. Er verdient, daß man Zutrauen in ihn ſetzt, es geſchieht auch.

Durch dieſe Popularität gewinnt er aller Herzen. Er denkt gewiß nicht daran: ſonſt wäre ſie

auch die beſte Politik. Eben in einer Monarchie liegt alles an der Ueberzeugung des Volks, daß der Souverain ſelbſt ſehe, ſelbſt höre, ſelbſt ſich beſtimme. Das Letzte ſchließt das Volk immer, wenn das erſte ihm bekannt iſt. Geſchieht dann auch manchmal etwas, das man anders wünſchte, ſo fallen Vorwurf und Abneigung nicht auf dem Regenten. Für ihn redet ein gewiſſes Gefühl der Billigkeit, das in unſerer Natur liegt. Ihn entſchuldigt die Schwierigkeit ſeiner Lage, die niemand verkennt. Man beruhigt ſich wegen ſeines guten Willens; die Hoffnung auf das Beſſere verdrängt bald den herben Eindruck des Gegenwärtigen.

Ich habe niemand von ſeinem Herzen reden hören ohne rührende Wärme. Selbſt die, deren Wünſche, deren flehentliche Bitten unerfüllt bleiben, laſſen ihrem guten Franz Gerechtigkeit wiederfahren. Dieſe Güte ſpricht auch unverkennbar aus ſeinem Geſicht. Er hat für mich etwas ſehr liebenswürdiges. Freilich finde ich auch einen düſtern, melancholiſchen Zug; aber dieſer zieht mich nur mehr an, ohne im mindeſten jenem günſtigen Eindruck zu ſchaden, mit dem er auch in keinem Widerſpruch ſteht.

Sein Umgang, verſichern mich die, welche ihn genau kennen, entſpricht ganz dieſen Anzeigen. Man hat mir viele Züge erzählt, die ihm wahre Ehre machen. Inſonderheit ſoll er Gefühl für Dankbarkeit haben, das Regenten ſelten eigen iſt. Daher jene ſchöne Ehrerbietung gegen Joſeph. Er befahl aus eigenem Antrieb, ſeinen Sterbetag überall in der Monarchie zu feiern: ſonſt wird immer nur des letzt verſtorbenen Monarchen Andenken auf dieſe Weiſe heilig gehalten.

Mit ſeiner Frau lebt er in der glücklichſten Ehe. Beide Eltern haben die zärtlichſte Liebe für ihre Kinder; ſie verbergen ſie auch auf dem Throne nicht. Die Kaiſerin erfüllt gegen die Kleineren alle Pflichten einer guten bürgerlichen Hausmutter; ſie ſieht des Abends ſelbſt, wie ſie ſchlafen.

Man wirft ihr vor, ſie entferne den Kaiſer von ſeinen Brüdern, halte ihn faſt von aller Geſellſchaft ab, außer dem engſten häuslichen Zirkel. Aber man geſteht doch auch, des Kaiſers beſtimmte Neigung ſey gerade für dieſe Lebensweiſe. Dann hat ſie immer das Verdienſt, alles mögliche zu thun, ihn aufzuheitern; und wahrlich, dieſer wohlgeſinnte Monarch iſt oft ſchon in Verhältniſſen geweſen, wo er der Aufheiterung wohl bedurfte.

Geſetzt, die Kaiſerin wähle nicht immer die Mittel mit gleicher Sorgfalt: geſetzt, ſie vergeſſe zuweilen die Würde des Throns in den theatraliſchen Vorſtellungen, wenn ſie ſelbſt Theil nehmen ſoll — darf denn die Kritik bis in die innerſten Gemächer dringen? ſoll es denn fürſtlichen Perſonen allein nicht erlaubt ſeyn, im Schoos ihrer Familie ſich unſchuldige Erholung nach ihrer Neigung zu wählen?

Nein, mein Freund, ich kann es den Oeſterreichern, oder eigentlich den Wienern, nicht vergeben, daß ſie an ihrer Kaiſerin ſolche Kleinigkeiten laut tadeln. Aber eigentlich iſt es nicht das. Sie iſt ihnen nicht ſchön genug; und doch hat ſie ſehr ſchöne Augen und eine einnehmende Freundlichkeit. Auch lebt der Hof für den Geſchmack der Wiener zu einſam, macht viel zu wenig Aufwand. Bei den Großen inſonderheit verdirbt ſie es, weil ſie ihren Anſprüchen auf Koſten anderer nicht genug nachgiebt.

Sonſt iſt alles ungegründet, was man ihr im Auslande zur Laſt legt. Sehr gut unterrichtete Männer haben mich verſichert, ſie miſche ſich überall nicht in Regierungsangelegenheiten. Selbſt, wenn ſie für ein Privat-Anliegen ſich

intereſſirt, verweiſet ſie dem Bittenden immer an ihrem Gemahl. Wäre dies auch nur Form: ſo iſt dennoch die Achtung des Scheins immer rühmlich. Auch habe ich von keinem Fall gehört, wo ihr Fürwort, ihr Schutz, eine Ungerechtigkeit begünſtigte, oder dem Staate einen untrüglichen Beamten aufbürdete, oder nur einen bedeutenden Aufwand veranlaßte.

Eben ſo iſt es mit dem Verhältniß gegen ihre Mutter. Sie beweiſet ihr eine große Ehrerbietung: aber ſie läßt ſich ſicher zu keinen Schritten verleiten, die ſich auf die Staatsgeſchäfte beziehen. Ueberdies fehlt ſehr viel daran, daß Mutter und Tochter in allen Stücken harmonirten.

Auch der Königin von Neapel thut man viel Unrecht. Sie iſt doch immer eine geiſtreiche, ſehr gebildete Frau. Sie that ſtets viel für die Erziehung ihrer Kinder. Den Unterricht ſuchte ſie nach deutſcher Art einzurichten. Sie liebt ſelbſt die deutſche Lectüre, und läßt ſich noch immer die beſten Schriften kommen. Wie viele Fürſtinnen müſſen wohl, wie ſie, die Correſpondenz mit dem Erzieher des Sohnes noch fortſetzen, nach vollendeter Erziehung?

In Baden, wo die Kaiſerin vorzüglich gerne iſt, ſcheint ſie auch mehr beliebt zu ſeyn. Hier verlangt man wenigſtens nicht, daß ſie der Hofetiquette ſo ſtrenge folge, als in der Hauptſtadt. Auch überläßt ſie ſich ohne Zwang ihrer Neigung für die Gebirgsgegenden. Sie macht große, oft ſehr beſchwerliche Tagereiſen in die benachbarten Berge, faſt ohne alle Begleitung. Oft ſpaziert ſie allein mit dem Kaiſer. Wenn ſie an öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen, geſchieht es ohne alles Gepränge, ſo weit es bei einem Hofe nur irgend denkbar iſt, und auf jedem Fall ohne den mindeſten Zwang für die Zuſchauer.

Davon hatte ich gerade geſtern ein auffallendes Beiſpiel.

Die Engliſchen Bereiter beluſtigten das Publikum durch ihre Kunſtſtücke. Auf dem Amphitheater, wo die Sitze für die Zuſchauer waren, zeichneten ſich die für den Hof nur durch einen ausgebreiteten Teppich aus. Die erſte Reihe der Plätze ließ jedermann an dieſer Seite frei, aus einer, ich mögte ſagen, natürlichen Differenz, aber ohne Befehl oder Anweiſung einer Wache. An der andern Seite und auf der zweiten Reihe,

ſelbſt unmittelbar hinter der offen gelaſſenen, ſetzte ſich jeder, wie er wollte.

Sobald eine hinlängliche Menge verſammlet ſchien, kam der Hof; und das Rennen begann. Wir waren alle im vollen Anſchauen begriffen, als plötzlich ein Regen herabſtürzte, wie ich ihn faſt nie erlebte. Ich würde ihn für einen Wolkenbruch halten, hätte man mir nicht geſagt, daß in dieſer Gegend das Phänomen nicht ſogar ungewöhnlich wäre.

Niemand war auf dieſe Unterbrechung vorbereitet. Kaiſer und Kaiſerin und ihre Kinder litten gleich viel mit uns andern. Es dauerte mehrere Minuten, ehe man nur Regenſchirme brachte; über eine Viertelſtunde vergieng, ehe die Wagen kamen.

Aber wie wenig mir auch dieſe Taufe gefiel, ſo hatte ich doch Sinn genug für das Benehmen der Kaiſerlichen Herrſchaften. Kein Schatten einer mürriſchen Laune, nicht einmal einer Ungeduld, der es doch hier nicht an Stoff gefehlt hätte. Nur das ſchien ihnen Leid zu ſeyn, daß das allgemein erwartete Vergnügen unterbrochen ward. Und doch war dies ſicher ein unbewachter Augenblick, wo die natürliche Empfindung ſo

leicht durch alle Schranken bricht; doch war es ein Unfall, den ſie in dem Maaße vielleicht noch nie erfahren hatten.

Darf ich Ihnen geſtehen, daß dies Beiſpiel auf mich würkte? Ich war genöthigt, lange zu bleiben, bis ſich die Menge etwas verlor. Unglücklicher Weiſe ſtand ich ganz nahe an den Pläzzen des Hofes mit meinem Knaben; meine Frau war zu Hauſe geblieben, weil ſie das Gedränge fürchtete. Nun erlaubte mir mein Befinden nicht, mich irgend unter den Haufen der Eilenden zu begeben: zudem hatte ich für meinen Fritz zu ſorgen. In dieſer allerdings unangenehmen Lage ergriff mich ein leicht zu verzeihender Unmuth, daß nicht mein Bedienter wenigſtens ſich hinzudrängte, um den Knaben zu tragen. Aber als ich auf dem Kaiſer und die Kaiſerin und die faſt erwachſene Kronprinzeſſin ſah, beſchämte mich ihre ſichtbare Faſſung. Ich hieß Fritz unter die Bank kriechen, wo er noch ſo ziemlich geſchützt war, bis auch der Fußboden zu ſchwimmen anfieng. Dann nahm ich ihn auf dem Arm, und folgte ſo den jetzt nur noch einzeln weggehenden Zuſchauern, meiſt denen, die vergeblich auf ſchüzzende Ritter gewartet hatten. Nun kamen die

Kaiſerlichen Wagen. Graf Lambertin, der mich bemerkt hatte, verſchaffte mir einen Seſſel, der meinem Fritz beſonders gut zu ſtatten kam.

Ich war eben in meinem Zimmer beſchäftigt, mich umzukleiden, als jemand anpochte. Man machte auf, weil ich den Arzt erwartete.

Sitzend, den Bedienten mit den Unterkleidern in der Hand vor mir, rief ich zuvorkommend: mein lieber Herr Doctor! —

„Ohne Umſtände", entgegnete mir eine fremde Stimme, „machen Sie ja keine Complimente." —

Wer meinen Sie, wer es war?

Der Herr von Stahl, den Sie in Göttingen gekannt haben, und deſſen Bekanntſchaft ich vor fünf Jahren bei dem würdigen Baron Frank, dem Reichsreferendär, gemacht hatte.

Er war, als Staatsrath, an dieſem Sonntage gerade zum Referat gekommen, und hatte die Güte, mir ſeinen Beſuch zu machen. Er wollte keine Karte abgeben, da meine Leute ihm ſagten, daß ich den Kunſtreutern zuſähe: und kam nun ſelbſt, ſich über die Begebenheiten des Tages mit mir zu unterhalten.

XXIV.

Baden den 12. Aug. 1804.

Von Pfaffſtätten angefangen, gegen Norden, von da gegen Weſten, und von Weſten gegen Süden iſt Baden ganz mit hohen Bergen der cetiſchen Gebirgskette umgeben.*) Dieſe Kette fängt mit dem Kahlenberge an der Donau bei Wien an und läuft mit vielen Nebenäſten bis an den Sauſtrom. An den Füßen des Aſtes, der Baden umſchließt, lehnen ſich köſtliche Weinberge; hie und da ſind reitzende Ortſchaften angelegt.

Das erſte Gebirg heißt der Pfaffſtätter Berg. Er ſchließt ſich an den Amiger an, der Gumpoltskirchen ganz beherrſcht, und ſcheint aus mehreren einzelnen Bergen zu beſtehen.

*) Die nachſtehenden geognoſtiſchen Bemerkungen, ſo wie die Beſchreibung der Quellen ſind aus Schenks Tagebuch entlehnt.

Neben ihm, in der Nähe des groſsen durch ſeine vierzehn Luftgänge ſichtbaren Mölkerkellers, fängt der ſogenannte Badner Berg an. Beide Berge trennt ein Hohlweg bei Pfaffſtätten, die Einöd. Der erſte Anfang des Badnerbergs heiſst der Kugelberg. Dann dehnt ſich dieſer Berg weit gegen Weſten bis hinter Baden. Er hört auf bei dem ſogenannten Calvarien-Berg, unter welchem ein Hohlweg, der Hunolds-Graben, gewöhnlich Putſchauer Lücke genannt, ihn von dem Mitterberg zu trennen ſcheint.

Dieſer Mittersberg, oben kahl und etwas ſteil, macht auf der Höhe einen Körper mit dem Badner Berge aus. Ohne Zweifel haben nur mächtige Regengüſſe den Rücken des Badner Berges ausgewaſchen, und ſo den Hunoldsgraben gebildet. Der Mittersberg dehnt ſich ganz gegen Weſten hin, und endet ſich mit dem Helenens-Thal. Durch dieſes Thal flieſst der Schwöchand, von dem einige Stunden entfernten Dorf Aland herab, manchmal mit fürchterlichen Verwüſtungen.

An der weſtlichen Seite des Helenenthals erhebt ſich ein neues waldiges Gebirge. Es heiſst durchaus Kaltenberg in ſeiner langen Ausdehnung in Süden bis nach Vöslau; Kugel nach

ſeiner vorderen Seite gegen Oſten; Mühlleiten nach rückwärts oder Weſten hin. Ein Theil des letzteren wird der Sooßer-Berg genannt. An den Mühlleiten lehnt ſich gegen Oſten ein ebenfalls hoher, mehr ſpitzer Berg, der Vößlauer Kügeleben, welcher den Badner Geſichtskreis begränzt.

Die kleineren Abtheilungen dieſes einſt ununterbrochen zuſammenhängenden Gebirgs, ſind durch heftige Regengüſſe bewirkt, die nach und nach Waſſergraben und Schluchten bildeten. Sie ziehen ſich meiſtens von Oſten gegen Nordweſt. Die bekannteſten unter ihnen ſind das große Thal zu St. Helene und der Rauchſtallbrunngraben. Der letztere iſt ein langer Hohlweg am weſtlichen Gebirge oder dem Kaltenberg, der zwiſchen hohen Felſen ſich durchwindet und durch eine Wieſe hinter dem Kaltenberg, wieder über den Schwöchand-Bach herüber, auf dem Heiligen Kreuzer Wege in das Helenen-Thal zurückführt. Er geht zu einem ſchönen Steinbruch. Man findet auch viele Brunnen und Quellen darin.

Die Weingebirge ſind landwirthſchaftlich in Rieten getheilt, die ehedem jede nur einen einzelnen Weingarten enthielten, jetzt aber auch meh-

rere. Das ganze Weingebirg, von der Lieſing an bis an die Triſting, gehörte ehemals den Herzögen von Oeſterreich, die ihre beſten Einkünfte daraus zogen. In der Folge gaben ſie ihren Rittern Weinberge zu Lehen, gegen die Zahlung der Zehnten; oder ſie ſchenkten ſie an Stifter und Klöſter; oder ſie verkauften ſie an Adliche. Die letzteren zerſtückelten die Rieten und verkauften ſie in früheren Zeiten an die Bürger pfundweiſe als einzelne Weingärten. Von dieſen kamen ſie erſt nach der Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Kauf größtentheils an die Bauern. Sie hatten vormals nur allein die Pflege der Weingärten gegen einen geringen Lohn, und wurden, wie jetzt, Hauen genannt.

Die ganze Gebirgskette beſteht aus Kalkſtein in mächtigen Bänken. Er iſt auf einen grünen Hornfels aufgeſetzt, der in der Mitte der innern Gebirgskette zu Tage ſtreicht.

Der Badner Berg, beſonders aber der Calvarien-Berg, aus dem die Badner Schwefelquellen entſpringen, beſteht größtentheils aus Kalkſtein, in welchen kriſtalliſirter Kalkſpath in verſchiedenen Richtungen durchſetzt. Gegen Oſten iſt er ziemlich dicht und weißgrau: gegen

Weſten auf dem Calvarien-Berg locker, weiß und ſandig. Dieſe Gebirgsart iſt zuſammengeſetzt aus Kalk, Bittererde und Thon oder Allaunerde. Sie verwittert geſchwind, zerbricht unter der geringſten Berührung des Hammers und brauſt ſtark mit Säuren. Man verfährt ſie häufig nach Wien zum Reiben der Zimmerböden, und braucht ſie in den Gängen der Gärten um Baden. Am Fuß des Calvarien-Bergs gegen Süden findet ſich theils Kalkmergel, theils Thon, abwechſelnd in mächtigen Bänken. Der Kalkmergel iſt von halb verſauertem Eiſen gelb gefärbt, meiſtens aber ganz weiß. Der Thon hingegen oder die Allaunerde, welche in die Tiefe der Erde nach dem Lauf des Gebirges ſowohl als in deſſen Innern herab ſtreicht, iſt theils grau, theils graugrün, theils von dem Eiſenocher ganz roth gefärbt. Der letztere kömmt theils, zu Stein verhärtet, ſtückweiſe vor, theils verhärtet er bald in der Luft zu Stein, wenn er beim Anbruch noch etwas weich iſt. In der Tiefe dieſer Thonflötze giebt es auch häufig dunſige Schwefelkieſe oder Markaſiten in einzelnen Körnern.

Die Gebirgsart des Mitterbergs, beinahe ganz eine Art Breſcin, iſt zuſammengehäuft aus verſchiedenartigen, kleinen und mannigfaltig ge-

ſtalteten Steinen, aneinander gekittet mittelſt eines kalkartigen, das Gebirge ſtets durchſinternden Cements. Dieſe Durchſinterung hat zugleich in den Zwiſchenräumen dieſer Steinart ſehr ſchöne Kriſtalliſationen von Kalkſpath hervorgebracht. Die kleinen Steine, die dieſe Art Breſcin zuſammenſetzen, ſind ein Gemenge von Kalk, Mergel, Thon, Glimmer, Sandſtein, Bergkieſel und Kalkſpath. Dabei kommen noch in dem Gemiſch eben ſo verſteinerte kleine Schaalthiere aus dem Geſchlecht der Oſtreiten, Amoniten und Hyacithen häufig vor. Die ganze Gebirgsart iſt gelbbraun gefärbt von verwittertem Eiſenocher. Auch durchziehen den Mitterberg in verſchiedenen Richtungen Adern von Kalkſpath. Die Steinart deſſelben wird in Platten auf zwei Arten gebrochen und theils zu Bauſteinen, theils von Steinhauern zu Thür- und Fenſterwänden verbraucht.

Der Kalteberg beſteht abwechſelnd aus einem kalkigen Gebirge und aus einer Art Breſcin. Der Kalkſtein iſt dicht, rauh, grau und matt: die Breſcin viel dichter als die des Mitterbergs, klein- auch großkörnig, und außer jenen Steinarten auch noch mit Quarz gemiſcht. In ihr kommen ebenfalls einige, aber wenige Arten der

Amoniten verſteinert vor. Uebrigens iſt ſie mittelſt eines Kalkcements zuſammen gekittet und zu einer Steinart verhärtet. Die Durchſinterung erzeugt in der an dem Sooſter Berge belegenen Höhle die ſchönſten Sinter und Stalactiten auf den Wänden eines dichten Kalkſteins, welcher die Gebirgsart ausmacht.

Den Hügel des Eichenwaldes bildet beinahe ganz ein Ziegellehm, mit einer Art Flugſand bedeckt.

Die übrige Kette der benachbarten Gebirge beſteht ebenfalls ganz aus denſelben urſprünglichen Kalk- und kalkigen Flöz-Gebirgen. Doch kommen hin und wieder Gips, Marmor und Steinkohlenbrüche vor.

Der Gips bricht in der Gegend von Heiligenkreuz größtentheils dicht und graulich weiß; der ſtrahlichte Gips kömmt nur ſtrichweiſe vor. Er wird theils, wo er bricht, beſonders bei Gaden gebrannt, und dann, wie der ungebrannte von den übrigen Ortſchaften in die Wienersdorfer Mühle gebracht, wo der letztere auch gebrannt wird. Dann werden beide geſtampft und geſiebt, und theils in der Gegend von Baden verarbeitet, theils zum Verkauf nach Wien verführt.

Der Marmorbruch hinter Heiligenkreuz giebt einen aſchgrauen in ſchwarz und weiß und einen dunkelrothen ins Weiße fallenden Stein.

Steinkohlen befinden ſich in dem Burgſtaller Gebirg hinter Baden an dem Kloſterthal, in der Gegend, wo ſich der Sattelbach mit dem Schwöchandbach vereinigt: allein der Anbruch des Gebirgs an der Weſtſeite ward nicht fortgeſetzt, weil die Koſten den Ertrag weit überſtiegen hatten. Gleich hinter Heiligenkreuz, am Rücken des Sulzerberges, findet man einen braunrothen Jaspis in großen Stücken, der eine ſchöne Politur annimmt; und in dem Schwöchandbach einen ähnlichen rothen Jaspis mit grünem Bande. Auch giebt es in den Thälern verſchiedener Gegenden um Heiligenkreuz, Tufſtein, doch nur neſterweiſe.

Die Gebirge um Baden ſind zwar ſehr waſſerhältig, weil ſo zahlreiche Quellen daraus fließen, allein der Trinkquellen ſind nur wenige.

Nur aus dem Badnerberge zwiſchen der Riet Flaming und der Höhe entſpringt eine ziemlich ergiebige, kalte und klare Quelle, der Piperlbrunn genannt, die nur wenig Solenit

enthält; man hofft ſie zum Trinkwaſſer in die Stadt zu leiten.

Am Fuße des Mitterbergs findet ſich in der Geſtätte der Kindlprint, eine kleine Quelle von gutem Trinkwaſſer; zuweilen, beſonders im Frühjahr, ſeihet auch an der Langthaler Riet und der Platten eine kleine Trinkquelle hervor.

Der Kalteberg iſt arm an Trinkwaſſer, obgleich er gar nicht kahl, ſondern waldig iſt, und an ſeinem Fuß eine ganz ſumpfige Fläche hat von dem Rauhenſtallbrunnen bis gegen Vöslau. Nur in dem Rauhenſtalle iſt eine ſehr ergiebige, reine und gute Quelle. In der angenehmen von Wäldern ganz umſchloſſenen Thalwieſe glaubt man, beſonders im Sommer, mehrere Quellen anzutreffen; allein es ſind nur kleine, öfter des Tages abwechſelnd ſichtbare Dämpfe, aus welchen das Waſſer unter dem Erdreich zu der in dem Thal befindlichen, am Felſen ausgehauenen, Quelle durchſeihet. Selbſt der Abfluß dieſer Quelle verliert ſich allmählig im Verlauf des Thalgrabens, und entwindet ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Erde wieder bei dem Ziegelofen der Stadt. Dagegen quillt bei Vöslau eine kalte mineraliſche

Quelle am Fuß des Berges Kugeleben, ſo reichlich, daß ein Mühlwerk davon getrieben wird.

Die Vegetation in der ganzen Gegend iſt reich, mannigfaltig und ſchnell. Zahlreiche Wälder von aller Art geben dem Einwohner überflüſſig das Holz, deſſen er bedarf, bieten dem Wanderer kühlen Schatten, vergnügen das Auge durch liebliche Gruppen. Die Zäune, Geſtätten, Geſtrippe und Thäler, die Raine und Bergrücken ſowohl der Weinberge, als auch der übrigen Gebirge ſind reich an manchen ſeltnen Pflanzen, die des Botanikers Studium lohnen.

Aus dem Thierreich findet man inſonderheit einen Reichthum an mannigfaltigen, zum Theil ſeltenen, Inſecten. Der Wundarzt Rollet in Guttenbrunn, hat eine ſehr intereſſante Sammlung von Vögeln und Inſecten dieſer Gegend.

Ungeachtet der günſtigen Anlage des Bodens und des wohlthätigen Klimas iſt der Ackerbau von dem gemeinen Landmanne ſehr vernachläſſigt; ſelbſt die ökonomiſchen Hausthiere der Gegend ſind alle von geringerem Schlage und ſchlechterer Art. Der Weinbau und das Verkehr der von ſo vielen Fremden beſuchten Stadt bietet ihm einen weniger mühſamen, reichlichen Erwerb dar. Sie dürfen

ſich nicht wundern, wenn er dem Acker nur noth-gedrungen halben Fleiß widmet.

Dagegen geben die großen Wirthſchaften der umliegenden herrſchaftlichen Güter ein ſchönes Bild der Kenntniſſe und des Fleißes. Sie finden hier einen ſchönen Schlag von Hornvieh, in dem Doppelhoher Garten von Schweizerart, mit größ-ter Sorgfalt und Reinlichkeit auf dem Stall ge-füttert. Auch auf Veredlung der Schaafe legen ſich immer mehrere mit Eifer und Erfolg. Zu Canſtorf, Tribuswinkel und Vöslau wird der Obſtbau im Großen mit einer Aufmerkſamkeit und Geſchicklichkeit getrieben, die ein eigenes Studium verdienen.

Der Wein wird theils ſogleich nach dem Leſen gepreßt und zum Zeitigen, wie gewöhnlich, in die Fäſſer gefüllt, theils auch zum Ausbruch be-nutzt. Zu dieſem Ende werden die Weintrauben auf den Böden an Stricken oder Stangen gebun-den, aufgehangen bis Oſtern, dann ihrer wäſſe-rigten Theile beraubt, und mehr ſüß und öhlich gepreßt. Vorzüglich iſt der Ausbruch geſchätzt, der zu Pfaffſtätten, Draiskirchen und Tribus-winkel verfertigt wird.

Aus dem Schoos des Calvarienberges entſpringen alle die warmen Schwefelquellen, von denen jetzt ſechszehn benutzt werden. Sie haben alle die nämlichen Beſtandtheile, einerlei Geruch und Geſchmack, dieſelbe ſpecifiſche Schwere; ſie unterſcheiden ſich aber vorzüglich in dem Wärmegrad und in der Klarheit.

Das Schwefelwaſſer, friſch aus der Quelle geſchöpft, iſt klar und durchſichtig. Wenn es eine Weile ſteht, ſetzt es einen feinen, weißgelben Staub am Boden des Glaſes, wovon das Waſſer bei einer kleinen Bewegung trübe oder milchig erſcheint. Dieſen Bodenſchlamm findet man in natürlichen oder künſtlichen Kanälen und Röhren, wo die Quellen durchfließen, ſo daß er zuweilen durch ſeine Anhäufung, beſonders in den Röhren, den Durchfluß verhindert.

Der Geruch iſt ſauer, faulig, dem abgebrannten Schießpulver ähnlich. Er wird verurſacht von dem geſchwefelten Waſſerſtoffgas, das ſich aus den Quellen häufig entwickelt in der Geſtalt von kleinen Bläschen und unter ſtetem Geziſch. In der atmosphäriſchen Luft, wenn ſie etwas kühler iſt, wird es ſichtbar gleichſam in der Geſtalt eines Nebels; es erfüllt die ganze Gegend

mit dem Schwefelleberartigen Geruch. Von dieſem Gas läuft das Silber gelbbraun an; es ſchwärzt die Treſſen, die weiße ſowohl als die rothe mineraliſche Geſichtsſchminke, und das Blei; überzieht das Kupfer, je nachdem es mit Spiauter oder mit Galmey gemiſcht iſt, bald mit Feuerfarbe, bald mit Silberſchaum; färbt die Tinctur des Turneſols roth. Nur ächtes Gold, wenn es rein und ohne Zuſatz iſt, wird in der Atmosphäre dieſer Bäder nicht ſchwarz, ſondern viel glänzender; das verfälſchte oder Gemiſchte läuft gleich ſchwarzbraun an. Und dieſer Geruch ſoll ſich in der hier gewaſchenen Leinewand noch Jahre lang erhalten, wenn ſie der Luft nicht oft ausgeſetzt wird.

Der Geſchmack iſt ſäuerlich, etwas ſalzig und unangenehm weich.

Die Wärme ſteigt von 22 Grad des Reaumurſchen Wärmemeſſers bis beinahe auf 29 Grad. Nach der ſechszehnjährigen Erfahrung des Doctor Schenk hat ſie ſich keinesweges weder vermehrt noch vermindert.

Die ſpecifiſche Schwere ſteigt auf 17,000 Theile: alſo iſt die eigenthümliche Schwere in

gleicher Temperatur mit dem gemeinen Waſſer ungefähr 10017.

Ein Medíziniſches Pfund, welches 24 Loth wiegt, enthält $1\frac{1}{3}$ Cubikzoll kohlenſaures Gas, $3\frac{1}{3}$ Cubikzoll Hydractionsſaures Gas oder geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, und in letzterem 3 Gran aufgelöſten Schwefel: ferner 13 Loth $\frac{3}{4}$ Gran fixe Beſtandtheile, nämlich 2 Loth $\frac{3}{4}$ Gr. Kochſalz, $\frac{3}{4}$ Gr. thonichtes Kochſalz, 1 Loth Wunderſalz, 1 Loth $\frac{1}{4}$ Gr. Bitterſalz, 2 Loth $\frac{3}{4}$ Gr. Solenit, 3 Loth $\frac{1}{4}$ Gr. Luftvolle Kalkerde, 1 Loth $\frac{3}{4}$ Gr. Luftvolle Magneſia.

In dem unterirdiſchen Gange, der zur Hauptquelle führt, kann man faſt anſchaulich die Erzeugung oder vielmehr die Zuſammenſetzung dieſer warmen Waſſer verfolgen.

Aus dem ununterbrochen ſo reichlich aufquellenden Schwefelwaſſer entbindet ſich häufiger Wärmeſtoff mit verſchiedenen Gasarten, die in den Gewäſſern enthalten ſind, und ſelbſt dieſe mit ſalzigen Subſtanzen geſchwängerten Badewäſſer werden in Geſtalten von Dünſten hinauf getrieben. Dieſe Beſtandtheile, zuſammen in Berührung geſetzt, kleben ſich in neuen Verbindungen an den ihrem weitern Aufſteigen hinderlichen Wänden,

woran ſie ſich ſammeln, und theils als Tropfen herabfallen, theils als feſte Kriſtalle ſitzen bleiben.

Die ſogenannten Sauertropfen, oder die helle, flůſſige Subſtanz, welche von den Wånden tropfenweis herabfållt, enthålt nebſt einem geſchwefelten Waſſerſtoffgas auch Kochſalzſåure, Alaunerde, Kochſalz, Solenit, Bitterſalz, Luftvolle Kalk- und Bittererde. In einem Mediziniſchen Pfund finden ſich 24 Gran dieſer Beſtandtheile zuſammen aufgelöſt. Dieſe Tropfen zerſtören beinahe alle Farben und greifen die Metalle ſelbſt an, wahrſcheinlich vermittelſt des dieſer Flůſſigkeit beigemiſchten geſchwefelten Waſſerſtoffgas oder Hydractionsſauren Gas.

Die übrigen feſten Subſtanzen an den Wånden ſowohl als auf dem Boden des Keſſels ſind die Salze und der natürliche Badeſchlamm, in Geſtalt eines feinen, mittelſt des Waſſers zuſammengekneteten, gelben fettigen Pulvers. Jene enthalten håufig Solenit, Bitterſalz, Wunderſalz, Kochſalz, und wenig kochſalzgeſåuerte Alaun- oder Thonerde; dieſes Kochſalz, ſaures Natron, Wunderſalz, Bitterſalz, Solenit, Luftvolle Kalk- und Bittererde, endlich betråchtlich viel wahrer Schwefel. Eben denſelben reinen Schwefelanſatz

findet man an der obern Bodendecke aller Badebehälter, nur nicht in der Gewölbung über den Taubenſprung ſelbſt, wo die Ausdünſtung doch am ſtärkſten iſt.

Nach dem beträchtlichen Unterſchied der Wärme werden alle ſechszehn Bäder in vier Klaſſen getheilt.

Die erſte Klaſſe zwiſchen 28½ und 28 Grad Reaumür befaßt das Joſephsbad, das Frauenbad und die zwei Halbbäder oder Urſprungsbäder.

In der zweiten Klaſſe von 27½ bis 27 Grad gehören die meiſten; das Sauerbad, Antonibad, Herzogbad, Neubad, die ſechs Thereſienbäder, das Johannisbad, das Militärbad, das Armenbad, das Heiligenkreutzerbad.

Zur dritten Klaſſe von 27 bis 25 Grad gehören die Engelsburgbäder.

Die vierte Klaſſe enthält alle übrigen Bäder von 25 bis 22 Grad, als das neuerbauete Bad N. 7 im Thereſiengebäude, das Bad im Guttenbrunner Schloßgarten, das Marienzeller - und das Peregrinusbad.

Ueber die Urſache dieſer auffallenden Verſchiedenheit der Wärme hat ſelbſt Dr. Schenk noch keine beſtimmte Vermuthungen; aber wie vieles

wird uns auch noch lange in dieſen innerſten Werkſtätten der Natur verborgen bleiben.

Der ſogenannte Urſprung oder die Hauptquelle iſt am Fuß des Calvarienbergs, gleich neben dem Thereſiengarten, gleichſam im Innern dieſes Kalkbergs.

Dieſe Quelle war den Römern ſchon im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung bekannt. Als man im Jahre 1796 die zwei Urſprungsbäder neu aufbauete, kam man auf merkwürdige Ueberbleibſel eines Römiſchen Bades, welches das Anſehen eines Dunſtbades hatte. Dieſe Ueberreſte beſtanden aus alten Römiſchen Ziegeln, davon einige mit dem damals gewöhnlichen Meiſterzeichen der Römiſchen Legion bezeichnet waren, die ſie verfertigt hatte, nämlich der vierzehnten und zehnten. Wahrſcheinlich ſind dies alſo die Quellen, von welchen Kaiſer Aurelius Antoninus in ſeiner Reiſebeſchreibung ſpricht unter dem Namen der pannoniſchen Wäſſer, und die von ihm erwähnte Straße, von Wien nach Oedinburg, ging über unſer Baden.

Zu der Quelle führt ein unterirdiſcher, ziemlich hoher Gang 45 Schritt lang, in derſelben Richtung, in der ſich die Natur ihn ſcheint ge-

bahnt zu haben. Man kömmt durch dieſen uralten gewölbten Gang tiefer in einer hohen und weiten Höhle, in welcher die Hauptquelle aufgeht. Vor vierzig Jahren war dieſe Höhle klein, niedrig, mit einem ſo dünnen Felſengewölbe umgeben, daß man nur hinein kriechen konnte. Aber im Jahre 1764 ward das Felſengewölbe erhöhet, mit einem hohen Steingewölbe überſpannt, und die kleine Felſenhöhle, aus der das Schwefelwaſſer hervorquillt, ebenfalls erweitert, und mit guten Steinen zu einem viereckigen Behälter geformt.

Wie Sie in den Gang durch etliche Stufen eintreten, iſt zur Linken ein kleines Zimmer mit einem Ofen vor vier Jahren errichtet. Hier ruhen diejenigen aus, die das Dunſtbad daſelbſt brauchen wollen, um ihren Körper mit der niederen Temperatur der Atmosphäre ſtufenweiſe in das Gleichgewicht zu bringen.

Unter dem hölzernen Pfoſtenboden, auf dem man zu dem Zimmer geht, iſt die große Grube, wo der künſtliche Badeſchlamm bereitet wird. Man wirft nämlich im Frühjahr Thonerde hinein, welche ſich mit dem über ihr ſtehenden Badewaſſer vermiſcht, das mit den in dem Gange befindlichen ſchwefelichſauren Tropfen ganz geſättigt iſt, und

durch die Länge der Zeit vollkommen durchdrungen und geſchwängert wird. Dieſer Schlamm wird zum äußerlichen Gebrauch in einigen Krankheiten verkauft, das Maas um 18 Kreuzer, zum Beſten des Bürgermeiſters.

Der ganze Gang iſt, beſonders im Frühjahr, Herbſt und Winter, ganz mit den Dünſten des Bades angefüllt; die Steinwände ſind zernagt, verwettert, und eben ſo, wie der Fusboden, mit einer kleinen Kriſtalliſation reichlich und glänzend überzogen. Von der Gewölbdecke fallen unaufhörlich die ſauren Tropfen herab, welche, wo ſie Ihr Kleid treffen, die Farbe ganz verwiſchen. Auch finden Sie hier die Salzkriſtalle, welche öfters zuſammengekehrt, gereinigt und kriſtalliſirt unter dem Namen des Badner Salzes von dem hieſigen Apotheker verkauft werden.

Zu Ende des Ganges, wie man in die große, gewölbte Höhle eintreten will, wo das Bad aufquillt, iſt ein kleines Behältniß von Holzgitter mit ein paar Stühlen, zum Gebrauch des Dunſtbades, das am häufigſten hier gebraucht wird.

In der Höhle, die jetzt ziemlich hoch und viereckig iſt, fällt dennoch die Hitze und der Dampf

etwas beſchwerlich. Sie iſt ganz von Badedünſten angefüllt; ihre Wände glänzen rund umher von ſchimmernden Salzkriſtallen. In der Mitte ſehen Sie am Boden eine viereckige Oeffnung in Stein gefaßt, mit einer niedrigen Gallerie umgeben. Dieſe Oeffnung wird der Badekeſſel genannt. Die obere Oeffnung des Keſſels iſt 36 Quadratſchuhe weit; ſie vertieft ſich gegen Weſten zu, gegen zwei Klafter hinab. Hier fließt die Schwefelquelle ſtromweiſe heraus. Indeß quillt das Schwefelwaſſer, aber nur unmerklich, auch aus einen Felsſchlund gegen Oſten, der mit einem dünnen, weißgelben Rahm gleichſam überzogen iſt. Das warme und klare Schwefelwaſſer entwindet ſich der Werkſtätte unter ſtetem Geziſch, und einer dem ſiedenden Waſſer ähnlichen Bewegung, wobei ſich häufige Luftbläschen ſichtbar entwickeln. Sie ſehen auch in dem Keſſel unter der ſteinernen Einfaſſung gegen Oſten vier Oeffnungen von hölzernen Röhren, welche das Waſſer in vier Bäder leiten, in den Urſprung, in die ſechs kleinen Thereſienbäder, in das große Herzogbad, in das Antonibad. Nach einer genauen Berechnung kann man annehmen, daß von dieſem Mineralwaſſer in einer Stunde 675 Cubikſchuh oder 560 Eimer,

folglich in 24 Stunden 16200 Cubikſchuh oder 13440 Eimer aus dieſem Keſſel herausquellen.

Seit dem ſtarken Erdbeben, das man 1768 in dieſer Gegend verſpürte, ſollen dieſe Schwefelquellen ſo wie die übrigen an Wärme, an ſtärkerem Zufluß und an Schwefelgeruch ſehr zugenommen haben. Als der noch lebende Stadtſyndikus Grundgayer die erſten Stöße verſpürte, eilte er ſogleich zu dieſer Hauptquelle. Er fand das zwiſchen den Felſen nun ſtärker heraufſprudelnde Waſſer in einer ſolchen Bewegung, wie man bei ſtark ſiedendem Waſſer wahrnimmt. Das Quellwaſſer ſtieg beinahe um einen Schuh mit ſeinem Spiegel höher als ſonſt. Er bemerkte auch einen weit ſtärkeren Schwefelgeruch. Beide ſind bis jetzt unverändert geblieben. In dem nämlichen Augenblick ſah er auch, daß durch dieſe ſiedende Bewegung des Waſſers aus den Schlünden des Felſen viel rother Sand herausgeworfen ward. Dieſer blieb ſo liegen, ohne daß man ihn unterſuchte. Doctor Schenk vermuthet, das ſey der oxydirte Eiſenocher in Sandgeſtalt geweſen, welcher durch die Verbrennung der Kieſe in dieſem Gebirge, wo das Schwefelwaſſer erzeugt wird, entſtand, und mit dem Badewaſſer durch deſſen

gewaltſam verſtärkte Bewegung herausgeſchwemmt ward.

An dem Eingang zu dieſer Hauptquelle iſt nun ſeit 1797 ein ſchönes Badehaus gebauet, im orientaliſchen Geſchmack, nach dem Plan des Grafen Lambertin. Das Gebäude iſt ſehr bequem eingerichtet. Aus dem Vorgemach beider Seiten geht man in die Aus- und Ankleidezimmer, aus dieſen erſt in das Bad ſelbſt. Rechter Hand iſt ein ovales Bad, in welchem acht bis zehn Menſchen ſich die Füße baden können, in einem runden Zimmer, mit einer hohen Kuppel verſehen und halben Bogenfenſtern in einer beträchtlichen Höhe. Links iſt in einem gleichen Badezimmer ein achteckiges Bad, worin zwei Perſonen halb baden können, auch ganz, das iſt bis an den Hals, wenn ſie ſich tiefer ſetzen. In dem Vorzimmer ſind die beiden römiſchen Ziegel mit den Meiſter-Zeichen eingemauert, welche man bei der Aufführung dieſes Gebäudes fand, und für unbezweifelte Stücke aus einem römiſchen Bade erkannte.

Mit den Urſprungsbädern in gerader Linie liegen die Thereſienbäder, etwa 100 Schritte abwärts gegen die Stadtmauer. Sie haben 1795

eine ſehr verbeſſerte Einrichtung erhalten.*) Die ſechs warmen Bäder ſind für eine oder zwei Perſonen; jedes auch mit einem Douche- und Tropfbad verſehen. Zwei haben Badekäſten von weißem Stein und künſtliche Marmorwände, die auf geſchlieffenen Sockeln von rothem Salzburgiſchen Marmor ruhen. Die zwei mittleren ſind auch zum Wintergebrauch eingerichtet. Das ſiebente, kühlere Schwefelbad iſt 1796 auf zehn Perſonen errichtet, aus einer eigenen Quelle, die ſich unter den oberen Urſprungsbädern als Fußbad befindet. Jedes Bad hat ſein eigenes Aus- und Ankleidezimmer nebſt den dazu nöthigen Einrichtungen. Bei ſtarken Winden wird das Waſſer in allen ganz trübe, vermuthlich durch die in den Röhren abgeſetzten Beſtandtheile, welche bei der durch ſtarke Windſtöße veranlaßten Bewegung fort geriſſen werden.

*) Vier Anſichten der vorzüglichſten Bäder findet man bei Schenks Taſchenbuch. Auch hat die Badener Landſchafts-Apotheke zu ihren Etiketten eine Vignette gewählt, die eine recht gut gerathene Anſicht der Thereſien- und Urſprungsbäder giebt, mit der Ueberſchrift: Der leidenden Menſchheit gewidmete Wohlthat der Natur.

Das Herzogsbad und das Antonibad liegen 40 Schritte unter dem Thereſienbade in dem Herzogshofe in der Stadt. Man kann in dieſem Hofe auch wohnen und durch bedeckte Gånge in das Bad gehen. Beide haben groſse hölzerne Kaſten oder Behålter, in einer Ecke mit einer Schraubſpindel zum Ablaſſen des Waſſers, um den Badekaſten zu reinigen. Die Badezimmer ſind hoch, geråumig, oben in der Mitte der Decke mit einer Oeffnung zum Ausgang der Badedůnſte, die man auf- und zumachen kann. Das Herzogsbad hålt 150, das Antonibad 100 Menſchen. An allen vier Wånden ſind ringsum Sitze; auf zwei entgegengeſetzten Seiten gedeckte Stiegen mit Thůren. Dieſe fůhren in die beiden geråumigen, geheitzten Umkleidezimmer fůr Månner und Frauen. Man entkleidet ſich noch auf den Stiegen im Waſſer. In demſelben Augenblick nehmen die zur Bedienung bereit ſtehenden Perſonen die ausgezogene Wåſche entgegen, umhůllen Sie mit einem warmen Trockenmantel, trocknen den Kôrper mit warmen Tůchern und helfen Ihnen beim Ankleiden. Auch dieſe Wåſſer ſind trůbe bei ſtarkem Winde.

Eben ſo iſt das Frauenbad für 80 Perſonen eingerichtet, an der Frauenkirche in der Stadt angebauet, über eine eigene Quelle, die in der Frauenkirche ſelbſt entſpringt. Sie ſteigt durch einen durchlöcherten Fußboden ziſchend und mit vielen Luftbläschen auf. Der Badekaſten, der 1206 Kubikſchuh enthält, wird in ein paar Stunden gefüllt. In dem Hintergrunde unter der Gewölbung, wo das Waſſer aufgeht, ist der Wärme-Grad 28½, aber nach den Fenſtern zu, wo die Bodendecke höher iſt, iſt es nur 28 Grad. Durch Obſervanz bedient ſich dieſes Bades nur der Adel oder wer unter die Landrechte gehört. Früh von 4 bis 10 Uhr und Nachmittags von 3 bis 6 Uhr wird es als gemeinſchaftliches Bad gebraucht; von 10 Uhr an aber auch für einzelne. Das Waſſer iſt vorzüglich rein und klar, man ſieht immer den Fußboden.

Außer dem Frauenthor liegen das **Neubad** für 50 Perſonen, wo beſonders Juden und minder vermögende Bürger baden, und das **Joſephsbad** für 60 Perſonen, des Morgens von 4 bis 7 für die Geiſtlichkeit allein beſtimmt, ſonſt für beide Geſchlechter. Das letztere iſt ein ſehr

gefälliges, in dieſem Jahre noch verſchönertes Gebäude mit Bäumen ringsum umgeben.

Das Peregrinusbad, außer dem Renn-thor, hat ſeine eigenen, ſehr reine, reichhaltige Quellen, von 22 Grad Wärme; der Nachmittag iſt nur zum Fußbade beſtimmt. Eben eine ſolche Quelle hat das benachbarte kleine Mariazel-lerbad, das nicht mehr benutzt wird.

Das Militärbad gegen Süden am wei-teſten von der Stadt, auch über eine eigene Quelle von 27 Grad, von öhlichterem und dunk-lerem Waſſer, iſt für 50 Perſonen eingerichtet, auch mit einem Douche- und Tropfbad verſehen. In dem anſehnlichen Gebäude können 30 Offiziere und 200 Gemeine wohnen.

Nahe dabei iſt das Engelsburgsbad, deſſen eigene Quelle von 28½ Grad, durch den langſamen Ablauf in den Röhren zu den vier Bädern ſo viel von ſeinem Wärmeſtoff verliert, daß es nur in den Bädern zwiſchen 27½ und 26 Grad hält. Sie werden nur ſtundenweiſe ge-braucht.

An dieſe Bäder gränzt das Sauer- oder Saurerbad in einem geräumigen Gebäude, wo man zugleich wohnen kann und recht gut ſpei-

ſet. Das Bad iſt achteckig, in einem achteckigen, hohen Zimmer, für 40 Perſonen eingerichtet. Die Quelle fließt aus dem durchlöchterten Fußboden, iſt reich und äußerſt klar und helle. Weſſen Zuſtand der Wärmegrad von 27½ zuſpricht, mag dies Bad unter allen am liebſten wählen. Man muß ſich aber zeitig um ein Zimmer melden.

Von dem Saurerhof herüber in gerader Richtung liegt das Armenbad dieſſeits des Badner Mühlenbachs, aber ſcharf an dem Schwöchandbach. Die eigene, ergiebige, reine Quelle von 27 Grad, iſt in einem hölzernen Badekaſten eingefangen, dem eine hölzerne Scheidewand in zwei Bäder abtheilt, weil Männer und Weiber aus Mangel an Badewäſche nicht zuſammen baden. Bei der Füllung verliert das Waſſer ½ Grad Wärme. Das Bad iſt nur mit einer ſchlechten bretternen Hütte umgeben, in welcher ſich zwei kleine Umkleidebehältniſſe befinden, die nur wenig gegen die Luft geſchützt ſind. Vor dem Armenbade iſt ein auch für die Armen beſtimmtes Fußbad mit einem hölzernen Gitter umgeben. Es erhält ſein Badewaſſer von dem ganzen Bade.

Das Johannisbad, an der Seite der Guttenbrunner Straße, dieſſeits des Schwö-

chandbaches, gleich vor dem Armenbade, iſt ſeit 1802 neu aufgebauet, und mit dem Wohnhauſe bequem eingerichtet. Es hat eine eigene Quelle von 27 Grad, ſo ergiebig, daß ſie den Kaſten, der bis zur Höhe von 5 Schuh 1584 Kubikſchuh enthält, in 1 Stunde 40 Minuten füllt.

Nach der Zeit der Römer ward das Bad im eilften Jahrhundert ſchon wieder gebraucht. Man findet Nachrichten, daß damals ſchon eine Pfarrkirche hier war. Im dreizehnten Jahrhundert war der Ort ſchon beträchtlich angewachſen; mehrere anſehnliche, ſogar herzoglich-öſterreichiſche Familien, hatten Beſitzungen und Weinhöfe. Von dem Frauenbad weiß man beſtimmt, daß es im vierzehnten Jahrhundert im Gebrauch war; Herzog Albert nannte es in einer Urkunde von 1357 ſein Frauenbad. Dieſes Bad und das Neubad, damals die beiden Wildbäder genannt, wurden der Stadt 1531 vom Kaiſer Ferdinand I. geſchenkt zu einigem Erſatz für den von den Türken verurſachten Schaden. Nachher kaufte ſie 1650 das Joſephsbad, 1716 den Urſprung, das Herzogs- und Antonibad, und 1770 das Peregrinusbad.

In den neueren Zeiten, inſonderheit ſeitdem Maria Thereſia 1758 der Stadt einen Beitrag

von 1000 Ducaten zur Erbauung der nach ihr benannten Bäder ſchenkte, hat man beträchtlich mehr auf Gebäude und Einrichtungen gewandt. Doch beginnt die glänzendſte Epoche des Bades erſt mit der lebhaften, thätigen Theilnehmung des Generals, Grafen Lambertin. Dieſer gebildete, liebenswürdige Mann, welcher den Badner Quellen ſeine Geſundheit verdankt, hat mit dem menſchenfreundlichſten Eifer geſucht, dieſe wohlthätige Wirkung allgemein bekannt zu machen. Zugleich wandte er unabläſſig Mühe und Koſten auf die Verſchönerung des geliebten Orts. So wurden die Bäder in den letzteren Jahren immer ſtärker beſucht. Sie gehören jetzt zu den beſuchteſten in Europa; man kann die Zahl der Badegäſte jährlich auf 5000 ſchätzen. Für die Wiener iſt es ſogar oft Modebedürfniß zu baden, wenigſtens Sonntags ſich in Baden zu vergnügen. Dies iſt ſo wahr, daß viele Oeſterreicher nur von den Bädern ſprachen, als von einem angenehmen Genuß; die großen Heilkräfte ſchienen ſie nur wenig zu kennen.

Gleichwohl eifert der geſchickte Badearzt, Dr. Schenk, mit Recht gegen den Wahn, der das Bad in die Klaſſe der Hausmittel ſetzt, die nicht

ſchaden, wenn ſie auch nicht nützen. Vollkommen geſunde, wohl gar zu vollſäftige Menſchen, die nur zur Unterhaltung badeten, ſollen ſich Krankheiten dadurch zugezogen haben, die zuweilen ſogar tödlich wurden. Auch ſolchen Kranken, die ſchon zu ſehr entkräftet ſind, ſchaden dieſe Bäder mehr oder weniger, nach dem Grade ihrer Schwäche. Eben dies iſt der Fall in den meiſten örtlichen Krankheiten.

Dagegen iſt der ordentliche, zweckmäßige Gebrauch der Schwefelbäder in einem minder geſchwächten Zuſtande des kranken Körpers höchſt heilſam. Sie wirken auf den ganzen Körper gleichförmig als Reizmittel, erhöhen langſam und allmählig das geſchwächte Wirkungsvermögen aller Syſteme der Gefäße und Nerven, aller Eingeweide und ab- und ausſondernden Organe. So geben ſie dem Kranken die verlorne Kraft und Stärke des Lebens wieder; zugleich wird die erhöhete und im Gleichgewicht geſtörte Erregbarkeit, wenn ſie mit der geſchwächten und kranken Erregung verbunden, aber nicht zu ſehr und zu dem der Abreizung nahem Grade erhöhet war, wieder vermindert und auf den geſunden Stand zurückgeführt. Ueberdies haben ſie ganz entſchiedenen

Nutzen in gichtiſchen und rheumatiſchen Zufällen, die mit keinem Fieber verbunden ſind; in Lähmungen, Folgen von Verwundungen, Hautkrankheiten, den meiſten Geſchwüren.

Der Badeſchlamm wird in warmen Umſchlägen entweder allein oder mit Wein vermiſcht mit großem Erfolg gegen kalte verjährte Geſchwülſte gebraucht, beſonders ſolche Theile der Gliedmaßen, wo das Wirkungsvermögen ſehr vermindert iſt.

Auch hat man die überzeugendſten Beiſpiele von der heilſamen Wirkung des Schwefelwaſſers, ſowohl getrunken in Drüſen-Verhärtungen, Verſchleimung der Nieren, und anderen Zufällen, als durch Klyſtiere in Krankheiten, deren Sitz im Unterleibe iſt. Zum Trinken wird das Waſſer friſch aus der Hauptquelle geſchöpft, größtentheils im Bade ſelbſt, oft aber auch nach dem Bade, wenn man in dem Thereſien-Garten ſpazieren geht, rein oder mit weniger Milch gemiſcht, genommen.

Nach dieſen mediziniſchen Grundſätzen und Erfahrungen rieth mir Schenk gar ſehr zum Baden. Er machte es mir Layen völlig begreiflich, mein Uebel müßte, wenn auch nicht gleich und plötzlich, doch ſicher in der Folge weichen,

wenn mein Nervenſyſtem durch das wohlthätige Waſſer geſtärkt würde. Dazu kam die eifrige Empfehlung mehrerer Freunde, die behaupteten, mit mir in ähnlichem Fall geweſen zu ſeyn, bis das Bad ihnen neue Lebenskraft gegeben, ſie gleichſam wieder verjüngt hätte.

Man verjüngt ſich gar zu gerne, mein lieber Freund, wenn es gegen die funfzig geht, zumal wenn man oft nicht Athem ziehen kann. Alſo war mir jede neue Zuſicherung eines guten Erfolgs der Kur, zu der ich ohnehin feſt entſchloſſen war, deſto erfreulicher.

Der Arzt verordnete mir einige Bäder in den Thereſienbädern, und dann eine volle Kur von zwanzig Bädern in dem Antonibad. Indeß habe ich Erlaubniß, zuweilen einen Tag auszuſetzen, und dafür, wenn ich mich nicht angegriffen fühle, an anderen Tagen auch ein Nachmittagsbad zu nehmen.

Mit den erſten Bädern bin ich ſchon fertig; heute und geſtern habe ich ſchon in dem Antonibad gebadet. Stundenweiſe kann man hier nicht baden; ich muß alſo in Geſellſchaft baden. Es wird etwas dazu gehören, ehe ich mich an dieſe Sitte gewöhne. Zwar iſt man natürlicherweiſe gekleidet

in einem ziemlich dichten Bademantel. Aber es iſt doch, für uns Nordländer wenigſtens, befremdend, ſich ſo bekleidet in einer großen Geſellſchaft von Herren und Damen zu finden. Das Waſſer iſt gewöhnlich ſo klar, daß ſich wenigſtens alle Contouren noch vollkommener zeigen, als in dem leichten griechiſchen Damengewand. Man wandelt dann in dem großen Behälter herum, hin und her, oder ſetzt ſich, wenn man ermüdet, an den Seiten. Das Waſſer geht, wenn man aufrecht ſteht, eben über die Schulter. Die Zahl derer, die auf einmal baden, betrug an beiden Tagen etwa 50. Aber es iſt ein beſtändiger Zufluß und Abgang. Einige gehen mit einander; ich ſehe, daß einige Cavaliere Damen führen, daß andere ſich in Gruppen trennen. So viel ich aus einem oberflächlichen Blick ſchließen kann, mögen auch einige von beiden Geſchlechtern nicht zu der beſten Geſellſchaft gehören. Dies veranlaßte mich gegen einen Freund den Gedanken zu äußern, ob es nicht beſſer wäre, die Geſchlechter durch ein Gitter zu trennen, was der Circulation des Waſſers nicht ſchaden könnte; oder noch beſſer das Antonibad und das Herzogsbad, die eine gleiche Temperatur und gleiche Einrichtung haben, jedes

nur für ein Geſchlecht zu beſtimmen. Er antwortete mir ſehr naiv: dann würden nicht ſo viele das Bad beſuchen. Sie ſehen, das war ein Grund, auf den ſich nichts erwiedern läßt.

Oben in dem Badezimmer iſt eine Gallerie. Hier halten ſich die Bedienten auf, die nachher in dem Umkleidezimmer ihre Herrſchaften kleiden. Es kommen aber auch, wie ich bemerkt habe, andere Zuſchauer, die ſich mit den Badenden unterhalten. Heute, Sonntags, waren viele Wiener unter ihnen. Ein eigenes Vergnügen in der That, wenn nicht etwa das Herabſehen auf die Badenden in Anſchlag kömmt. Denn die Schwefeldünſte können wenigſtens die Atmosphäre auf dieſer Gallerie unmöglich angenehm machen.

Auch iſt mir, der ich allen fremd bin, die Toilette einiger Damen im Bade aufgefallen. Nicht nur die feinſte Leinewand und Spitzen habe ich bemerkt, die doch durch Schwefeldünſte kaum gewinnen. Einige tragen auch mit einer gewiſſen Affectation goldene Ketten und prächtige Ohrringe. Ich glaubte, die Herren, die ſich mit ihnen unterhielten, müßten ihnen dieſe Aufmerkſamkeit, ſich für ſie zu putzen, verdanken. Man hat mich aber belehrt, daß es eigentlich auf

die nicht geputzten Damen abgeſehen ſey, um ihnen anſchaulich zu machen, daß alles Geſchmeide ächt und vom feinſten Golde wäre. Ich wollte alſo einem Wiener Elegant nicht rathen, ſeiner Schöne in Baden ein Collier zu ſchenken, das nicht Probehaltig iſt. Es müßte ihm gehen, als ſchon vor funfzig Jahren einen Engliſchen Prinzen, der einer gewiſſen Miß Fiſcher, als er am Morgen Abſchied nahm, eine Banknote von hundert Pfund zurückließ. Sie ſagte dem Kammerdiener, der ſich nach ihrem Befinden erkundigen ſollte: I do very well to be ſure: but tell your Maſter, what your ſee. Sie nahm eine in der Mitte durchgeſchnittene flache Semmel, legte die dünne Banknote dazwiſchen und verzehrte ſie.

Gewöhnlich badet man eine Stunde, doch ſtufenweiſe länger von einer halben Stunde an. Die Empfindung, wenn man durch die Thür hereintritt, iſt im Anfang ſonderbar; man fühlt ſich die Bruſt ſehr beengt. Allein das verliert ſich, wenn Sie etwas auf dem Sitze ausgeruhet haben. Nachher hat mir die Wärme des Waſſers ſehr wohl behagt; das ſoll, ſagt der Arzt, eine ſichere Bürgſchaft ſeyn des gewünſchten Erfolgs. Auch dünkt mir die Luft nicht ſehr eingenommen.

Sie wird erfriſcht nicht nur durch das faſt beſtändige Oeffnen der Thüren, ſondern auch durch den Ablauf des Waſſers, das man von Zeit zu Zeit aus einer Ecke abläßt, und das dann durch einen neuen Zufluß erſetzt wird.

So wie Sie aus dem Zimmer treten, erwartet der Badediener Sie auf der oberſten Stufe der kleinen Stiege. Mit der größten Geſchwindigkeit wiſcht er Sie ab, trocknet Sie und giebt Ihnen die ſorgfältig getrocknete Wäſche. Dann treten Sie in das ſtark geheizte Zimmer, wo Ihr Bedienter Sie ankleidet. Die Wäſche, die Sie im Bade trugen, wird von den angeſtellten Badedienern entgegen genommen und bis zum nächſten Morgen gewaſchen. Was man dafür bezahlt, iſt eine unerhebliche Kleinigkeit.

Ueberhaupt muß man auch das in Baden mit Dank erkennen, daß die Badetaxen ſo niedrig ſind. Für viele, beſonders einheimiſche, iſt dieſe Wohlthat gewiß nicht unbedeutend. Der höchſte Preis für ein Bad, das man ſtundenweiſe allein nimmt, iſt ein Gulden: für die Bäder, wo man in Geſellſchaft badet, 24 Kreutzer, 16 Kreutzer, in einigen nur 10, 8 und 6 Kreutzer. Dann giebt man dem Badediener am Ende der Kur ein kleines

Geſchenk. Und dafür werden Sie ſo ordentlich, ſo reinlich, ſo höflich bedient, daß Ihren Wünſchen nichts übrig gelaſſen iſt.

Ganz nüchtern dürfen Sie nicht leicht baden. Ich nehme mein gewöhnliches Frühſtück, meinen Geſundheits-Thee Hypericum perforatum, woran ich ſo viele Jahre gewöhnt bin. Eine Stunde nachher gehe ich in das Bad; wer aber irgend empfindlich gegen die Luft iſt, muß ſich tragen laſſen oder fahren. Ausgekleidet bin ich ſehr geſchwind, denn ich nehme die Wäſche, die für das Bad beſtimmt iſt, ſchon zu Hauſe an. Wann ich aus dem Bade komme, hülle ich mich in einen großen Mantel, der mir faſt auch das Geſicht bedeckt. So eile ich ſo ſchnell als möglich den kurzen Weg nach Hauſe und ruhe eine gute halbe Stunde. Dann wird das Frühſtück eingenommen, Chocolate ohne Vanille mit Badner Kipfeln. Nachher wird ſpatziert. Werden Sie es glauben, daß ich nur von 12 bis 2 Uhr Mittags arbeite, und Nachmittags von 5 bis 7 oder 8, wenn nicht etwa eine längere Spatziertour angeſetzt iſt?

Dabei führe ich die regelmäßigſte Diät. Doctor Schenk iſt ſehr ſtrenge in dem Punkt. Mäßige ſtarke Suppen, Braten und Fiſche,

die nicht fett ſind, empfiehlt er am meiſten; gekochtes Fleiſch und Eier ſchon nicht ſo gern. Mehlſpeiſen, Gemůſe, Obſtſpeiſen, alle gewůrzte und feine Schůſſeln ſind vǒllig verboten. Starke Mahlzeiten ſind mir nie erlaubt; dagegen muß ich, wider meine Gewohnheit, auch des Abends eſſen. Weil mir der Wein zum Bedůrfniß geworden iſt, darf ich mein gewǒhnliches Maaß ohne Waſſer trinken; aber was darůber iſt, ſagt er, iſt vom Uebel.

Dieſe Lebensart bekǒmmt mir vortrefflich wohl. Noch bin ich keine vierzehn Tage hier, und ich fůhle mich ſchon viel leichter, viel freier, ſogar fange ich an meinen guten Schlaf wieder zu erhaſchen. Tåglich průfe ich meine Kråfte an dem Erſteigen des Calvarien-Berges, und tåglich růcke ich weiter fort, ohne Pauſen zu machen.

Mir iſt dieſe Gebirgsluft gewiß wohlthåtig. Ich athme leichter; die Wårme macht mir eine angenehme Empfindung; die balſamiſchen Důfte der Båume und Kråuter wirken måchtig auf meine Nerven. Nur während den heißeſten Stunden des Tages halte ich mich meiſtens in meinen Zimmern auf, ſonſt bin ich faſt immer in der freien Luft. Man kann ſelbſt in den Mittagsſtunden in

den ſchattigen Gången des Thereſiengarten der Luft genießen, ohne große Beſchwerden von der Hitze zu empfinden.

Nur muß man ſich vor der feuchten Kälte Morgens und Abends hůten. Dieſe Vorſichtsregel, allen Gebirgsgegenden angemeſſen, wird hier doppelt nothwendig, weil die Verånderung hier unglaublich ſtark iſt. Auf Schenks Rath kleide ich mich Abends und Morgens verhåltnißmåßig wårmer, als ich pflege; gleichgůltig gegen die Launen der Mode ziehe ich Abends einen weiten Baderock, den ich ſchon von Wien mitgebracht habe, über den Leibrock. Dadurch bin ich bisher vor Erkåltungen geſchůtzt, worůber ich bald dieſen, bald jenen klagen hőre.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXV.

Baden den 14. Aug. 1804.

An Mannigfaltigkeit angenehmer Spatziergänge wird Baden gewiß von keinem Kurort übertroffen. Auch hierin ſpürt man bei jedem Schritt die menſchenfreundliche Sorge dieſer Regierung, daß es ſich unter ihrem Zepter wohl leben laſſe.

Zuerſt haben ſie den ſchönen Thereſiengarten, der Park genannt. Er ſtößt gerade an die Urſprungs- und Thereſienbäder, geht aufwärts nach dem Calvarienberg, und wird gegen Oſten durch Weinberge begränzt. Seit 1792 erhielt er ſeine jetzige Form. Der Platz iſt nicht groß, aber ſehr gut für den Wanderer genützt. Es ſind ungekünſtelte ſchattige Spatziergänge; einige ſehr breit und gerade, andere ſchmaler in gefälligen Krümmungen. Hie und da ſind dichter belaubte, einſame Riege- und Ruheplätze. Die Luft ſtreift allenthalben frei durch; allenthalben

Bayerische Staatsbibliothek München

athmen Sie balſamiſche Düfte der Kräuter und Geſträuche. Alles iſt ſehr gut unterhalten; keine Mauer, kein eiſernes Gitter erinnert Sie an die Möglichkeit eines Frevels. Nach der Hauptgaſſe zu iſt zwar ein Thor, es wird aber nie geſchloſſen.

Den erſten Geſichtspunkt, wie Sie in den Garten treten, macht am Ende des Hauptgangs der Tempel des Aeſculap auf ſechs doriſchen Säulen. Man verdankt ihn dem Grafen Lampertin. Er ward 1798 auf ſeine Koſten nach ſeiner Angabe erbauet. *)

Etwas weiter gegen Oſten ſehen Sie den Chioſk, einen großen, offenen, orientaliſchen Saal, auf 72 roth gemahlten Säulen. Eine Geſellſchaft ließ ihn, wie man mir ſagte, nach der Angabe des Ottomanniſchen Geſandten, vor vier Jahren durch den Hofarchitect Montrye erbauen. An den vier Eingängen iſt in deutſcher, franzöſiſcher, italiäniſcher, türkiſcher Sprache die Inſchrift: Von einer Geſellſchaft dem Publikum gewidmet. In einem benachbar-

*) Eine Abbildung in den trefflichen Blättern bei Hofers Naturanlagen und Kunſtſchönheiten der Stadt Baden N. 1.

ten großen Zelt werden Sie von dem Zuckerbäcker des Redouten-Gebäudes mit allen Mineralwaſſern und allen Erfriſchungen bedient.

Auf den Calvarienberg, an den der Garten lehnt, führen Alleen Sie bis zu einem kleinen Luſthauſe von Laubwerk. Von hier haben Sie eine ſchöne Ueberſicht der Gegend um Baden. Sie verfolgen den Lauf des Schwöchand- und Badner-Baches durch die üppigſten Fluren. Eine Menge von Oertern und Luſtgärten, und kleinen Gehölzen und Weinbergen liegt vor Ihnen entfaltet. In weiter Ferne begrenzen die Ungariſchen und Steyerſchen Berge den Horizont. Nur nach Norden verſchließt Ihnen der Berg ſelbſt, in deſſen Schlund das Häuschen ſteht, die weitere Ausſicht.

Dann führen Fußſteige durch Pflanzungen wilder Hölzer höher hinauf. Wo die Pflanzung aufhört, wird der Berg völlig kahl. Oben ſteht eine Kapelle für die fromme Andacht. Auf dem Wege, der im Zickzack gebahnt iſt, ſind mehrere Ruhepunkte, wo Sie eingeladen werden, Ihre Andacht zu verrichten. Man nennt ſie Stationen.

Die Ausſicht auf dieſer Spitze iſt noch weiter, als die von dem Luſthauſe; ſonſt aber dieſelbe.

Der hinter liegende Mitterberg verſchließt auch hier die Ausſicht gegen Norden in einem Zirkelbogen.

An der Seite des Calvarienbergs liegt ein höherer Weinberg. Auch auf dieſen gehen geübte Fußgänger ohne Mühe; ich darf mich noch nicht darauf wagen.

Um die Stadt führt rings umher ein ſehr angenehmer Spaziergang. Der Bach und deſſen Umgebungen, auch verſchiedene von den Badehäuſern geben ihm viele Abwechslung. Beſonders ſchön nimmt ſich das Joſephsbad und das Sauerbad aus. In dem kleinen Gehölz bei dem letzteren iſt auch ein lieblicher Weg.

Längs dem Schwöchandbach wandern Sie Abends nach Leesdorf. Es iſt ein Dorf des Stifts Melk von 72 Häuſern mit einem Schloß an einem Teich, in einem ſehr fruchtbaren Thal.*) Der Ort kömmt in Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts ſchon als eine Feſte vor. Wer ſich für Oekonomie intereſſirt, findet hier an den Verwalter, einen Stiftsgeiſtlichen von Mölk, einen der beſten Oekonomen in der Gegend. Ich

*) Das Kupfer bei Hofer N. 4.

verdanke ſeiner belehrenden Unterhaltung ſehr viel. Auch iſt hier eine ſehenswerthe Papiermühle.

Ein anderer mäßig weiter Spaziergang führt über den Steg durch die Dörfer Breiten und Rohr nach einer Quelle. In ihrer Nähe ſteht ein runder Steintiſch, beſchattet von dichten Bäumen; ein lieblicher Platz. Carl VI. ſoll hier einſt ausgeruhet haben, von — einer Jagd. Von dort kommen Sie nach den angenehmen jungen Eichenwald.

Nahe vor dem Rennthor liegt eine kleine Viertelſtunde entfernt das Dorf Guttenbrunn, von 38 Häuſern, mit einem Schloß und einem großen Garten. Er gehört dem Baron von Wetzlar, der ihn zum Vergnügen des Publikums geöffnet hat. Sonntags iſt hier gewöhnlich ſchöne Muſik; ein Vehikel mehr, um die Geſellſchaft ſehr zahlreich zu machen. In dem Obſtgarten findet ſich auch ein Badehaus, das ein großes Bad für mehrere Perſonen enthält, und ein kleineres für eine Perſon. Es ward über eine kleine und kalte Quelle errichtet; aber aus Mangel an Zufluß kann es nicht gebraucht werden.

An dieſen Garten ſtößt der Ort Weikers-dorf von 26 Häuſern, gewöhnlich Doppel-hof genannt. Er beſteht aus mehreren Bauer-häuſern am Badner Bach, und einem herrſchaft-lichen Schloß und Vorwerk. Zu dem Landgut ge-hören das Schloß Rauhenſtein, die Ruinen Rau-heneck und Scharfeneck, die Engelsburg, die Aland-gaſſe, Breiten und Rohr. Das Schloß iſt wohl aus dem funfzehnten Jahrhundert. Der große Garten, der Doppelhofner Garten genannt, ſteht den Badenden gleichfalls bis Abends ſpät offen.*) Man hat einen doppelten Weg dahin, längs dem Gebirge und an dem Schwöchand-bach; der erſtere iſt etwas weiter, aber angeneh-mer wegen der Ausſicht. Den Garten finde ich ſteif, doch iſt die Waſſerparthie recht ſchön. Man findet hier ſehr viele Maulbeerbäume und eine Seidenſpinnerei. Sie war ehemals ſehr beträcht-lich, jetzt hat ſie abgenommen. In dem großen Glashauſe kann man auch dem Geſpinnſt der Raupen ſehr gut zuſehen. Auch iſt die Schwei-zerei bei dieſem Gut ſehr intereſſant. Ich wüßte nicht leicht außer der Schweiz ſo ſchönes, großes

*) Zwei Anſichten bei Hofer N. 2. 3.

Vieh geſehen zu haben. Unſere ſchweren Marſchkühe mögen eben ſo viel Milch geben, vielleicht noch ſchwerer wiegen; aber ſie ſind nicht ſo groß, ſehen nicht ſo kräftig aus. Die ächte Schweizerfarbe, das Dunkelbraunroth fand ich auch nur hier und an einigen Orten im Badenſchen und Würtembergiſchen. Uebrigens iſt die Milch oder der Rahm hier ſo vorzüglich, daß es zur Badner Mode gehört, hier Kaffee zu trinken oder Milchſpeiſen zu eſſen.

Doppelhofs Garten gegen über, nach dem Schwöchandbach hin, liegt ein einfaches, geſchmackvolles Landhaus mit einem nicht großen, aber angenehmen Garten. Die Baroneſſe von Eichelburg hat es vor kurzem erbauet, und macht dort ihren Freunden manchen vergnügten Tag.

Wenn Sie dieſen Weg weiter fortſetzen, kommen Sie bald in das St. Helenen- oder Klauſer-Thal. Es iſt ein liebliches Thal von dem friſcheſten Grün, durchſtrömt von einem Bach, umſchloſſen von ſchroffen Felſen, die Strichweiſe mit Waldung bedeckt ſind. Unter vielen kleineren Häuſern bemerken Sie gleich am Eingang eine Steinſchneidemühle mit einem ſchönen Hauſe,

woran jetzt der Buchhändler Schönfeld bauet. Weiterhin, der Brücke gegen über, liegt das Kaffeehaus, wo Sie faſt immer gute Geſellſchaft finden; ein anſehnliches Gebäude, das viel zur Verſchönerung der Gegend beiträgt.

Von hier aus machen Sie einen Spaziergang zu den drei merkwürdigen Schlöſſern, die auf den Felſen, von dichter Waldung umgeben, im Winkel gegen einander liegen. Dieſer wild-romantiſche Triangel iſt einzig in ſeiner Art.

Gleich vor ſich, an der linken Seite des Baches, ſehen Sie auf einem mit Fichten bewachſenen Felſen einen dreieckigen Thurm und die Ueberreſte der alten Feſte Rauheneck. Dies Schloß kömmt ſchon in Urkunden vom Jahre 1136 vor, und war ſeit 1672 ohne Dach. Jetzt kann man an den Umriſſen der Mauer nur noch die Form des Gebäudes und eine Kapelle erkennen. Doch hat ſich der Wachthurm noch ziemlich erhalten. Seine ungeheuren Mauern ſind acht Schuhe dick. Von dieſer Höhe hat man eine treffliche Ausſicht in das Thal, die umliegenden Wälder und Berge und bis Baden hin.

An derſelben Seite ſtehen weiter weg noch einige Ueberbleibſel des alten feſten Schloſſes

Scharfeneck. Es kömmt erſt 1440 in der Geſchichte vor, und war ſchon 1672 völlig zerſtört. Die Ruinen ſind ganz mit Wald überwachſen. Es ſchien mir nicht der Mühe zu lohnen, den Fels zu erklimmen.

Er wird nur durch eine enge Bergſchlucht von dem Mitterberge getrennt, auf welchem auf den Vorſprung eines ſchroffen Felſen das dritte Schloß Rauhenſtein ſteht.*) Dieſes Schloß kömmt auch ſchon in Urkunden vom Jahre 1148 vor; indeß muß es in neueren Zeiten umgebauet ſeyn, weil es zwei Stockwerke hat, und keineswegges der gewöhnlichen alten Bauart gleicht. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ward es abgedacht und nachher zu einer Kienruß- und Terpenthinbrennerei eingerichtet. Sonſt iſt es ſehr feſt gebauet, hat hohe, ſtarke Ringmauern und einen Wachthurm ganz von Quaderſteinen. Wahrſcheinlich diente es zur Vertheidigung des fruchtbaren Thals, das man doch von Rauheneck noch beſſer überſieht. Das Dorf, welches dazu gehört, hat 26 Häuſer.

Unter dieſem Schloß liegt die kleine, anmuthige Kirche, St. Helena, mit einem Prieſter-

*) Eine Anſicht bei Hoſer N. 5.

Hauſe. Sie ward 1594 zum Erbbegräbniß der Beſitzer der Herrſchaft geſtiftet. Der gothiſch gebauete hintere Theil aber zeugt von einem höheren Alter.

Wenn Sie Ihren Weg an der linken Seite des Bachs fortſetzen, kommen Sie nach einer Viertelſtunde zu dem Holzrechen, oder die ſogenannte Klauſe.*) Er iſt im Hintergrunde des Thals zwiſchen dem Felſenberg, Urtelſtein genannt, und dem Lindkögel, auf dem Scharfeneck ſteht, von Quaderſteinen erbauet. Hier wird das Brennholz aufgefangen, das aus der inneren, oder Hauptklauſe zu Leopoldsdorf hinter Aland, mehr als vier Stunden weit herabkömmt. Nach dieſer Hauptklauſe kömmt das Holz aus den tiefen Gebirgsgegenden auf dreizehn anderen kleineren Schleuſen. Von Helenens Rechen gehen jährlich über 20000 Klafter, wenn das Waſſer anſchwellt, nach Möllersdorf, und von dort wird es auf der Achſe nach Wien in die Kaiſerlichen Holzgeſtätten gebracht. So lehrt das Bedürfniß die Menſchen unter allen Klimaten gewiſſe Erfindungen, auf welche das Lokal ſie zu leiten ſcheint. In Nor-

*) Eine Abbildung bei Hofer N. 6.

wegen und in dieſen ſüdlichen Gebirgen finden Sie denſelben Prozeß zum Tranſport des Holzes aus dem Schooß der Berge.

Von St. Helena, das iſt eigentlich von der Kirche ab, beengt das Thal ſich immer mehr. Es endet bei dem Holzrechen. Sie kommen über einen kleinen Berg, dann über einen etwas höheren; beide mit Wald bewachſen. Von dem letzten herab kommen Sie wieder in ein köſtliches, ſchmales Thal. Mann nennt es, glaube ich, auch noch Helenen-Thal; allein das eigentliche Helenen-Thal geht doch nur bis zum Rechen. Dieſes Thal iſt ſchmal, faſt nicht breiter, als der Weg neben dem ſchlängelnden Bach. Die Gegend iſt vollkommen ſchweizeriſch; ich ſah kein ſchöneres Waldthal in der Schweiz. Das trefflichſte Grün an dem Bach, an den unterſten Anfängen der Berge; mannigfaltiges Laub; ſeitwärts hie und da im innerſten Buſen der Berge noch tiefere kleine Thäler allen Wohnungen der Menſchen verborgen. So geht es faſt ganz bis heiligen Kreuz 1¼ Meile von Baden.

Hier erweitert ſich das Thal. Der Bach zieht ſich links; längs ihn der Weg nach dem Stift, das etwa noch eine Viertelſtunde entfernt iſt.

Rechts geht der Weg nach dem Brühl, auf der trefflich durch die Berge gebahnten Kaiſerſtraße. Sie kommen neben den beiden Gipsbrüchen auf dem Berge hinter heil. Kreuz in ein erweitertes, fruchtbares Thal zwiſchen den Bergen. Bald tritt eine Reihe von Bergen gerade vor, alle mit Wald bewachſen, von verſchiedenen Umriſſen. Sie kommen durch das ſchön gebauete Dorf Gaden ¾ Meilen von heiligen Kreuz mit einem Schloß. Es war vor uralten Zeiten eine Feſte, deren Herren ſchon 1094 in der Geſchichte vorkommen; jetzt ſieht man kaum noch eine Spur davon. Der Gips wird in Gaden gebrannt, aber mit ſehr wenig Oekonomie. Man brennt ihn auf eiſernen Platten in einem Ofen, eingerichtet wie gewöhnliche Backöfen; das Stampfen und Sieben geſchieht aus freier Hand. Die Bauern dieſer Gegend fahren größtentheils mit einer beſonderen, ſehr kleinen Art Ochſen, die man an den Hörnern anſpannt.

Gleich hinter Baden ziehen ſich die Berge wieder zuſammen. Hier fängt der hintere Brühl an. Es iſt ein ſchmales Thal zwiſchen Bergen, aber ohne Fluß. Allenthalben iſt es mit Kalkmeilern beſäet. Die Berge gehen immer in der Krümme

herum. Der Eingang ſcheint verſchloſſen. Mit einem Mal geht der Weg um den Berg herum zu einer neuen Krümmung. In dieſem Brühl iſt Hilderichs Mühle, bei deſſen gutmüthigen Beſitzern man ſich auf dieſem Wege gewöhnlich das Mittagseſſen beſtellt.

Von dort gehen Sie in den vorderen Brühl und fahren nachher durch die Klauſe über Mödling nach Baden zurück. Oder Sie kehren nach Gaden zurück, und gehen von dort den angenehmen Fußſteig durch lachende Wieſen, dann durch den Lilienfelder Wald über den Calvarienberg bis zum Thereſiengarten.

Eine Spazierfahrt in ganz anderem Geſchmack, aber ebenfalls angenehm, ebenfalls ſehr intereſſant, iſt die nach Ebreichsdorf, zwei Stunden von Baden.

Sie fahren am Ende der Wiener Vorſtadt rechts ab, anſtatt daß die Poſtſtraße nach Pfaffſtätten mehr links geht. Man kömmt über den Neuſtädter Kanal, aber oberhalb Lehnsdorf nach Triebeswinkel, einem wohlhabenden Dorf mit einem Schloß, das ſehr angenehm liegt, in der Mitte von dem Badener Mühlbach durchſtrömt. Die Meierei und der Wirthſchaftsbetrieb über-

haupt verdient die vorzügliche Aufmerkſamkeit des Kunſtverſtändigen. Der Ort iſt in der Geſchichte ſchon ſeit 1136 bekannt, und hieß damals Tribanswicheln.

Dann geht der Weg längs dem Schwöchatbach, der nach Laxenburg fließt, auf Draiskirchen, einem anſehnlichen Markt, wo das Kaiſerliche Kreisamt iſt. Der Ort hat 138 Häuſer. Er kömmt in der Geſchichte ſchon 1113 vor, und gehört dem Stift Melk ſchon von jener Zeit her. Hier verſäumen Sie nicht die Florfabrik des Herrn von Pokorny zu ſehen, die ein treffliches Filatorium hat.

Von dort fahren Sie über Trumau, einem alten Dorf, das ſchon 1142 exiſtirte. Durch das Dorf fließt der Trieſtingbach, der ſich nachher bei Zwölfaxing mit der Schwöchat vereinigt, nicht weit von dem Markt. Dieſe häufigen Bäche tragen ſehr viel bei zu der Fruchtbarkeit dieſer ſtark angebaueten Gegend, wie zur Leichtigkeit des Transports.

Sie haben dann noch eine Stunde nach Ebreichsdorf, immer durch die fruchtbarſten Felder. Einmal kommen Sie über dem ſogenannten Kaltengang, einen großen Bach, der aus dem

Gebirge, jenſeits Dreiſtötten, kömmt, und unweit Himberg ſich mit jenem von Trumau her vereinigt.

Ebreichsdorf liegt am Moos, wodurch der Piſtingbach fließt, der ſich bald nachher mit der Groß-Fiſche bei Mösbrunn vereinigt. Es iſt ein wohlgebaueter Ort, berühmt durch die ſehr ausgedehnte Kattonfabrik des Freiherrn von Lang. Dieſe Fabrik wird mit vorzüglicher Einſicht betrieben; ſie hat treffliche Walk- und Krappmühlen. Viele tauſend Arbeiter in Böhmen, Mähren, Ungarn und Steiermark verdanken ihr Unterhalt und zum Theil Wohlſtand.

Den Rückweg nehmen Sie in derſelben Gegend über Tattendorf und Lensdorf. Tattendorf iſt auch ein alter Ort, der ſchon 1312 in Urkunden vorkömmt. Sie kommen dann wieder über jene Bäche; aber Triebeswinkel bleibt rechts liegen. Trumau und Draiskirchen liegen ſchon in weiterer Entfernung.

XXVI.

Baden den 17. Aug. 1804.

Ich habe einen ſehr angenehmen Tag zugebracht in Laxenburg. Mein Freund, der Staatsrath von Stahl, hatte uns eingeladen. Er machte mir noch auf eine recht feine Art eine angenehme Ueberraſchung durch den Herrn von Schraut, mit dem ich in Raſtadt ſehr liirt war. Sie wiſſen, wie ſehr ich ſolche Geſellſchaften liebe. In einem kleinen Zirkel weniger, ungefähr gleich geſtimmter, Freunde findet allein die herzliche Mittheilung ſtatt, die ſo viel zum Glück des Lebens beiträgt und die man ſich dennoch ſo ſelten erlauben darf.

Auch das Wetter begünſtigte die angenehme Parthie. Es war ein vollkommen heiterer Tag; nicht ſo heiß, daß große Spaziertouren beſchwerlich wurden.

Wir fuhren früh, ſobald ich gebadet hatte. In anderthalb Stunden legten wir die zwei Meilen zurück. Man bleibt eine gute Stunde lang auf der Straße nach Wien. Dann geht der Weg kurz vor dem Neuſtädter Kanal rechts ab nach Guntramsdorf, ein großer landesfürſtlicher Markt, eine kleine halbe Stunde von Laxenburg. Die Gegend iſt flach und fruchtbar.

Laxenburg liegt an der Straße von Oedenburg nach Wien. Bis Oedenburg über Weinpaſſing ſind 8½ Poſt; nach Wien rechnet man eine Poſt.

Es iſt ein mäßig großer, ſehr gut gebaueter Flecken in einer reizenden Ebne zwiſchen dem Neuſtädter Kanal und den Trieſting. Vor Jahrhunderten hieß der Ort Laſſendorf auch Laxendorf. Er kömmt in Urkunden von 1276 vor. Das landesherrliche Schloß ward ſchon 1377 erbauet vom Herzog Albert III. mit dem Zopf, als er ſeinen Feldzug gegen die heidniſchen Preußen geendigt hatte. Es hat noch von außen ſeine erſte Geſtalt faſt unverändert behalten; ein wahres Modell einer alten Burg in ihrer unregelmäßigen Form mit ihren Thürmen und Brücken. Indeß ſind in neueren Zeiten zum Behuf der Hofhaltung

einige neue Gebäude in der Nähe errichtet; unter dieſen zeichnet ſich ein großer Speiſeſaal aus. Dieſe machen einen auffallenden Kontraſt mit dem Schloß, ſo auch die prächtige Kirche. Sie liegt dem Schloß gerade gegen über. Maria Thereſia gab ihr die jetzige geſchmackvolle Einrichtung.

Gleichwohl begnügten ſich die größten Souveraine in Europa mit dieſer Sommerreſidenz. Joſeph II. hielt ſich, außer dem Augarten, nur hier gerne auf. Auch jetzt pflegt der Hof einige Sommermonate immer hier zuzubringen. Der Aufenthalt hat einen ländlicheren Charakter als Schönbrunn; er gewährt alles, was man in der ſchönſten Ebne erwarten kann.

Die Zugänge haben ein freundliches Anſehen; allenthalben große, breite Alleen mit reichlichen Sitzen für den Wanderer. Der Park iſt dem Vergnügen des Publikums ohne allen Zwang gewidmet. Sonntags, Montags und Donnerſtags zeigen die dazu beſtellten Aufſeher einem jeden die Gebäude und andere Merkwürdigkeiten.

Während des Sommers iſt hier ein Traiteur in einem der Schloßgebäude etablirt, bei dem man vortrefflich bedient wird. Man hat ihm ein ſehr großes Local eingeräumt; dennoch reicht es kaum

hin, die zahlreichen Geſellſchaften an einigen beſonders beliebten Tagen zu faſſen.

Der Park hält zwei Stunden im Umfang. Ehedem war es ein ſteifer Garten im alten Geſchmack. Jetzt iſt er beträchtlich erweitert und durchaus in einem großen, freien Stil angelegt. Auch um dieſe Anlagen hat Graf Lambertin großes Verdienſt. Es wird der erſte engliſche Garten in Deutſchland, wenn man ſie nach dem Plan vollendet. Eine Vegetation wie hier, eine ſolche bezaubernde Miſchung der Farben des Laubs, habe ich noch in keinem geſehen. Auch hat man jetzt die Waſſerleitungen trefflich eingerichtet. Sonſt waren nur ſtehende Wäſſer; das macht immer eine widrige Steifigkeit. Jetzt iſt der Schwöchandbach durch den Park geführt, wie die Iſar in dem Engliſchen Garten zu München. Dies verbreitet gleichſam über alles neues Leben. Seitdem iſt auch ein großer Theil des Parks, der zuvor noch öde lag, mit hineingezogen. Er wird zuerſt als Wieſe bearbeitet.

Für die Mannigfaltigkeit der Geſichtspunkte hat man mit großer Geſchicklichkeit geſorgt. An der einen Seite geben die lachenden Gefilde Ungarns, an der andern die verſchiedenen romanti-

ſchen Berge um Wien und Baden in der Ferne ein angemeſſenes Ziel. Auch in der Nähe ſind die Gegenſtände der Auszeichnung mit Geſchmack gewählt.

Bei der Ausführung gebührt dem Schloßhauptmann großes Lob. Auf des Grafen Lambertins Veranſtaltung führte er uns ſelbſt allenthalben herum. Die Erläuterungen, die er hie und da über die Arbeiten gab, waren mir ſehr lehrreich. Man muß in der That erſtaunen über das, was in einer ſo kurzen Zeit ſchon gemacht iſt, und mit einem verhältnißmäßig nicht ſehr großen Koſtenaufwand. Erſt drittehalb Jahre iſt die neue, große Anlage alt, in fünf Jahren hofft man ſie zu vollenden.

Die intereſſanteſte Parthie für mich war das alte Ritterſchloß; ſo viel ich weiß, iſt ſie einzig in ihrer Art.

Der Weg führt allmählig einen kleinen Berg hinan, der mit großer Kunſt erbauet iſt. Er ruhet auf einem Gewölbe, wodurch ein ſchiffbarer Kanal geht, den man aus dem Fluß ableitet. Auch ein großer künſtlicher Waſſerfall wird hier angelegt. Die Natur iſt in dieſem gemachten Berge auf das vollkommenſte nachgeahmt. Schon

kommen Steinpflanzen hervor, noch mehrere werden erzeugt. Unterweges findet der Pilger eine einladende Ruheſtätte. Bei dem Eingang des Gebiets mahnt eine Säule Sie an die burgherrlichen Vogteyrechte.

Auf dem Felſen erbauet man jetzt eine künſtliche Ruine des Schloſſes Habsburg. Sie wird eine treue Copie eines ſehr genauen Modells dieſes ahnherrlichen Schloſſes. Es iſt in der Schweiz an Ort und Stelle aufgenommen.

Am Fuß iſt die jetzige Burg, das neuere Schloß eines wohlhabenden Ritters; alles, wie es noch vor dreihundert Jahren ſeyn mogte. Das ganze macht auf dem, der ſich für alte Deutſche Sitte intereſſirt, einen nicht zu beſchreibenden Eindruck. Es iſt alles ſo paſſend, ſo in einander greifend, ſo übereinſtimmend. Man glaubt ſich wirklich in jene Zeit zurückgeſetzt, die ſo manchen Zug edler Geſinnung, ſo manche kräftige That darbot.

Kaiſer Maximilian I., der letzte große Tournierritter in Deutſchland, wird als der erſte Held der Burg vorgeſtellt. Sie finden ſchöne Original-Gemälde von ihm und von ſeinen Thaten.

Alles, was man in dem Schloſſe ſieht, ſtammt aus jener Zeit. Die Verzierung der Wände, der Decken, die Geräthſchaften ſind vollkommen in gleichem Geſchmack. Die meiſten Meubeln, als Schränke, Tiſche, Stühle ſind wirklich ſo alt; man hat ſie mit vieler Sorgfalt aus den Klöſtern und andern Orten in Oeſterreich zuſammengebracht. Wo dann noch irgend ein Stück zu der vollſtändigen Einrichtung fehlte, mußte man es freilich nachbilden; aber dies geſchah mit täuſchender Geſchicklichkeit. Ich habe ſo manches mit frommer Ehrfurcht gegen das Alterthum betrachtet, wovon ich ſogleich erfuhr, es wäre nur nachgemacht. Daß mir dies begegnete, wird Sie freilich nicht Wunder nehmen, weil ich hierin nur Laye bin; aber man verſichert mich, bewährte Alterthumsforſcher hätten ſich eben ſo täuſchen laſſen.

Der Rittersmann hat ſeine Rüſtkammer, ſeine Wachſtube, ſeinen Speiſeſaal, eine Stube, wo er Audienz giebt. Die Rüſtkammer iſt reichlich verſehen mit Waffen aller Art; die Einrichtung der übrigen Zimmer entſpricht ihrer Beſtimmung nach dem Charakter der Zeit. In dem Eßſaal ſehen Sie eine gute Menge alter Trinkgefäße, Tel-

ler vom erſten Porcellan, die über hundert und funfzig Jahre zählen. Das Schlafzimmer ſchmückt ein ungeheures, gar ſtattliches altes Bette, wirklich aus der Zeit, in die wir uns verſetzen ſollen. Daran ſtößt die Spinnſtube der edlen Frau, ausgerüſtet mit manchen Emblemen des häuslichen Fleißes.

Beſonders ſchön iſt die Kirche; hier gefiel der Ritter ſich darin, ſeinen Reichthum darzulegen.

Er hat auch eine Gerichtsſtube; im Keller die Gefängniſſe. Man wird überraſcht durch einen täuſchend nachgebildeten Gefangenen, der ſich bewegt, wie man in die Zelle tritt.

Dann kommen Sie wieder in den Speiſeſaal. Man bittet Sie, Ihren Namen in ein großes Buch zu ſchreiben. Der Kaiſer und die Kaiſerin haben ſelbſt zuerſt geſchrieben, als die Burg geöffnet ward. Faſt allen Namen ſind auch Deviſen hinzugefügt.

Etwas entfernt von der Burg ſteht die kleine Kapelle, wo der Ritter einſam ſeine Andacht verrichtete.

Weiterhin iſt der anſehnliche Tournierplatz mit Schranken und Gallerien, und dem Balkon, wo

die Richter und Frauen ſaßen, um den erkämpften Preis zu ſpenden.

Auf einem Hügel in demſelben Bezirk liegt eine kleine Meierei, womit der Kaiſer ſeiner Gemahlin eine Ueberraſchung gemacht hat. Sie iſt ſehr gefällig eingerichtet; ebenfalls, ſo viel möglich, im alten Koſtüm.

Auch an dem Tempel der Laune fand ich eine mir neue Parthie. Die Kaiſerin hat den Einfall ſehr glücklich ausgeführt. Es iſt ein kleines Luſthaus, durch gefärbte Scheiben ſehr angenehm beleuchtet. Jedes Zimmer drückt eine eigene, zuweilen barocke Idee aus. So giebt es ein Muſik-Cabinet, worin alle Meubeln, Stühle u. ſ. w. mit Noten bedeckt ſind; ein Spiel-Cabinet, worin Sie Abbildungen und Fragmente faſt aller Spiele finden; ein Stroh-Cabinet, worin durchaus alles von verſchiedenartigem Stroh iſt. Die Treppe hat ein Geländer von kleinen Guirlanden. Auf dem Boden werden die Milchgefäße bewahrt. Die Ausſichten auf verſchiedene Parthieen des Parks ſind alle vorzüglich, jede in ihrer Art. Ganz oben haben Sie eine ſchöne Ueberſicht.

Ferner ſahen wir einen Sallon zum Speiſen mit doppelten Decorationen an den Wänden. Auf ein unvermerkt gegebenes Zeichen, treten mit einemmal ganz andere Landſchaften an die Stelle der vorigen.

In einer geſchmackvollen türkiſchen Moſchee finden Sie ein Ringelſpiel.

Ueber eine Chineſiſche Brücke kömmt man zu einem Chineſiſchen Luſthauſe. Es liegt an einem lieblichen See, in dem Sie einen Reichthum ſchöner Arten von Fiſchen, Schwanen und Enten bewundern.

Dann führt der Weg zu dem Fiſcherdörfel, einer Anzahl ländlicher Hütten an dem See. Jeder hat ſeinen kleinen Garten, angebauet wie es ſich ziemt für einen Fiſcher, der, nach Heinrich IV. menſchenfreundlichen Wunſch, Sonntags wenigſtens ſein Huhn verzehrt. Die innere Einrichtung iſt freilich etwas in einem höheren Stil, aber doch immer einfach. Für jeden der Erzherzöge iſt eins dieſer Häuſer beſtimmt.

Nahe dabei iſt wieder der große Kanal. Etwas ſeitwärts ſtoßen Sie ganz unerwartet auf eine Einſiedelei, wie es ſcheint, der Welt vollkommen verborgen. Sie iſt ausgerüſtet mit allem,

was zu dem Hausbedarf eines gebildeten Mannes gehört, der nun in ſeinen letzten Tagen ſich ſammeln will zur Vorbereitung auf das Leben nach dieſem.

Von hier gehen Sie zu dem erhabenen Tempel der Eintracht, längs der großen Ballbahn zu dem Tempel der Diana, dem grünen Luſthauſe und dem Prater. Dieſer ziemlich große Theil des Parks iſt dem Lieblingsort der Wiener vollkommen nachgebildet. Sie finden hier alle Spiele zur Beluſtigung des Volks, wie in dem Wiener; auch eine Menge mit einem leichten Mechanismus.

Die Zeit ward uns zu kurz auch noch nach Münkendorf zu gehen. Es liegt ſüdwärts an der Trieſting in einer Ebne, die ſich ganz vorzüglich zu einem großen Lager eignet. Joſeph II. pflegte hier immer ſeine Lager zu haben. Hier iſt auch der letzte Holzrechen für das von den Bergen herabgeflößte Holz.

Wir fuhren von Laxenburg gerade nach Wien. Graf Lambertin hatte es eingeleitet, daß wir am Schluß dieſes genußreichen Tages noch die Schätze des Kunſt- und Induſtrie-Comptoirs ſehen ſollten. Ein ſehr einſichtsvoller Kunſtfreund war unſer Begleiter.

Das Inſtitut exiſtirt erſt ſeit zwei Jahren, und hat ſchon erſtaunend viel geleiſtet. Mehrere vermögende Liebhaber hatten ſich ſchon früher vereinigt junge Künſtler reiſen zu laſſen, und ſie zu unterſtützen. Dann traten ſie in eine nähere Verbindung. Sie beſtimmten einen bedeutenden Fond zum Verlag; man ſagt mir, er betrüge an hundert tauſend Gulden. Das Unternehmen fand allgemeinen Beifall; die Arbeiten ſtarken Abſatz. Der Kaiſer ſchenkte dem Inſtitut eine Anzahl Platten zu Kupferſtichen nach den Werken Italiäniſcher Meiſter, auch zu mehreren ſehr großen Werken, wie der Tod der zehntauſend Märtirer, in vier Blättern, und das Crucifix in zwei Blättern, beide nach Dürer, gezeichnet von van Hoyn, geſtochen von Franciſcus van der Steen; wahre Meiſterſtücke des Grabſtichels.

Sie können glauben, wie zumal meine Frau, die ſich ſo vorzüglich für Kunſt intereſſirt, ſich trefflicher Blätter freuete, welche man hier von allen Gattungen findet. Da waren von Steen der Engliſche Gruß, nach Rubens; Maria mit dem Kinde und die Anbetung der Dreieinigkeit, nach Albert Dürer. Von Raphael Morghen in Florenz la Madonna col Bambino, nach Andree

del Sarto; von dem Chevalier de Non la Colomnie, nach der Idee des Apollos, gezeichnet von Raphael. Unter zahlreichen Blättern von Wiener Künſtlern zeichnen ſich beſonders aus Groupes d'animaux nach Henri Roos, die Ruhe in Egypten nach Gerbrand van den Eckhout, Handzeichnungen italiäniſcher Meiſter auf farbigem Pappier von Adam Bartſch; eine gebirgige Landſchaft, im Vordergrund ein Waſſerfall nach Annibal Caracci von Ch. Duttenhofer; radirte Landſchaften von J. Sauermann.

Der vorzüglichen Blätter in ſchwarzer Kunſt ſind ſo viele, daß ich es kaum wage, Ihnen andere zu nennen, als die beiden berühmten Gegenſtücke: Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verurtheilt, und der Tod der Virginia, beide nach Fuger; jenes von Johann Pichler, dieſes von V. Kininger. Mehrere Werke dieſer Männer ſind auch in Farben gedruckt. Unter dieſen gefiel mir inſonderheit ein Johanniskopf nach Carlo Dolce von K. Jauz.

Unter den Blättern in Aquatinta von Wiener Künſtlern, ſind beſonders Piringers vortrefflich. Eine Mondnacht und die Abendlandſchaft, zwei Gegenſtücke, jenes nach Veit, dieſes nach

Molitor; zwei Landſchaften nach Pouſſin: l'aube du cour und Clair de lune nach Molitor.

Eine Manier, die ich hier zuerſt ſah, die lavirten Blätter machen bei Landſchaften großen Effekt. Erſt werden die Umriſſe gedruckt, und nachher mit Farben die Gegenſtände ausgemahlt. Zu den gelungenſten Arbeiten in dieſem Geſchmack gehören die Straße über den Arlberg und die Minminger Gebirge im Ober-Innthal in Tirol, nach Molitor, von Haldenwang; die Gegend auf dem Libanon und die Ruinen zwiſchen Sidon und Tyrus, nach Caſſas, von W. F. Schlotterbeck; das große Werk: Anſichten aus Tirol und Voralberg, nach der Natur gemahlt von Molitor und Gauermann, und von Bartſch, Duttenhöfer, Gauermann und andern geſtochen und lavirt, in acht Lieferungen, oder vier und zwanzig Blättern, im gewöhnlichen, und vier im größten Format. Die vier erſten Lieferungen enthalten von jenen zwölf und von dieſen zwei Blätter, die ſicher zu den vollendetſten Kunſtwerken gehören.

Ferner ſahen wir treffliche punctirte Blätter von verſchiedenen Wiener Künſtlern, beſonders von Carl Pfeiffer zwei Blätter; Carl, Erz-

herzog von Oeſterreich, der von ſeinem Ahnherrn Rudolph die Heldenkrone empfängt, nach Fuger; dann ſehr gut colorirte Blätter: Tiroler und Wiener Trachten, Alt Brennbühel bei Imſt in Tirol und die Waſſerküche bei Brennbühel nach Kapeller, von Warnberger, kleine Anſichten aus der Gegend von Wien von Maillard, Seyffer und andern, die noch fortgeſetzt werden.

Fragen Sie mich nach den Preiſen, ſo verſichere ich Sie, daß ſie verhältnißmäßig ſehr niedrig ſind. Die Geſellſchaft der Unternehmer zeigt eine lobenswürdige Uneigennützigkeit, um den Liebhabern die Anſchaffung ihrer Werke möglichſt zu erleichtern.

Ueberdies hat das Inſtitut einen ſehr reichen Verlag von Muſikalien der beſten Meiſter für alle Inſtrumente. Dieſer Zweig der Geſchäfte erweitert ſich täglich.

Auch hat es die ſchätzbaren Charten des Freiherrn von Leichtenſtern übernommen, ſo wie einiger die vaterländiſche Statiſtik betreffender Schriften. Man druckt jetzt an einem ſehr wichtigen Werk, Rohrers Völkerbeſchreibung der öſterreichiſchen Monarchie mit trefflichen Abbildungen.

Nur die ſtark einbrechende Dämmerung konnte uns von dieſer anziehenden Unterhaltung trennen. Wir brachten dann noch die ſpäten Abendſtunden auf der Baſtei zu und freueten uns des fröhlichen Haufens der Spazierenden.

Früh am andern Morgen kehrten wir wieder nach Baden zurück. Noch darf ich kein Bad ausſetzen; erſt in einigen Tagen ſoll ich eine Pauſe machen, die ich zum Ausflug nach dem Schneeberg nutzen werde.

Laxenburg iſt nur anderthalb Stunden von Wien entfernt; man zahlt aber für eine Poſt. Der Weg beſteht aus einer ununterbrochenen Allee. Bei Biedermannsdorf, nicht weit von Laxenburg, nimmt ſie eine Biegung zur Rechten. Nachher geht ſie faſt in gerader Linie bis zur Stadt. Links bleibt das Pfarrdorf Feſendorf liegen, mit einem ſchönen Schloß des Fürſten Colloredo; rechts das Pfarrdorf Hennersdorf. Weiterhin liegt links unter dem Wiener Berge Inzersdorf, ein ſchönes Dorf mit einem Schloß. Von Biedermannsdorf aus bei der Mauth läuft links auch eine andere ſchnurgerade Allee, aus einem Punkt mit jener,

nach Schönbrunn. Dieſe iſt von wilden Kaſtanien, die ſich oben prächtig wölben. Fesendorf liegt zwiſchen beiden; die Gegend gewinnt dort ganz das Anſehen eines unermeßlichen engliſchen Gartens. Man kann von Wien nach Baden über Laxenburg fahren, ohne einen Umweg zu machen.

Der gewöhnliche Weg geht über Neudorf, wo die Poſt Pferde wechſelt. Es iſt die große Landſtraße nach Neuſtadt, und von da über den Semmering nach Steiermark.

Gleich hinter der Stadt kömmt man allmählig eine ziemliche Anhöhe heran. Auf der Spitze ſteht ein Crucifix. Man nennt die Stelle zur Spinnerin am Kreutz. Dies iſt ein trefflicher Standpunkt zur Ueberſicht der Kaiſerſtadt mit ihren nächſten, reichen Umgebungen. Vor ſich blickt man auf eine weite, hohe Gegend; am Ende zeigen ſich Berge in unbeſtimmten Umriſſen. Hie und da ragen aus Bergen und Wäldern Spitzen hervor, beſonders der alte, große Berchtoldsdorfer Thurm. Nur an einem recht heiteren Morgen erſcheint am ſüdweſtlichen Horizont ſelbſt der hohe Schneeberg. Beſſer ſieht man ihn bei Pfaffſtätten.

Das ſchöne Landhaus Ihres Freundes Grymüller zu Mätzleinsdorf ſehen Sie nicht von dieſem Standpunkt. Aber an der Höhe der Waldung ſteht ein holländiſcher Pavillon. Von dieſem haben Sie beſonders am Abend eine treffliche Ausſicht über die Fläche.

Meidling und Schönbrunn bleiben rechts liegen. Sie kommen über den Lüſingbach, der links her kömmt, und queer über den Weg nach Schwöchat fließt, wo er ſich mit dem Schwöchandbach vereinigt. Inzersdorf bleibt links. Bald nachher durchſchneiden Sie die Allee von Schönbrunn nach Lachſenburg. Dann geht es in gerader Linie nach Neudorf über Felder.

Neudorf iſt ein Schloß, Brauhaus und Landgut des Wiener Erzbißthums, wozu das Kirchdorf Neudorf gehört. Der Ort hat 106 Häuſer; er exiſtirte ſchon im Jahr 1120. Die Kirche iſt klein, aber ſehr geſchmackvoll von dem Kardinal Migazzi erbauet und eingerichtet.

Die ſtarke Durchfahrt nach Steiermark macht den Ort nahrhaft. Für das Wirthshaus, wo die Badener Wagen einkehren, iſt auch das Ver-

ſehr nicht unbedeutend. Wir kamen gerade um die Zeit, als die erſte Fuhr von Baden aus angelangt war. Nicht weniger als funfzig Menſchen waren in eilf Kutſchen vertheilt. Eine höchſt gemiſchte Geſellſchaft, ſchon in den Wagen, wo meiſtens das Ungefähr ſie zuſammen führte; noch weit mehr in dem nicht großen freien Platz vor dem Wirthshauſe. Jeder mußte doch etwas genießen; man merkte es bald der Bedienung an, mit welcher Zuverſicht die Wirthsleute darauf rechneten. Und wie groß auch die Eile ſeyn mogte, die einer oder der andere hatte, nach Wien zu kommen, ſo fanden doch alle ſo viel Geſchmack an dieſer unvorbereiteten Zuſammenkunft, daß keiner daran dachte, den Kutſcher anzutreiben.

Eine gute Strecke von Neudorf geht der Weg, nachdem man den Neuſtädter Kanal durchſchnitten hat, von der Steiermarker Straße rechts nach Baden ab. Es ſind zwei kleine Meilen bis Baden; nach Günſelsdorf auf der Steiermarker Straße auch zwei Meilen, und eben ſo weit von dort nach Wieneriſch Neuſtadt.

Auf dem Wege nach Baden bleibt Guntramsdorf links liegen. Es geht noch einmal über den

Neuſtädter Kanal. Man kömmt dann über Gumpoltskirchen; Pfaffſtätten bleibt links. Die Berge, die man ſchon ſieht, ſobald man die große Straße verläßt, ziehen ſich von der Linken immer näher. Bald verkündet auch der ſtarke Schwefelgeruch die Nachbarſchaft der Heilbäder.

XXVII.

Baden den 24. Aug. 1804.

Wenn Sie in dieſe Gegenden kommen, müſſen Sie ja nicht verſäumen, eine Reiſe nach dem Schneeberg zu machen. Sie iſt in jeder Rückſicht ſo intereſſant, daß ſie auch einer ungleich größeren Anſtrengung lohnen würde, als ich gemacht habe. Ich nahm mir fünf Tage Zeit, und machte ohnehin nur einen Theil des Weges zu Fuß. Mein freundſchaftlich ſorgſamer Doctor Schenk will freilich, daß ich meine Kräfte wieder verſuchen ſoll; aber ich darf mich ja nicht übernehmen.

Den ſchönen Waldweg nach Heiligenkreuz mußte ich mir diesmal verſagen. Der Regen hatte ihn für Wagen faſt unfahrbar gemacht, und meine Wanderſchaft wollte ich erſt in den Gegenden beginnen, wo man nur zu Fuß alles ſehen kann. Alſo mußte ich jetzt über Gaden fahren. Von Gaden wollte ich diesmal nicht den vorigen,

mir ſchon bekannten Weg, ſondern den über Weiſſenbach nehmen.

Ungefähr eine kleine halbe Stunde vor dem hinteren Brühl dreht der Weg ſich links nach Weiſſenbach. In einer Biegung des Thals ſchwindet der Wald zu beiden Seiten; nackte weiße Kalkwände treten an ſeine Stelle. Hier werden die Kalkſteine gebrochen, gegraben, und zu den Kalköfen herabgerollt. In dieſem Thal ſind einige dreißig ſolcher Oefen, gewöhnliche Stichöfen, Cylinder von ungefähr zwei Klaftern im Durchmeſſer und drei Klafter hoch, aus andern Kalkſteinen und einigen Ziegeln aufgemauert, inwendig mit Sandmergelſchiefer verſtrichen, den die Bauern Glaſurſtein nennen, weil er ſich leicht verglaſet. An den Wänden wird der rohe Kalk aufgeſchichtet, oben kuppelförmig geſchloſſen, und das Feuer in der Mitte angelegt. Man unterhält es ſo lange, bis die Kalkſteine von oben ganz ſchwarzbraun ſcheinen; dann hält man den Kalk für hinlänglich gebrannt. Um 6 bis 7 kleine Fuder Kalk zu brennen, jedes zu 15 Fl., verbraucht man 7 Klafter Holz, die Klafter zu 8 Fl. Der Brand dauert drei Tage und vier Nächte, vom Sonntag Abend bis Donnerſtags. Zwei Arbeiter,

die wechſelweis das Feuer ununterbrochen erhalten, bekommen jeder 45 Kr. täglich. Die Erlaubniß Kalk zu brennen, erkauft der Bauer jedesmal um einen halben Gulden von der Herrſchaft. Jeder Bauer brennt gewöhnlich die Woche einmal.*) Sie gewinnen bedeutend dabei. Aber ſie würden noch weit mehr gewinnen, wenn man Rumfords Kalkofen, wie in Baiern, einführte, und die nur anderthalb Stunden entlegenen Steinkohlenwerke zu Heiligenkreuz und Wildeck benutzen könnte.

Von Weiſſenbach, einem Dorf von 20 Häuſern, das eine halbe Stunde von Gaden entfernt iſt, haben Sie noch anderthalb Stunden nach Heiligenkreuz. Der Weg geht zwiſchen den Gebirgen fort. Sie ſind meiſtens mit Waldung bewachſen, und haben manche romantiſche Partheien. In den Vertiefungen ſehen Sie die lieblichſten Wieſen. Hie und da ſind in der Oeffnung des Waldes einzelne, große Felsſtücke hingeworfen, mit Moos überwachſen. An anderen Stellen iſt der Wald undurchdringlich. Sie glauben

*) Bei dieſer Nachricht, ſo wie bei dem, was ich ferner auf dieſer Reiſe aufzeichnete, habe ich nachher Schultes Beſchreibung benutzt.

nur wilde Thiere können hier hauſen, und plötzlich verräth der wachſame Hund Ihre Nähe den Bewohner einer Hütte.

Auf dieſem Wege treffen Sie drei der älteſten Dörfer Oeſterreichs. Das Schloß und Dorf Sparbach, verbunden mit St. Johannisſtein, eigentlich St. Johannisſtein am Sparbach genannt, hat eine romantiſche Lage. Hier kömmt aus dem Gebirg der Medlingbach herab, der nachher nach Medling fließt. Eine kleine halbe Stunde von dort liegt bei einem Pfarrdorf auf einem Felſen das alte Schloß Wildecke, ſchon im Jahre 1261 in der Geſchichte bekannt. Es wird noch jetzt von dem Stift zum Heiligenkreuz in bewohnbarem Stande erhalten. Dreiviertel Stunden davon ſoll im Gebirge ein Steinkohlenanbruch ſeyn. Nahe dabei liegt zur Linken Sickendorf, das ſchon 1136 der Sitz einer adlichen Familie war.

Wenn Sie in das Thal herab kommen, ſind Sie nahe bei der Prälatur zum Heiligenkreuz. In dieſem Stift werden Sie noch aufgenommen mit der alten Gaſtfreiheit, die dem fremden Reiſenden oft in jeder Rückſicht Wohlthat iſt. Ein

dazu beſtimmter Geiſtlicher zeigt Ihnen alle Merkwürdigkeiten.

Es iſt das älteſte Ciſterzienſer = Kloſter in Oeſterreich. Markgraf Leopold der Heilige ſtiftete es 1136 auf ſeinem Gut Sattelbach, auf Veranlaſſung ſeines Sohns Otto, eines Ciſterzienſer-Mönchs zu Morimond, der in eben dieſem Jahre die erſte Colonie aus Frankreich dahin ſandte. Seine beiden übrigen Söhne vergrößerten die Stiftung anſehnlich. Auch in der Folge erzeugten die Regenten ihr manche Wohlthaten. Der Ort, der dazu gehört, hat jetzt einige 80 Häuſer.

Ueber den Eingang des Thores iſt in einem kleinen Thurm ein Schnarrwerk von Orgelpfeifen, das einen vollſtändigen Accord giebt. Im Einklang mit dem Geläute der Prälatur macht dies einen feierlichen, ſehr weit hörbaren Ton.

In dem großen Vorhof des Stifts erinnert eine Dreifaltigkeitsſäule an die traurige Peſt zu Wien im Jahre 1713. Sie wüthete auch hier in den benachbarten Orten; aber die Einwohner von Heiligenkreuz blieben verſchont.

Der innere Hof iſt in neueren Geſchmack erbauet. Doch verräth die gothiſche Kloſterkirche zur Linken ihr hohes Alter ſchon durch die an dem

Frontiſpitz an der Hälfte angebrachte Façade, und durch ihre unregelmäßige Bauart.

In dieſer Kirche ſehen Sie rechter Hand an einer Säule des Chors das Grabmal des berühmten Bildhauers Giuliani aus Venedig. Er ſtarb im Jahre 1694 in ſeinem 81ſten Jahre. Sein Schüler und nachheriger Gehülfe war der nicht minder berühmte Donner, aus Braunsfeld gebürtig, Singknabe in dieſem Stift.

An der Säule linker Hand auf der Gegenſeite des vorigen iſt das Grabmal des Neapolitaniſchen Mahlers Altomonte, der hier 1745 in ſeinem 87ſten Jahre ſtarb. Von ihm ſind die vier Seitenaltarblätter, und die Speiſung der 5000 in dem Speiſeſaal. Das letztere große Gemälde verfertigte er erſt in ſeinem 83ſten Jahre.

An dem Kreuzaltar wird an gewiſſen Feſttagen ein ſehr ſchön gefaßter Kreuzpartikel ausgeſtellt. Herzog Leopold brachte ihn mit von Ptolomais, wo er ſich mit Richard von England entzweite; die einzige Beute des großen Zugs.

Außer der Kirche in dem Kreuzgange iſt das Capitelhaus, wo der größte Theil der alten Familie der Babenberger aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert ruht. Noch mehrere alte

Grabſteine von den angeſehenſten Familien Oeſterreichs aus dieſem Zeitalter liegen in dem Kreuzgange als Pflaſter.

In einem der Gänge links beim Eingang von der Pforte iſt in einem eigenen kleinen gothiſchen Sommergewölbe, Salaterrän, ein alter Brunnen. Die Fenſter ſind noch größtentheils alte bemahlte Glasſcheiben. Sie ſollen die damals lebende Familie des heiligen Leopold und die zwei damaligen Kirchen Heiligenkreuz und Kloſter Neuburg vorſtellen. Der Brunnen beſteht aus einer Säule, um welche ſich drei Becken anſchließen; das unterſte derſelben hält 32 Schuh im Umfang und 5 Zoll Dicke. Er ſoll von maſſivem Blei ſeyn, aber ſo dicht kalkartig überſintert, daß ſelbſt Naturkundige ihn oft für Stein halten.

Die Bibliothek des Stifts, ungefähr 5000 Bände ſtark, enthält einige wichtige ältere Werke und ſchöne Incunabula. In dem Nebenzimmer ſind 503 Manuſcripte, inſonderheit mehrere gute Codices von Klaſſikern. Zwei davon hängen noch zum Andenken an den Ketten, die im Mittelalter gebräuchlich waren.

Sonſt zeigte man auch in der Rüſtkammer, der Naturalienſammlung und der ſogenannten Bil-

dergallerie mehrere merkwürdige Stücke. Jetzt verdient nur die Muſchelſammlung Aufmerkſamkeit; ſie enthält faſt alle Stücke des Muſeum Teſtaceum von Born. Die meiſten Sachen aus dem Mittelalter ſind in die Ritterburg nach Laxenburg gebracht, und die vorzüglichſten Gemälde in die Kaiſerliche Bildergallerie.

In dem Berge, an deſſen Fuß der Stift liegt, in dem Mittelpunkt des Viertel Unterwienerwaldes, zur Rechten der Straße von Gaden iſt ein mächtiger Gipsbruch. Auch der Bach enthält Gips aufgelöſt. Im Schloßgraben entdeckte man 1767 Steinkohlenflötze. Maria Thereſia ermunterte durch anſehnliche Belohnungen ihre Bearbeitung; aber ſie liegen noch unbenutzt.

Der Weg nach dem Brühl geht neben dem Kreuzweg. Dieſer macht einen angenehmen Spaziergang auf den Hügel unter einer Kaſtanien-Allee. Der Andächtige findet auf ſeinem Pfade eine hinlängliche Anzahl Stationen, deren Schnitzwerk noch unter Giuliani's Leitung gearbeitet iſt. Oben haben Sie eine ſchöne Ausſicht über das Thal und einen guten Theil der Heerſtraße.

Die ſchönſte Ausſicht über das Thal und rückwärts auf das Stift iſt von einer Treppe vor

dem hinteren Thor, rechts bei der erſten Sägemühle. Von hier führt ein Fußpfad durch einen jungen Fichtenwald unbemerkt die Höhe heran. Hier öffnet ſich plötzlich eine weite Ausſicht in ein angenehmes Thal. Im Weſten wird es von Bergen in mannigfaltigen Geſtalten umgeben; der hohe Oetſcher ragt über ſie alle in der Ferne hervor. An den dunkleren Bergen der ſüdlichen Seite liegen die beiden Dörfer Meirling und Roßmarkt.

Ein ſteiler Fahrweg führt links nach Meirling herab, ¾ Stunden von Heiligenkreuz. Es iſt ein kleines Dorf von 21 Häuſern, das unter dem Namen Murling ſchon 1136 in Urkunden vorkömmt. Die große Kirche liegt angenehm auf dem Hügel, von dem Sie das Dorf und den Bach überſehen, der von dem Dörfchen Klauſen jenſeits Allent oder Alland rechts herkömmt. Dieſer Bach iſt der Schwöchand, der nachher bei Baden und Laxenburg vorbei der Donau zufließt. Man ſieht aus ſeinem weiten, ſteinigen Bett, daß er der Gegend oft gefährlich wird.

Von Meirling führt ein angenehmer Weg, durch Wieſen und Waldung längs eines Bergrückens, der ſich von Oſten gegen Süden zieht,

Sie in ¾ Stunden nach Roßmarkt allmählig berg=an. Rechts bleibt ein kleines Thal liegen, das die Hügel bilden, die das große Thal durchſchnei=den; in deſſen Hintergrund das Dörfchen Allent. Vor Sich ſehen Sie in eine Bergſchlucht, auf de=ren linken Gipfel Kalkfelſen die Ruinen eines alten Schloſſes täuſchend nachbilden. Der Boden iſt bei weitem nicht benutzt, wie er es ſeyn ſollte.

Roßmarkt oder Reiſenmarkt war ehe=dem ein anſehnlicher Ort, deſſen ſchon Urkunden von 1170 erwähnen. Das Dorf liegt zerſtreut, verſteckt und lang hingedehnt an den Rücken eines Waldberges unter den Ruinen des alten Schloſſes Arnſtein. Es hat nur 17 Häuſer. Schon wie man ſich dem Ort nähert, wird das Thal immer enger, die Berge höher. Der Dorfweg ſelbſt hebt ſich noch immer; am Ende führt ein ſteiler Pfad über eine ſchöne Bergwieſe hinan. Auf der Höhe ſteht einſam ein rothes Kreuz. Im Vordergrunde liegt das kleine Dorf Schwarzenſee im Gebüſch; jenſeits ragen die Bergrücken des Halſes und Oehlers über die Pottenſteiner und Neuhäuſer Berge hervor, und über alle erhebt ſich jetzt deut=lich des majeſtätiſchen Schneebergs Gipfel. Bei dieſem Anblick wähnte ich mich in der Schweiz.

Dieſelbe Empfindung ergriff mich wieder, als ich das erſte Mal die Alpen in der Nähe ſah; tauſend anziehende Rückerinnerungen knüpften ſich an dieſe Vorſtellung.

Das kleine Dorf Schwarzenſee von 17 Häuſern iſt ¾ Stunden von Roßmarkt und noch eine halbe Stunde von Neuhaus. Sie gehen rechts durch einen Lerchenwald auf das alte Schloß zu, das unten im Thal reizend liegt. Es wird jetzt von dem Pfarrer und Schulmeiſter bewohnt. Das Dorf, was dazu gehört, hat 36 Häuſer. Beides iſt eine Domäne.

In dem, freilich nur mäßigen, Wirthshauſe in dem Dorfe übernachtete ich; aber nach einem dreiſtündigen Marſch von Heiligen Kreuz aus fand ich Bewirthung und Nachtlager vortrefflich. Ich hatte es ſo eingerichtet, daß ich früh um 5 Uhr dem Guß auf der Spiegelfabrik zuſehen konnte. Die Tage zum Gießen und Blaſen der Spiegel werden immer auf einem Monath vorher in dem Hüttenkalender beſtimmt. Dieſen findet man bei dem Kaufmann Majonalo in Baden, und kann alſo die Reiſe darnach beſtimmen. Gewöhnlich wird Montags gegoſſen. Der nächſte Weg von Baden hieher, über Böslau, St. Veit, Bern-

dorf, Pottenſtein und Fehrenfeld, macht nur drei ſtarke Stunden.

Das Schmelzhaus iſt ein ungeheures hölzernes Gebäude, mit vier Oefen zum Blaſen, zwei zum Gießen und neun Kühlöfen. Die kleineren Spiegel bis zur Höhe von einigen 30 Zollen werden mit eigenen ſtarken Röhren geblaſen. Die großen werden auf kupfernen Platten gegoſſen; eine unbeſchreiblich ſchwere Arbeit. Man hat es auf dieſer Fabrik ſo weit gebracht, daß man Spiegel von 120 Zoll Höhe und 60 Zoll Breite gießt. Die ungeheure bewegliche kupferne Gießplatte 130″ lang, 75″ breit und 1½″ dick, ward 1754 zugerichtet. Profeſſor Schultes ſagt, die Pariſer Spiegel-Fabrik habe bisher nur Spiegel von 9′ Höhe und 5′ Breite geliefert. Der größte zu St. Ildefonſo gegoſſene Spiegel maß nach Laruge 145″ Höhe und 85″ Breite. Ein ruſtiſcher Spiegel, der auf Neuhaus 1802 zur Folirung lag, hatte 109″ Höhe und 48″ Breite. In England verfertigte man bisher nur Spiegel zu 60″ Höhe.

Ein Ofen der unausgeſetzt im Feuer bleibt, dauert 9 bis 10 Jahre. Die Ziegel dazu, ſo wie die Hafen, werden in der Fabrik ſelbſt verfertigt; auch die Scherben der Töpfe werden wieder

benutzt. Die Fritte beſteht aus Kieſelſand, Potaſche, Kalk, Salpeter, Kochſalz, Arſenik, Braunſtein. Das Pochen und Sieben der geröſteten Kieſel ſowohl als des Kalks und der übrigen Materialien geſchieht aus freier Hand ohne Pochwerke, von Tagelöhnern mit verbundenem Munde. Das Holz wird vor dem Verbrennen gedörret, damit es nicht rauche. Man legt es zu dieſem Ende um den Glasofen; aber davon ſoll einmal das Schmelzhaus abgebrannt ſeyn. Tag und Nacht arbeiten unausgeſetzt 15 Perſonen im Schmelzhauſe für 20 bis 24 Kreuzer Lohn, bei der ſchrecklichſten Glut. Ein ſchmaler Schragen iſt ihr Lager, wo ſie nahe an dem Ofen ſchlafen.

Die gegoſſenen und geblaſenen Tafeln werden in den unteren Zimmern der Fabrik geſchliffen. Vorher unterſucht man ſie im Schneidezimmer, und zerſchneidet die fehlerhaften Tafeln zu kleineren Stücken. Die Glastafeln werden mit Gips auf einen feſtſtehenden Tiſch und auf die untere Seite einer oben offenen Kiſte angekittet. So werden je zwei und zwei von gleicher Rauheit über einander abgeſchliffen. Der Sand, ein äußerſt rauher, harter Quarzſand, der ſehr leicht Glas ritzt, wird mit Waſſer geſchlemmt auf der Glas-

tafel aufgetragen, immer feiner, je mehr die Tafel gleich und eben wird. Eine rings um den Schleifſtein laufende Rinne ſammelt den Abgang, den man wieder verbraucht. Die Kiſte wird an dem Arbeiter in mannigfaltigen Richtungen auf der unteren Tafel herum gerieben. Große Steine, die darin liegen, vermehren Druck und Reibung, indem er ſie anlegt, wo er es nöthig glaubt. Dieſe ſchwere Arbeit, und die feuchte Luft des Zimmers, deſſen Fenſter man nie öffnen darf, greift die Bruſt ſehr an; das beſtändige Geräuſch macht die meiſten Arbeiter halb taub. Dennoch fehlt es nie an Leuten, die ſich willig dazu hergeben.

Wenn die Tafeln ſo eben ſind, daß das Lineal auch nicht die mindeſte Unebenheit mehr verräth, werden ſie auf einem großen Tafeltiſch, wie die Glastafeln bei Glaſern, beſchnitten, dann mit Schmirgel abgerauhet, und mit Colcothar, der aus dem Münzamt zu Kremnitz kömmt, mittelſt eines Filzes und Streberuthen ſo lange polirt, bis man ſie in einem Fenſterrahmen von der Luft in den Fächern ohne Tafeln nicht unterſcheiden kann. Die Glasſchleifer und Polirer werden Stückweiſe bezahlt; ſie verdienen monatlich 9 bis 15 Fl. Wenn ihnen eine Tafel ſpringt, ſo trägt

die Fabrik den Schaden. Sie verkauft die rohen Scherben für 18, geſchliffene für 21, polirte für 33, belegte für 36 Kr. das Pfund. Der größte Theil der Abfälle aber, die theils am Schmelzofen hängen bleiben, theils beim Guß durch die herabrollende Walze in das unterſtehende Gefäß ſtürzen, wird wieder gepocht und eingeſchmolzen.

Die polirten Spiegel kommen in den mit Mercurialdünſten gefüllten Belegſaal. Hier werden ſie mit Staniol, den man aus böhmiſchem Zinn mit hölzernen Hammern ſchlägt, durch eine ſehr einfache und ſchnelle Vorkehrung belegt. Die Tafel bleibt einen Tag über mit Gewichten beſchwert; am zweiten werden die Gewichte abgenommen; am dritten wird die Tafel aufgeſtellt. Die Abgänge des Amalgams werden deſtillirt, um das Queckſilber zu gewinnen. Ein Folirer gewinnt bei ſeiner gefährlichen Arbeit monatlich 19 Fl.

Die Fabrik arbeitet ſehr ſchön und ſehr wohlfeil, aber nur auf Beſtellung. Sie liefert zwei Sorten Spiegel, gute und Ausſchuß, von 20″ Höhe und 13″ Breite an. Ein Spiegel von 15″ Höhe und 12″ Breite koſtet 3 Fl. 16 Kr. und 6 Kr. Fazettax; von 30″ Höhe und 24″ Breite,

gute Waare, 29 Fl. 48 Kr. und 26 Kr. Fazettax. Ein Spiegel von 60″ Höhe und 48″ Breite koſtet gut 407 Fl. 7 Kr., Ausſchuß 305 Fl. 19 Kr. Eben derſelbe Spiegel von 30″ Breite koſtet gut nur 229 Fl. 9 Kr., Ausſchuß 171 Fl. 51 Kr. Fazettax bei jenem iſt 6 Fl. 1 Kr., bei dieſem 2 Fl. 53 Kr., beim Ausſchuß ſo wie bei guter Waare. Alſo erhöhen 18″ Breite den Preis eines Spiegels um 177 Fl. 58 Kr. bei 60″ Höhe. Das Maas von 60″ Höhe und 48″ Breite iſt der höchſte im Tarif. Werden Spiegel von höheren Dimenſionen beſtellt, ſo berechnet die Spiegelniederlage zu Wien den Preis. Vor 40 Jahren koſtete ein Spiegel von 103″ Höhe und 54″ Breite 2216 Fl.; jetzt würde er 3000 Fl. koſten.

Nach Fahrefeld gehen Sie eine halbe Stunde durch ein enges Thal, das von Neuhaus gegen Oſten ſtreicht. Ueberhaupt findet man, daß faſt alle Thäler im Viertel Unter-Wienerwald von Weſten gegen Oſten ziehen. Auch iſt die ſüdliche Seite der Berge immer ſteiler als die nördliche; nur der Schneeberg allein macht darin eine Ausnahme.

An den ſteilen Kalkfelſenhügeln bemerken Sie dennoch Spuren einer ſorgfältigen Kultur des

Fabrikarbeiters; gute Weiden in den Tiefen, zerſtreuete Häuſer mit mühſam gepflegten Gärten. Aber der Bach, der bei Neuhaus aus dem weſtlichen Gebirge ſtrömt, richtet in dem Thal oft Verwüſtung an, beſonders nachdem die Trieſting ſich mit ihm vereinigt hat. Sie entſpringt eine halbe Stunde vor Kaunberg oſtwärts aus einem nordweſtlichen Bergrücken, die Trieſting genannt, und kömmt hier von Altenmarkt rechts aus einem kleinen Thal gegen Süden, das ſich mit dem Neuhauſer verbindet. Man findet ſo oft in Oeſterreich Spuren von Verheerungen dieſer Waldpäche. Gleichwohl ſcheint es nicht ſchwer, ihnen Einhalt zu thun, wenn man die Ufer gehörig befeſtigte. Man würde dann die koſtbaren Wehre nicht bedürfen, die den Wieſengrund ſo ſehr verderben und die Gebäude dennoch nicht ſichern.

Fahrefeld, ein Kaiſerliches Dorf von 35 Häuſern, liegt an der Straße von Ginſelsdorf bis Traſendorf bei Lilienfeld, um dem Kornarmen Gebirglande aus Ungarn Getraide zuzuführen. Hier iſt die große Ruſtharniſche Knopffabrik. Ein treffliches Streck- und Druckwerk ſoll ſie auszeichnen; man läßt es aber keinen Fremden ſehen.

Auf einem angenehmen Wege durch eine Wieſe, in der ſich die Trieſting ſchlängelt, kommen Sie in einer halben Stunde, unter den Ruinen eines alten Schloſſes, nach der großen Potteuſteiner Klingenfabrik, welche Steiner hier 1760 errichtete. Ein ſehr einfaches Mühlenwerk und Geſtänge ſetzt die Eiſenhämmer, Gebläſe, Schleif- und Polirmühlen in Bewegung. Die Klingen ſtehen in vorzüglichem, verdienten Ruf; aber die Manipulation des Stahls wird als ein Geheimniß verborgen. Eine Küraſſierklinge wiegt glühend, wie ſie vom Ambos kömmt, 1 Pfund 20 Loth. Die Schmiede müſſen jede ausgeſchmiedete Klinge beſonders abwägen; ſie treffen das vorgeſchriebene Gewicht beinahe bis auf ein halbes Loth. In den Schleif- und Polirmühlen kann jeder Arbeiter ſeine Scheibe, die von dem Waſſer ſchnell bewegt wird, nach Gefallen ſtellen. Die Schleifſteine kommen aus dem Salzburgiſchen und koſten das Stück 70 bis 100 Fl.; ſie dienen höchſtens zwei Jahre und ſpringen ſehr oft. Das Poliren geſchieht auf die gewöhnliche Weiſe mittels Trippels, Schmirgels und hölzernen Polirſcheiben; die Klingen ſprühen an dieſen faſt eben ſo ſtark Funken, als an dem Schleifſtein. Ehe

die Klingen an die Militärökonomie zu Stockerau abgeliefert werden, probirt man ſie, indem man in eine Eiſenklammer einen halben Zoll tief einhauet und ſie nachher ſehr ſtark nach beiden Seiten biegt. Klingen, die Scharten oder Riſſe bekommen, oder krumm bleiben, werden ausgeſchoſſen. Bei der Oekonomie-Commiſſion wird die Probe wiederholt; alsdann ſollen ſelten über 8 von tauſend als Ausſchuß wegfallen. Allen Klingen iſt der Name Pottenſtein auf dem Rücken eingeprägt. Eine gewöhnliche Musketenbajonette, deren Ohr gebohrt werden muß, koſtet 1 Fl. 30 Kr.; die längeren neueren 3 Fl.; die Klinge eines Küraſſier- Huſaren- Dragonerſäbels, und Pontonierſäbel mit der Säge am Rücken 1 Fl. 30 Kr. Die Degen- und Rappierklingen, und die zwei- und dreiſchneidigen Dolche, welche die Italiäner ſuchen, ſind ſehr ſchön gearbeitet.

Mit dieſer Fabrik ward nachher ein Blaufarbenwerk verbunden, das den Kobalt aus Schladming in Steiermark bezog. Dieſe Unternehmung gerieth aber bei Annäherung des Feindes in Stokken. Ueberdies ſind hier verſchiedene Kupferhämmer, die ich aber nicht geſehen habe, weil ich nach Pottenſtein eilen mußte.

In einer Viertelſtunde war ich in Potten-ſtein, wo ich mir einen Wagen beſtellt hatte, um noch den Abend Buchberg zu erreichen. Das alte, ſchon 1265 bekannte, Dörfchen Grillen-berg von 30 Häuſern, dem Stift Melk gehö-rig, liegt maleriſch ſchön am Abhange eines Hü-gels eine Stunde von Pottenſtein, eine Viertelſtun-de weiter, jenſeit eines anderen Hügels liegt das kleine Dorf Neuſidl von 16 Häuſern. Hier wendet ſich der Weg auf einmal südwärts eine Bergſchlucht hinan, an ungeheuern Wänden ge-bildet, die meiſtens mit Buſchwerk mannigfal-tiger Art bewachſen ſind. Rechts rauſcht ein Waldbach herab. Hier und da macht ein bemoo-ſter Felsklumpen einen angenehmen Contraſt mit dem dunkeln Nadelholz.

Eine andere Wendung des Wegs führt Sie in ein kahles ſteiniges Thal. An der südöſtlichen Spitze ragt ein ſchroffer Kalkhügel hervor, der die Ruinen von der alten Burg Hirnſtein ſtützt, die ſchon 1142 vorkömmt und deren Beſitzer im ſiebzehnten Jahrhundert ausſtarben. Wenig Schritte um die Burg finden Sie ſich bei einem kleinen freundlichen Schloß, in unſerem Geſchmack an der südöſtlichen Seite dicht an jenem Felſen ge-

bauet. Dies Schloß heißt wie jenes Hirnſtein, eine Stunde von Grillenberg. Das Dorf von 29 Häuſern liegt in der öſtlichen Bucht des Thals. Der Weg führt durch fruchtbare Aecker die Höhe hinan zu einem Walde. Hier haben Sie eine liebliche Ausſicht in das Thal und die umliegende Gegend. Aber links an der Seite der Schlucht, die wir heran kamen, thürmen ſich Berge auf Berge; der Schneeberg ragt über ſie alle hervor.

So geht es über einen weiten, flachen Bergrücken, faſt ganz mit Waldung bedeckt, bis an das Thal, in welchem Pieſting liegt, 1 Stunde von Hirnſtein. Durch Oeffnungen im Walde blickt man bald auf das hohe Alpengebirge im Weſten, die ſchwarze Wand genannt,*) und dem Schneeberg, bald auf das Gebirge gegen über mit den Ruinen von Starchemberg, bald auf die Neuſtädter Ebene mit ihren zahlreichen Dörfern. Ein ſteiler Thalweg führt herab nach Pieſting, das links tief im Thal liegt. Die Anſichten über dieſe einzeln liegenden Häuſer, hinaus in die weite

*) Sie erhebt ſich ungefähr eine Stunde von dem Schneeberg, und läuft ſechs Stunden lang von Weſten gegen Oſten.

Neuſtädter Ebne, *) über Wöllersdorf und Reinabrükl am Ende des Thals, wechſeln mit jeder Krümmung des Wegs. Am Abhange des Berges ſieht man Weingärten, zwar nicht von der köſtlichſten Art, aber doch, ſo nahe dem mächtigen Schneeberge und den Alpen, doppelt wichtige Zeugen des Fleißes der Einwohner.

In Pieſting, einem nahrhaften Markt von 92 Häuſern, ſind mehrere gute Eiſenhämmer. Eine halbe Stunde weiter gegen Weſten von dem ſogenannten Kaltengang, der von Schneeberg her nach Pieſting kömmt, und auch dieſen Namen führt, iſt eine Eiſenkochgeſchirr-Fabrik. Die Ausſicht in dieſem weiten Thal iſt unvergleichlich. Links bricht ein lang geſtreckter Bergrücken hin, deſſen Gipfel mit dünnen Nadelhölzern bewachſen ſind; voran liegt der abgeriſſene Felſenberg mit

*) Man nennt ſie in dieſer Gegend auch die Heide, als Synonym mit einem flachen Kornlande. Eben ſo nennt man auch den Theil von Seeland, wo faſt ununterbrochen das beſte Korn wächſt, Heede. Hingegen in Norddeutſchland, auch in Holſtein und Schleswig, verſteht man unter Heide einen unfruchtbaren, meiſtens mit Heidekraut und Buſchwerk bewachſenen Strich Landes.

den Ruinen des alten Bergſchloſſes Starchem-berg; im Hintergrunde die hohe ſchwarze Wand. Nördlich zieht ſich von Ferne die Bergreihe zu der ſüdlichen hin. Sie bildet ſo die Ausſicht in ein enges, finſteres Thal, das ſchön contraſtirt mit den Bergen zur Rechten, die bis zur Hälfte hin-auf mit Kornäckern bedeckt ſind. Die Ruinen von Starchemberg, einſt dem Lieblingsſitz Friedrich des Streitbaren, des letzten Fürſten aus dem Hauſe der Babenberger, ſollen äußerſt merkwür-dig ſeyn; die wichtigſten von den viertehalbhundert alten Schlöſſern, die Oeſterreich beſitzt, vielleicht die größten in Deutſchland, wenigſtens größer, als die Heidelberger. Der nächſte Weg dahin von Baden über Kottingbrunn, Loibersdorf und Engesfeld beträgt nur drei Stunden. Man kann ihn in den dortigen Wegen ſehr gut fahren.

Von Pieſting bis Pernitz ſind drei ſtarke Stun-den. Die Straße läuft etwas höher als der Thal-weg an dem rechten Bergrücken hin. Man kömmt durch die alten Dörfer Wopfing von 27 Häu-ſern, Peuſching von 28 Häuſern, und Wal-deck von 23 Häuſern eine St. von Pieſting. Es geht immer von einem waldigen Bergrücken zu dem andern. Von Wopfing aus, das nur eine

halbe Stunde von Waldeck entfernt iſt, machte ich eine Abſchweifung nach Dreiſtötten. Das alte Dorf von 43 Häuſern, das ſchon 1147 unter dem Namen Trabſtetten vorkömmt, liegt ¾ Stunden von Wopfing an einem mit Wald bedeckten Berg einſam und öde. Aber kaum ſind Sie um die Kirche des Dorfs herabgeſtiegen, ſo befinden Sie ſich in einem Thal, ſo maleriſch, als Sie nur immer es denken können. Es iſt das Thal von Emmerberg.*) Sie haben rechts im Norden die ſteile vier Stunden lange Felſenwand; hinter ihr den Schneeberg; links im Süden eine Reihe mäßiger Berge, über die Sie wegblicken in die Gefilde von Neuſtadt und Ungarn. Der ganze Grund vor Ihnen beſteht aus lachenden Aeckern und Wieſen, und lieblichen Hainen, die mannigfaltige amphitheatraliſche Gruppen bilden, und ſich zuletzt an den Klippen verlieren. Die Ruinen der alten Schlöſſer Emmerberg

*) Die Anſicht des Schneeberges und des Thals von Emmerberg hat Schultes ſeinen Ausflügen als Titelkupfer vorgeſetzt. Sonſt iſt das Thal auch in Gnologiſcher Rückſicht ſehr intereſſant. Es ſcheint einſt ein See geweſen zu ſeyn. An der Wand finden ſich ſchöne Marmorbrüche.

und Dachenſtein mit ihren Dörfern am Fuß der Felſenhügel, die Dörfer Müthmannsdorf, Stollhof, Maiersdorf, an den Schluchten der Wand, beleben das große Gemälde.

Faſt wäre ich von hier gerade nach Buchberg gegangen, wohin ich nur 5¾ Stunden noch zu machen hatte. Allein ich mußte ſchon meinen erſten Plan verfolgen, da mein Wagen mit meiner kleinen Bagage voraus war. Auch fand ich mich in der Folge reichlich entſchädigt, durch die intereſſanten Gegenſtände, die ich noch auf meinem ferneren Wege traf.

Bei der kleinen Kirche zu Waldeck, die einſam auf einem Hügel liegt, treten plötzlich kahle weiße Klippen hervor. Kalkgrus ſammelt ſich, von den Felswänden herabrollend, in den Riſſen, die Regenbäche ausſpülen, zu Lavinen, und ſtürzt Felſenklumpen in den Abgrund, nicht ſelten über den ſchmalen Weg. Etwas weiter iſt der Weg durch ſolche herabgeſunkene Felſen gehauen. Sie blicken weit hinab auf die in den Abgrund geſchleuderten Felſen; der Pieſting rauſcht wild über ſie herab. Der Fahrweg ſenkt ſich herab zu einer einſamen Hütte in der Tiefe, dicht an dem Waldbach. Neben dem Wege iſt ein ziemlich mächtiges

Flöz von ſtratificirtem Kalkſtein, deſſen Schichten alle nach Oſten ſich verflächen. Eben dieſe Lage bemerkt man deutlich an den ſüdlichen Bergrücken, jenſeits des Waldſtroms. Unſtreitig hingen ſie einſt zuſammen; mehrere Waldbäche und Bergwaſſer riſſen ſie von einander und bildeten die Schlucht, durch die nachher der vereinte Strom ſeinen Weg in das Thal ſich bahnte.

Pernitz, ein freundlicher, gut gebaueter Ort von 41 Häuſern, liegt am Ende dieſes wilden Thals, eine Meile von Waldeck. Wenn man vor der Kirche vorbei iſt, erweitert ſich das Thal durch ein Nebenthal, das von Muckendorf herabkömmt. Rechts am Fuße eines Hügels, auf welchem die Ruinen einer ehemaligen Kirche liegen, ſteht ein einſames Jägerhaus; tiefer in der Bucht blinkt eine rothe Mühle unter Gebüſchen hervor. Im Hintergrund liegt ein Waldberg mit hohen Felſenwänden; am Fuß, halb verborgen, das kleine Muggendorf von 22 Häuſern. Die Mira, die drei Stunden von dort nordoſtwärts in einem Waldthal aus einer Höhle entſpringt, ſchlängelt ſich durch das Thal und mitten durch das Dorf. Eine Viertelſtunde von dort ſtürzt ſie über ungeheure Kalkfelſenblöcke ſchäumend herab.

Ein Bewohner des Dörfchens hat ländliche Bänke um das Becken des Waſſerfalls geſetzt. Sie gehen links hinauf und an der rechten Seite herab.

Man muß aus dieſem Nebenthal wieder zurück, und wandert um dem Föhrenwald zur Rechten gegen Weſten nach Gutenſtein. Allmählich verſchmälert ſich das Pernitzer Thal, und die Ausſicht rückwärts in ſeine halbrunde Ebene gewinnt neue Reize. Vorwärts im Weſten ſcheint ein hoher Bergrücken den Weg zu verſchließen. Die kleineren Berge, an deren Fuß der Pfad läuft, ziehen ſich zurück; die Maſſe drängt ſich vor. Das Waldthal wird immer enger. Plötzlich ſtehen Sie vor der Wand ſelbſt, an dem ſogenannten Pas-Thor. Der Berg iſt von einander geriſſen. Zwiſchen zwei mächtigen Felſenwänden, über eine Schlucht, die faſt nur dem ſchäumenden Waldſtrom, den Pieſting, Raum läßt, führt eine ſchaukelnde hölzerne Hangbrücke, längs dem Fluſſe auf deſſen Mitte. Ungeheure Blöcke hängen an beiden Seiten über; mächtige Fichten, vom Sturm niedergeſtürzt, ruhen hier auf ihrem Sturz, halb hängend, halb ſinkend. Die Szene iſt eine der ſchauerlichſten in der Natur. Etwas weiter zur Linken am Strom ſind aus

Baumſtämmen Sitze gehauen, von denen Sie ruhig und ſicher ſie anſtaunen.

Der Markt Gutenſtein, 1¾ Stunden von Pernitz, hat 60 Häuſer, 5 Hammerwerke, einige Brettmühlen und Nagelſchmieden, die ihr Eiſen aus Steiermark erhalten. Dieſe Eiſenarbeiten, hölzerne Rinnen, Fäſſer und Geräthe machen den einzigen Erwerb der Einwohner, womit ſie wöchentlich nach Wien zu Markt fahren. Das neue Schloß liegt in der Tiefe des Thals, von ſchönen Baumgruppen umgeben.

Zur Seite ſteht das alte Bergſchloß Gutenſtein, ſchon 1220 befeſtigt, auf einem kahlen Felſen, der von einem dicht an ihm ſtehenden größeren Waldberg loßgeriſſen ſcheint. Die überhängende Wand, auf deren Gipfel das Schloß in Felſen gehauen iſt, bildet eine gräßliche Schlucht, durch welche die Pieſting wüthend einher tobt. Verfolgt man den Weg nach Rohr links von dem Schloß ab, ſo kömmt man noch zu zwei eben ſolchen hölzernen Hängbrücken, als jene an der andern Seite von Gutenſtein. Das ſind die merkwürdigen Päſſe von Steinapieſting und Lunkapieſting; beides Dörfer, jenes von 30, dieſes von 16 zerſtreueten Häuſern.

Von Gutenſtein führt ein Fahrweg in vielen Krümmungen auf den Kloſterberg, Maria Hülfberg genannt, dem Schloßberg gegen über. Auf dem Gipfel iſt in einer traurigen Wüſte, von Waldbergen rings umgeben, eine Kirche im neueren Stil, ein Kloſter von Serviten bewohnt, die aus Spanien nach Oeſterreich kamen, und ein Wirthshaus für die Pilgrimme. Das Kloſter ſieht gerade auf den Schneeberg. In dieſer Wüſte hat Fürſt Gallizin, derſelbe, der um Wien den Gallizinberg ſo ſchön benutzte, auf einem Waldberg einen engliſchen Garten angelegt, der einige der glücklichſten Parthieen, und die trefflichſten Ausſichten hat. Für die Freunde von ſehr weiten Ausſichten iſt die von der Gloriette im höchſten Grade befriedigend. Ein Anblick ganz entgegengeſetzter Art gewährt die äußerſte Spitze, durch drei Kreuze auf Felſentrümmern an einem ſchaudervollen Abgrund bezeichnet. Sie ſehen hier jenſeits eines düſteren Thals die kahle Wand des Schneebergs von dem Fuße an bis in die Wolken ſteigen, wo ſich ſein Schneebedeckter Gipfel verliert.

Man kann auch von Gutenſtein über den Hals nach Weißenbach bei Neuhaus gehen, wenn

man von Baden aus den geraden Weg über Pieſting gemacht hat, und dann die Spiegelfabrik von hieraus ſehen will. Dieſe Bergſtraße iſt etwas beſchwerlich, aber ohne alle Gefahr.

Um auf den Schneeberg zu kommen, wählte ich den kürzeſten Weg über den Oehler. Man kömmt aus Gutenſtein über die Pieſting in ein enges Thal nach dem in Süden belegenen Oehler, dem Vorgebirg des Schneebergs. An dem Fuß eines Wegs, der rechts mühſam in den Fels gehauen iſt, rauſcht ein Bach, an deſſen Seite Sägemühlen und Hämmer und einzelne Höfe liegen. Aber allmählig wird das Thal enger; man nähert ſich dem düſteren Walde.

Hier verließ ich den Wagen, um die beiden letzten Stunden zu Fuß zu machen.

Ich wanderte mit einem Führer aus dem erſten Köhlerhauſe durch eine mit Wald bedeckte Wüſte, in der nur einzelne Köhlerhütten Spuren von Leben fortpflanzten. Hohe Berge thürmten ſich zu beiden Seiten des ſteileren Pfades; der kahle Gipfel des Oehlers ragte im Weſten hervor. Auf zwei Drittheil der Höhe des Berges erreichten wir eine einſame Bauerhütte.

Von hier hatte ich noch eine Stunde zu ſteigen bis an das ſteinerne Kreuz, das den Gipfel bezeichnet. Aber ich wußte aus Schultes, daß die Ausſicht der Mühe nicht lohnt. Sie wird beſchränkt durch höhere Berge, oder vielmehr der Blick verliert ſich in die Bergrücken. Wie wild, wie ſchauerlich die Gegend auf der Höhe seyn mußte, konnte ich abnehmen aus dem, was ich hier ſah. Und ſo war auch der nähere Weg, den mein Führer mich ſeitswärts einſchlagen ließ, bis wir den Bergbach erreichten, der die Bucht des Buchbergerthals macht. Hier kamen wir wieder zu einigen Sägemühlen, deren Räder das Waſſer des Bachs treibt, und zu einzelnen ärmlichen Hütten. Wie ich mich freuete, wieder bei Menſchen zu ſeyn, und dem Kirchthurm von Buchberg zu nahen. Meine Schritte verdoppelten ſich, und dennoch erreichten wir erſt in drei viertel Stunden die Säule am Grünbacher Wege, dem Meierhof und dem Schneeberg gegen über. Intereſſanter und bequemer, wenn gleich etwas weiter, wäre der Weg geweſen durch Gutenſtein, zwiſchen dem Schloßberg und dem Kloſterberg, an dem Hauptarm des Kaltengangs oder der Pieſting. Hier kömmt man, nach ungefähr vier

Stunden, auf dem Fahrweg nach der Schwarza, an der ſüdöſtlichen Seite des Schneebergs, zu einer äußerſt merkwürdigen, ſchauerlichen Schlucht, durch welche der Kaltengang ſchrecklich toßt. Die Schlucht endigt ſich in einen finſteren Wald, in welchem man eine halbe Stunde heranſteigt. Dann geht es über eine lange Alpenwieſe, und einen kahlen Bergrücken, von welchem ſich der Pfad unter mannigfaltig abwechſelnden Ausſichten herab ſchlängelt, nach dem Wirthshaus Hünerbühel, eine Stunde von der Kirche zu Buchberg, wo man die angenehmſte Ausſicht über dies ſchöne Thal von Weſten gegen Oſten hat.

Ich hatte meine Anſtalten ſo gut getroffen, alle Wahrzeichen der Wetterkundigen ſo gut combinirt, daß ich wirklich am folgenden Tage den Schneeberg beſteigen konnte. Nachdem ich mich in dem Hauſe, in welches mich jene Säule leitete, durch Speiſe, Trank und einen köſtlichen Schlaf geſtärkt hatte, machte ich mich früh um 6 Uhr auf den Weg. Ein rüſtiger Jägerburſche begleitete mich, meinen Mantel tragend, und einen Korb mit Kalbsbraten, und Brod und Ofener, alles von Baden mitgenommen. Der Morgen war heiter, die Luft vollkommen rein, der majeſtätiſche Schnee-

gipfel ſtrahlte im hellſten Glanz. Schon eine Stunde lang, ehe ich den Wanderſtab in die Hand nahm, hatte ich mich aus den Fenſtern meines Wirthshauſes über dieſen Anblick ergötzt. Ich war wieder in Kanderſteg und bereitete mich zu dem Uebergang über die wilde Gemmi, den höchſten Berg, über den ich gekommen bin.

Der beſte Weg, um den Gipfel zu erreichen, iſt über das Kalte Waſſer und den Sattel nach der oberen Ochſenhütte. Einige ſteile Abſätze abgerechnet, die man hier Riegel nennt, iſt er gar nicht unbequem; man kann ihn auf einem gewohnten Bergroß bis an den Königsſteig ſicher reiten.

Eine Seitenbucht des Buchberger Thals führt in Südoſten nach dem Schneeberg. An dem ſüdlichen Ende erhebt ſich der Boden. Man ſteigt einen ſteilen Waldweg hinan, der ſich in dichter Waldung verliert. Hier öffnet ſich, eine Stunde von Buchberg, über einen mit Nadelholz bewachſenen Abgrund, eine Ausſicht in Oſten auf ein tiefes Thal. Die Mitte füllt ein kleiner, eyförmiger See aus, $\frac{1}{4}$ Meile lang und an einigen Stellen ſehr tief. Er ſieht ſchwarz; nur im hohen Sommer

fallen Vormittags einige Strahlen der Sonne auf ihn.

Von hier wird der Weg am Wald hinauf durch die Voralpe immer dichter und finſterer. Nur einzelne, düſtere Köhlerhütten unterbrechen hie und da die ſchauerliche Stille. Der Forſtmann ſeufzt über die im Oſten und Südoſten bis an dem Gipfel abgeholzten Bergrücken, ohne auf das Bedürfniß der Enkel geſehen zu haben.

Nach einer kleinen halben Stunde ſenkt ſich der Pfad etwas. Man kömmt zu dem grünen Stein, einen herabgerollten Felsklumpen, jetzt mit Moos überwachſen. Dann hebt ſich der Fußſteig wieder in einem Waldweg. Der Weg erweitert ſich allmählig, und führt an den Fuß einer ſteilen Alpenwieſe. Hier liegen die Trümmer einer Alpenhütte zerſtreut, wo man noch vor zehn Jahren ſicher wohnte. In einer Vertiefung ſprudelt eine äußerſt kalte Quelle, das ſogenannte kalte Waſſer, zwei Stunden von Buchberg.

Der Wanderer erfriſcht ſich, aber mit Vorſicht, durch den Trunk, und ſetzt ſeinen Stab weiter. Faſt eine halbe Stunde lang ſteigt er an dem todten Zaun zur Linken eine ſteile Wieſe hinan. Ihre Höhe, der Sattel genannt, iſt

ein Einbug zwiſchen der nun ganz erſtiegenen Vor-
alpe und dem erſten Abſatz des Schneebergs. Zur
Rechten liegen majeſtätiſche Felſen; rückwärts
verliert ſich das Auge in einen ſchwindelnden Ab-
grund, worin nun Buchberg liegt; vor ſich über-
ſieht man die ganze Kante des oberen Rückens,
die man noch erſteigen ſoll.

Der Pfad führt links in Krümmungen, bald
von der ſteilen Wand weg, bald wieder an den
Rand des Abgrunds. Hie und da ruhet der
Wanderer ſicher auf hingeſtreckten Bäumen, um
der prachtvollen Ausſicht in die Tiefe oder in die
weite Ferne zu genießen. Nur muß er ſich umſe-
hen, ob im Moos auch die kleine Schlange, die
deutſche Viper lauſche. Ihr Biß wird dem er-
hitzten Körper leicht gefährlich.

Wie man weiter hinanſteigt, werden alle Bäu-
me niedriger; ihre Gipfel beugen ſich vor dem
Sturm und der Kälte; Hecken und Sträucher
kriechen dem Boden näher; die gemeinſten Pflänz-
chen werden kürzer. Nach anderthalb Stunden
verlieren Sie ſich in den Regionen des Krumm-
holzes. Sie ſehen über die Gipfel des Föhren-
holzes weg, wie über die Aehren eines wallenden

Aehrenfeldes; ſo ſehr iſt dieſer mächtige Baum hier verkrüppelt.

Nach zwei langen Stunden haben Sie die Höhe eines mooſigen kahlen Hügels erreicht, der Waxenriegel genannt, wegen ſeiner Steilheit. Der Abhang bildet ein kahles Thal, das kein Strauch mehr belebt. Der Boden iſt von Moos und zarten Alpenpflanzen mit einem milden Grün überzogen; rings um Sie wechſeln nackte dunkelgraue Felſen und Schneeſtreifen in Klüften und Höhlen. An der grauen Felſenwand des Gipfels des Schneebergs in Nordweſten ziehen ſich glaſirte Schneelager wie Flötze. Kein lebender Athemzug mehr; ein baufälliges Dach in einer fernen Vertiefung, ein halb zerſtörter todter Zaun — die einzigen Spuren, daß einſt Menſchen hier einige Zeit verweilten. Es iſt ganz vollkommen wie in den höchſten Alpen der Schweitz, wohin auch die Kühe nur einzeln noch ſich verirren. Eine kalte, aber nicht unangenehme Luft wehete von den Schneegefilden; Nebel zogen aus den Abgründen in täuſchenden Fantomen den Gipfel heran.

Ich ſetzte mich, dem Wind den Rücken kehrend, auf meinem Mantel und ſtärkte mich aus dem noch wohl verſehenen Korb zu der letzten Station.

Es iſt noch eine ſtarke Stunde bis zu dem Gipfel, den Sie ſchon in einer Viertelſtunde zu erreichen hofften.

Sie halten Sich in dem Thal links. Ueber mehrere kleine Hügel und bemooſte Felſentrümmer, auf welchen die Flechten wuchern, kommen Sie zu dem ſüdöſtlichen Abhang des Gipfels. Hier betreten Sie den Königsſteig. Ein ſchmaler Pfad, zwiſchen lockeren Kalkfelſen, führt Sie ziemlich ſteil hinan. An Ihrer Seite iſt ein fürchterlicher Abgrund; ſchon erblicken Sie darin unſichere Berggipfel zu Ihren Füßen. Die aufgeregten Gemſen ſpringen von Klippe zu Klippe. Sie reißen das lockere Geſtein los, das tobend in den Abgrund rollt.

Auf dieſem mühſamen Wege ward endlich der Gipfel erklommen, geſtützt mehr an der Hand meines ſicher tretenden Führers, als auf meinen Wanderſtab. Zumal dann lehnte ich gern an ihn, wenn ich von Zeit zu Zeit ruhen mußte. Ich brachte zwei Stunden auf dieſem Wege zu. Zwar ward mir in der immer dünneren Luft das Steigen viel leichter, als ich geglaubt hatte; aber ich ſpürte doch meine gewöhnlichen Beſchwerden deutlich genug, um mich zu ſchonen. Wenn ich auf

dieſen Ruhepunkten dem Rande mich nahete und in den Abgrund blickte, ergriff mich ein unwillkührliches Grauſen. Ein Bild des Chaos, wie dieſes, habe ich nie geſehen.

Deſto überraſchender, herzergreifender iſt die Empfindung, mit der man nun auf dem Gipfel um ſich ſchauet. Sie iſt über allen Ausdruck; keine Worte können einen Begriff geben von dem Contraſt dieſes Gefühls mit dem vorhergehenden.

Den Geſichtskreis kann ich Ihnen nicht treuer, lebhafter ſchildern, als mit Schultes kräftigem Pinſel.

„Im Nordoſten die Ausläufer der Karpathen „und des Rieſengebirges wie der Urſprung der „Oder in blauer Ferne; im Nordweſten der „Böhmer Wald an Baierns Grenze; im Süd„weſten die Alpen um Berchtesgaden in deutlichen, „ſcharfen Contouren, und hinter ihnen die blauen „Alpen Tirols; im Südoſten die weiten Ebenen „Ungarns bis hin an die Berge am Dotis zwi„ſchen Raab und Ofen, und weiter gen Oſten „über die Donau. Ein Horizont von wenigſtens „60 Meilen im Durchmeſſer und beinahe 200 „Meilen im Umkreis, für ein gutes, aber unbe„waffnetes Auge. Er umfaßt über 2800 Qua-

„dratmeilen, den 3290ſten Theil der Oberfläche
„der ganzen Erde.*) Nirgendswo, als am Gi=
„pfel des Montblanc und des Aetna, wird man
„einen ähnlichen Horizont mit einem Blick über=
„ſehen. Vielleicht wird man ſelbſt dieſen noch
„die Ausſicht vom Gipfel des Schneeberges vor=
„ziehen, weil ſie ein deutlicheres Bild von den
„Gegenſtänden umher gewährt, weil ſie groß und
„erhaben iſt, ohne überladen zu ſeyn, ohne die
„Sehkraft des Auges, ſo zu ſagen, zu vernich=
„ten.“

„Wenn im Südoſten das Auge über den
„Spiegel des Neuſiedler Sees hinirrt, über die
„Meeresebne Ungarns, wo der Horizont die Erde
„mit dem Himmel vermählt, und das Auge den
„Schleier nicht mehr durchdringt, den die Luft
„über die fernen Miſterien zieht; wenn es ermüdet
„im Enträthſeln der Städte und Märkte und
„Dörfer in blauer Ferne: ſo ſchmeichelt die Kette
„von Hügeln ihm, die ſich dort ſanft erheben,
„und allmählig, ſo wie das Auge länger auf ihnen

*) Der Verf. hat die Richtigkeit dieſer Berechnung, wobei die Oberfläche der Erde nach Lichtenberg zu 9,281,916 Quadratmeilen angenommen iſt, mathematiſch dargethan: a. a. O. S. 108. Anm.

„verweilt, zu Bergen empor ſteigen. Von Hü„gel zu Hügel, von Berg zu Berg eilt es, ihre „mannigfaltigen Reihen-Formen bewundernd, „hinan von den Hügeln der Leytha bis zu den „Alpen Salzburgs, hinter welchen in Luftgeſtalten „die Alpen Tirols im blauen Aether wohnen.“

„Der nachbarliche Semmering im Süden, „der brüderliche Oetſcher im Weſten, die Wald„alpen, der Direnſtein, Dirſteiniſche Schneeberg, „die magiſchen Formen der Berge an Oberöſter„reichs Seen ſind die Ruhepunkte in dieſer mäch„tigen ſechzig Meilen langen Alpenſcene.“

„Die Voralpen und die Berge, die an dieſen „hinan ſich thürmen, wie jene an höheren Alpen, „und über welche alle man hinweg ſieht, wie der „Wächter am Maſte über die krauſen Wogen des „Meers, ſcheinen ein in den Stürmen des Chaos „erſtarrtes Weltmeer. Unwillkührlich weilt unten „an ihren Gipfeln das Auge. Stundenlang irrt „es umher in dem Chaos von mächtigen Bergen „und ermüdet nicht an der Mannigfaltigkeit ihrer „Formen und Lagen. Mit Mühe reißt es ſich „los von ihnen, um die ſanfteren Hügel, die „gegen die Donau herab ſich ziehen, zu über„blicken. Ein undeutliches Gewühl von Höhen

„und Wäldern und Fluren verführt es hin bis „an die Thege. Und im Nordoſten! Ein Ne„belfleck ſcheint das mächtige Wien in der Ferne, „das ſo oft über Europa's Wohl und Wehe ent„ſchieden hat; ein glänzender Faden des im Herb„ſte fliegenden Nachſommers der Iſter, mit dem „die Lüfte ſpielen; helle und dunkle Punkte zer„ſtreut in der Ebne ſind volkreiche Städte und „Dörfer und Märkte. Im Hintergrunde ſchlie„ßen den Horizont die Ausläufe der Karpathen, „und des Rieſengebirges, die Aeltern der Oder, „die ſich in grauer Ferne freundlich umarmen."

„Maulwurfshügel ſcheinen jetzt die Berge im „Thal, die man vor wenigen Stunden noch für „Stützen des Himmels hielt."

„Und ſo, wie man erſtaunt den hier ungefähr „zweihundert Klafter langen Rücken des Gipfels „hinwandert, wechſeln die Scenen. Berge ver„ſchwinden und neue ſteigen hervor. Meilen„weite Ebnen mit Städten und Märkten und „Dörfern werden im Abgrund begraben, und „neue erheben ſich aus der Tiefe. Und wenn „man endlich hingelangt iſt, wo der Blitz des „Himmels die Säule der heiligen Dreifaltigkeit „zerſchmetterte, der Anblick hinab in den tauſend

„Klafter tiefen Abgrund, der unerwartet den von „höheren Gefühlen ergriffenen Wanderer angähnt! „Man bebt zurück, und doch wird man unwi„derſtehlich angezogen zum Rande des Abgrunds, „um hinabzuſehen in die grundloſe Tiefe, welche „die rothen Schattirungen der Kalkfelſen, als „trieften ſie noch vom Blute der Herabgeſtürzten, „noch gräßlicher mahlen.“

Wie wünſchte ich mir einen Freund zur Seite, mit dem ich meine Gefühle theilen könnte, der gemeinſchaftlich mit mir dieſen und jenen vor anderen anziehenden Punkt des unermeßlichen Ganzen genauer betrachtet hätte.

Dennoch verweilte ich eine volle Stunde in einem kleinen Kreiſe um die Dreifaltigkeitsſäule, die den höchſten Gipfel bezeichnet. Sie ward hier einſt errichtet von den Buchbergern, als der größte Theil der Einwohner bei einer Peſt hieher flüchtete, und unter Zelten in der reineren Luft Rettung fand. Ich konnte mich nicht losreißen; mein ſpähender Blick verfolgte bald dieſen bald jenen Ausſchnitt des Zirkels. Durch Hülfe eines trefflichen Sehrohrs, das ich fixiren konnte, entdeckte ich immer mehrere Fäden der Verbindung zwiſchen den Gebirgen, die mich von jeher ſo ſehr

intereſſirten. Sie erwachten wieder in aller Leb-haftigkeit, jene Empfindungen des Knabenalters, als wir mit einander in Kirchners phantaſti-ſchem Werk, die Communicationslinien der unter-irdiſchen Feuerſtätten eben ſo ſorgfältig verfolg-ten, als wenn wir auf unſerem Meßtiſch Riſſe im verjüngten Maaßſtab fertigten.

Endlich mahnte mein gutmüthiger Führer, deſſen Erzählungen von der Gemsjagd längſt er-ſchöpft waren, mich an den Rückweg.

Auf der Höhe war die Luft zu ſcharf, um auszuruhen. Wir wählten im Herabſteigen ein nahes Plätzchen, wo ein Felsklumpen einigen Schutz gewährte, um unſeren Hunger und Durſt zu befriedigen. Dann gingen wir einen minder ſteilen Weg über die Mitte des Rückens in einem langen Zickzack herab.

In vier Stunden war ich wieder in Buchberg, noch eben vor der Dämmerung. Oft weilte ich noch im Herabſteigen, minder um zu ruhen, als noch einmal des köſtlichen Schauſpiels zu genießen, was der ſtete Wechſel der Ausſichten gewährt. Die höheren Berggipfel treten zurück, in den Wolken verloren; niedrigere, dem Auge noch vor kurzem verborgen, entfalten ſich kegelförmig von

oben herab. Städte, Märkte, Schlöſſer, und Hügel und Wälder und Flüſſe ſchwanden; andere entſtiegen der fernen Tiefe. Von Schritt zu Schritt vervielfacht ſich die Vegetation und die Thierwelt. Freudig erblickt man wieder die erſten Hütten der Köhler, freudiger die Häuſer des trau-lichen Markts.

Die ganze Höhe des Schneebergs iſt, nach trigonometriſchen Meſſungen von Liesganig beträgt die Höhe des Schneebergs 1100°; nach einer geometriſchen Urkunde in dem Schloß zu Stuchſenſtein, über eine 1764 vorgenommene Meſſung, 1143 Klafter. Er iſt der höchſte Berg in Unteröſterreich; höher als der Oetſcher. Der Wechſel iſt, gleichfalls nach Liesganigs trigonometriſchen Meſſungen 929°, und der Sem-mering iſt nur 736 Klafter. Der Erzherzog Jo-hann hat jetzt eine neue Meſſung vornehmen laſſen; das Reſultat iſt aber noch nicht bekannt.

Der Schneeberg, wie die ganze Kette von Bergen, die ſich an den Alpen in Süden hinzieht, beſteht bloß aus Kalkſtein. Keine Spur einer anderen Steinart, keinen Granit, nicht die min-deſten vulkaniſchen Produkte.

An Alpenpflanzen findet der Botaniker eine reiche Ausbeute. So viel ich, als Laye, urtheilen konnte, ſcheint die Vegetation in den niederen Regionen ſehr glücklich zu ſeyn. Deſto mehr muß man es bedauern, daß die Bewohner die Alpenwirthſchaft ſo nachläſſig betreiben; man mögte ſagen, ſie gar nicht kennen. Viehzucht und Ackerbau ſind in dieſen, doch gewiß nicht reichen, Gegenden bei weitem nicht, was ſie nach der Anlage des Bodens auch bei einer nur mäßigen Indüſtrie ſeyn könnten. Wahrſcheinlich liegt die Urſache in der Verfaſſung der Bauern. Sie gehören alle Herrſchaften an, von deren Beamten ſie ſo unglaublich gedrückt werden. Gleichwohl kömmt dem Herrn des Orts davon nichts zu gut; dafür weiß der Beamte zu ſorgen, der eben ſo verſchmitzt als hartherzig iſt. Darf man ſich dann über den Stumpfſinn, über die Unkunde des armen, geplagten Landmanns wundern?

Zur Erweiterung der Naturkunde müßte man auf den Gipfel des Schneebergs eine ſichere, bequeme Hütte wünſchen, wie ſie auf dem noch weit höheren Glockner ſeyn ſoll. Das Lokal ſcheint keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, die man nicht bei einer zweckmäßigen Einrichtung beſeitigen

könnte. Wie viele treffliche meteorologiſche Bemerkungen würden ſich hier anſtellen laſſen, wenn man wenigſtens in der heißeſten Sommerszeit bei dem beſtändigen Wechſel der Luft, vor Gefahren geſchützt wäre. Aus dieſer Standlinie würde man auch eine richtige Charte von der Gegend umher verfertigen können. Sie wäre deſto wichtiger, weil auf allen Oeſterreichiſchen Charten die Diſtanzen, zumal in den Gebirgen, auf zwei bis drei Meilen fehlerhaft ſeyn ſollen. Von denen, die ich kenne, kann ich dies aus meiner kurzen Erfahrung bezeugen; beſonders auch in Anſehung des Laufs der Flüſſe.*) Sogar die Lage des Schneebergs gegen Wien iſt falſch angegeben. Das Gebirge zieht von Südoſten gegen Nordweſt; nur der längere Durchmeſſer der Platteforme des Gipfels ſtreicht von Süden gegen Norden. Die kahle Wand des Schneebergs ſieht alſo nach Nordnordoſt.

*) Z. B. Auf der ſonſt ſehr nützlichen Topographiſchen Charte der Gegenden Wiens nach einer oſt-weſtlichen Durchſchnittslinie von Presburg bis St. Pölten. Gezeichnet von Rallinger, geſtochen von Reiſer 1803 bei Mollo.

Wenn die Zeit einen längeren Aufenthalt in Buchberg geſtattet, ſo giebt es in der Gegend umher viele Merkwürdigkeiten, die den Freund der Naturkunde und ſchöner Ausſichten auf mehrere Tage feſſeln können. Da giebt es Ausflüge nach dem Hünerbühel und dem Waſſerfall des Kaltengangs, nach Würflach, St. Lorenz am Steinfelde, Raglitz, Grünbach, die Höle Allelujah's im Thalwege nach Grünbach, der Waſſerfall der Sirning, bei dem der Beſitzer des Schneebergs eine freundliche Hütte unter Tannen errichtet hat,*) das Schloß Stüchſenſtein zwei Stunden von Buchberg, das angenehme Dorf Prüglitz, der Markt Glocknitz mit der intereſſanten Schmalte-Fabrik, das Schloß Reichenau, drei Stunden von Glocknitz, mit wichtigen Eiſenwerken. Auch der Rückweg nach Wien über Glocknitz nach Neunkirchen und Pitten ſoll ſehr intereſ-

*) Dieſe Parthie, die ich nur aus einer Zeichnung von Molitor kenne, ſcheint mir eine der ſchönſten in ihrer Art zu ſeyn. Hier würde ſich, wie Schultes treffend bemerkt, mit geringen Koſten eine unvergleichbare größere Anlage machen laſſen.

ſant ſeyn. Man beſieht das Pittner Eiſenwerk, die Schauerleitner und Klingenfurter Steinkohlenwerke, und geht dann über Neuſtadt.

Auf dieſe Abſchweifungen mußte ich jetzt ganz verzichten, weil ich meine Kur nicht länger unterbrechen durfte. Aber noch ehe ich Buchberg verließ, weidete ich mich früh Morgens an der trefflichen Ausſicht auf dem Hügel, an dem Wege von meinem Wirthshauſe nach der Kirche, links innerhalb des Zauns. Ich ſchildere ſie Ihnen wieder in Schultes Worten.

„Alpenberge von mannigfaltigen Formen, „umwachſen mit ſchwarzen Tannenwäldern, und „geſchmückt mit Felſen, umkränzen hier ein ſchö„nes Oval, deſſen Boden ſich in der Ferne ſanft „erhebt, und das nach ſeinem längſten Durch„meſſer vor dem Auge des Fremdlings hin liegt. „Kleine kegelförmige, bald kahle, bald bewaldete „Hügel lehnen ſich wie Kinder an den Fuß der „höheren Alpenberge. Hie und da ſchattirt eine „weiter in den Waldberg hinauf ragende Wieſe, „eine Felſenparthie, oder die kahle Spur eines „Regenbachs, der die Rücken der Berge furchte, „die Miſchungen des tauſendfältigen Grüns, das „ſie bekleidete. Mahleriſch an den Wänden der

„Berge und an den Gipfeln, und an dem Fuß
„der Hügel gruppirte Bauerhäuschen; ein buntes
„Gewühl von Wieſen und Aeckern und Wäldchen,
„die die Ebene des Thals durchſchneiden; laby-
„rinthiſche Zäune, die ſie umkriechen; ſpiegelnde
„Bäche, die von allen Bergen herab eilen, um
„dieſes Thal zu durchirren; einzelne Parthien von
„dunkeln Erlen, hochſtämmigen Eſchen, und
„von ſilbernen Weiden am Ufer dieſer Bäche;
„ſchwarze, dampfende Köhlerſtätten und rau-
„ſchende, ſprudelnde Sägemühlen bilden die hun-
„dert und hundert Gemälde, über welche das
„ſchwelgende Auge hinirrt, dort zu ruhen, wo
„es ſich jetzt am beſten gefiel. Und der Hinter-
„grund aller dieſer Gemälde! die Felſenwand des
„ungeheuren Schneebergs! Erhaben über alle
„Berge umher, wagt es keiner, ſich ihm zu nä-
„hern. Kegelförmige Hügel ſchmücken ſeinen Fuß;
„ein Tannenwald, der Jahrhunderten trotzte,
„umgürtet ſeine Lenden. Still und feierlich und
„groß, wie der Vollmond aus dem ſchwarzen
„Ozean, erhebt ſich ſein ſilberner Scheitel aus
„dieſem dunkeln Gürtel. Der Zahn der Zeit hat
„Runzeln in ſeine Stirne gezogen. Aber ſchön
„iſt er, wenn die Morgenröthe ſeinen Scheitel

„mit Purpur ſchmückt, und vor der Gegend um-
„her den nahen Tag verkündet, während die
„Dämmerung noch auf den benachbarten Bergen
„ſchlummert; ſchön iſt er, wenn in der Glut der
„ſinkenden Abendſonne, der Tag auf ſeinem Gipfel
„noch weilt, während der Heſperus ſchon die
„nahende Nacht verkündet; ſchön iſt er ſelbſt dann
„noch, wann der Gipfel in Wolken gehüllt, Ne-
„belrauch an ſeinen Wänden hinanzieht.“

Das Dörfchen, das in dieſem ſchönen Thal liegt, beſteht eigentlich nur in einigen Häuſern zunächſt um die Kirche; zum Theil von Stein und ziemlich gut gebauet. Aber man rechnet dazu mehrere Reihen von Häuſern in der Gegend, die alle zu Buchberg eingepfarrt ſind. Zuſammen ſteigt die Zahl auf 39. So verdient es den Namen eines Markts, den es verfaſſungsmäßig führt. Auch ſind hier Ruinen eines uralten Schloſſes. Man kennt die Beſitzer nicht mehr, die allgemeine Sage läßt es von Tempelherren erbauen und bewohnen.

Jetzt leben die Einwohner größtentheils von mannigfaltigem Verkehr mit Holz und Holzwaaren. Sie bauen im Thal und auf den Bergrücken, die man in Oeſterreich Leiter nennt,

wenn ſie bebauet und bewohnt ſind, nicht ſo viel Korn, als ſie bedürfen. Ihre Induſtrie muß ihnen den Mangel erſetzen. Aber auch in dieſer ſind ſie weit zurück. Sogar die ihnen ſo wichtigen Sägemühlen ſind nicht auf die vortheilhafteſte Art eingerichtet. Sie haben nur ein Blatt, das ziemlich dick iſt und einen beträchtlichen Abgang an Sägeſpänen macht; auch ſtehen an dem Triebrade der meiſten die Zapfen zu weit auseinander. Eben ſo wird bei den Waſſerleitungen dieſer Mühlen Holz und Waſſer verſchwendet, zum bedeutenden Schaden des Betriebs.

Beſſer ſind die Köhlereien. Man brennt in liegenden Meilern an abhängigen Stellen. Die Keile ſind an der Seite, wo ſie liegen, 4 bis 6 Klafter lang, 1 bis 2 Klafter breit, und an dem hinteren Ende, von dem ſie ſchräg herablaufen, höchſtens 1½ Klafter hoch. Die Baumſtämme, 1 bis 2 Klafter lang, liegen parallel nach der Queere über einander; die gröbſten in der Mitte, die gröberen unten. Wenn ſie mit Zweigen und Reiſern gehörig ausgeſetzt ſind, bedeckt man ſie oben und an den Seiten mit Kohlengeſtübe, Tannenreiſern, Moos, Erde, hie und da wohl auch auf die verderblichſte Weiſe mit Raſen. Die

Wände werden hierauf mit Schwärtlingen, das iſt den beiden gewölbten Seitenwänden eines Baums, und Stangen gedeckt und geſtützt. Man zündet von vorne und oben an, und glaubt dadurch das Feuer leichter leiten zu können, und weniger Löſchkohlen zu erhalten. Nur weiches Holz wird hier verkohlt; äußerſt ſelten hartes. Die Tannen und Fichten und Föhren werden ſchon beim Schlage fleißig abgeborkt. Die Borke wird noch im Walde getrocknet und in die Lohmühlen verkauft.

„Ein traurigeres Leben, als das eines Köh„lers," ſagt Schultes, „kann man ſich wohl „nicht denken. Meilen weit oft entfernt ſelbſt „von dem ärmlichen Dörfchen, in dem er ſeine „Freunde und ſeine Liebe hat, lebt er den ſchön„ſten Theil des Jahres über in den grauſenvoll„ſten Bergſchluchten, in den tiefſten ſibiriſchen „Waldwüſten. Eine kleine Hütte von Brettern, „die ihn nur kümmerlich vor Wind und Regen „ſchützt, und in der er ſich kaum aufrecht halten „kann, iſt ſeine Wohnung. Rauch und Theer„geruch verſcheucht das heimiſche Wild und die „freundlichen harmoniſchen Bewohner der Wäl„der von ſeiner Stätte; Eulen und Fledermäuſe,

„die um das Licht des glühenden Meilers des „Nachts herumſchwärmen, dort die lichttrunke„nen Nachtfalter zu haſchen, ſind ſeine Geſell„ſchaft. Sparſames Brod und Mehl und einige „Tropfen Branntwein bringt ihm ein Knecht ſei„nes Herrn, oder ſein Kind einmal in der Woche. „In Todesgefahr, ſo oft er den Meiler beſteigt, „und ſtündlich in Gefahr, ſeinen Meiler, ſeinen „ganzen Reichthum in Flammen zu ſehen, kann „ſeine Seele eben ſo wenig ruhen, als ſein Kör„per. Wenn ihn der Fleiß nicht ſtündlich aus „dem Schlaf weckt, ſo wecken ihn die Schrecken„bilder der Träume, der Sorgen aus der Be„täubung, in welche ihn Ermattung wider ſeinen „Willen verſenkt. Wir haben Hirten- Jäger- „und Fiſcher-Idyllen; wir könnten auch Köhler„Idyllen haben. Die Köhler dieſer Gegend ha„ben viele ihrer melancholiſchen Beſchäftigung an„gemeſſene Lieder.“

Und vergeſſen dabei, mögte ich hinzufügen, oft alle Mühſeligkeiten ihrer Lage. Es liegt eine magiſche Kraft zur Beruhigung in dieſen Ergieſſungen des Herzens. Gerade der fühlt ſie am meiſten, dem ſeine Lage ſeltener den Troſt der Geſellſchaft gewährt. So oft ich Gelegenheit

fand, mich mit ſolchen zur Einöde verurtheilten zu unterhalten, ſah ich immer ihre Stirne ſich aufheitern, wenn ſie ihre Lieder anſtimmten. Sie enthalten auch gewöhnlich irgend eine frohe Rückerinnerung, irgend eine Beziehung auf eine künftige Hoffnung, die zum Ausharren ermuntert.

So fand ich die Köhler in Sachſen, in Franken, in Heſſen, in Baiern; ſo fand ich auch dieſe am Schneeberg. Nur darin ſcheint mir die Lage der letzteren zum Theil ſchlimmer, daß ſie oft in den Händen von Zwiſchenhändlern ſind, die ihre ſchwere Arbeit um einen geringen Lohn kaufen, indeß ſie ſelbſt einen bedeutenden Gewinn ziehen, mit wenig Mühe und noch weniger Gefahr. Dieſe Bemerkung hatte ich inſonderheit Gelegenheit auf meinem Rückweg zu verfolgen, den ich, nach Schultes Rath, über Pottenſtein und Grünfahren nahm.

Mein, doch nicht eben langſamer, Marſch war mir, Dank ſey es der trefflichen Luft in Buchberg, ſo gut bekommen, daß ich es ſchon wagen konnte, den erſten Theil des Weges auch am folgenden Tage wieder zu Fuß zu machen. Der rüſtige Jägerburſch machte wieder meinen Cicerone bis Pernitz, wo der Wirth in dem Meier-

hauſe mir indeß einen Wagen beſtellt hatte, wie das Dorf ihn geben konnte.

Wir wanderten durch das ſchöne Buchberger Thal dem Wege nach Grünbach zu, und dann, der Allelujah-Höhle gegenüber, auf die Höhe, die das Thal im Norden begrenzt. Mein Jäger kannte vollkommen die Fußwege, die viel kürzer als die Straßen über Zäune führen. Zur Bequemlichkeit des Wanderers ſind an den Zäunen kleine Treppen zum Ueberſteigen. Man nennt ſie Bügel, und die Bewohner der Ebene geben den Gebirgsleuten wegen ihres häufigen Gebrauchs den Namen Bügelhupfer.

In einer guten Stunde waren wir am Eingang des Thals von Wieſenbach. Es ſtreicht von Süden gegen Norden, der Richtung der übrigen Thäler entgegen, zwiſchen dem öſtlichen Rücken des Oehler und der weſtlichen Seite der ſchwarzen Wand. Der Berg iſt an dieſer Seite ſchroff abgebrochen. Die losgeriſſenen keilförmigen Hügel machen mannigfaltige Gruppen in rothen, weißen und gelben Streifen zwiſchen dem dunkeln Grün der Föhren und Fichten am Fuß des Felſen. Dennoch findet man auch hier nichts als dichten

Kalkſtein; keine Spur einer andern Steinart oder vulkaniſcher Produkte.

Der Weg ſchlängelt ſich im Thal bald an dieſem, bald an jenem Bergrücken, bald durch Wieſen, von Erlen und Eſchen und Weiden beſchattet, und erfriſcht durch einen lieblichen Bach. Im Weſten erblicken Sie ſchwarze, mit Wald bedeckte Berge über einander gethürmt; im Oſten kahle Felſenwände, die über die Wälder an ihrem Fuß hervorragen; im Vorgrund Trümmer von Felſen mit den Ruinen eines alten Schloſſes. Am Fuß der Berge ſtehen einzelne Häuſer; in den Bergſchluchten, die in das Thal ausgehen, Köhlerſtätten. Oft ſchließt ſich das Thal, und bei einer Wendung des Weges öffnet es ſich wieder. Jeder Abſchnitt bietet Ihnen verſchiedene Szenen dar, und dennoch ſind ſie alle in einem Stil. So mannigfaltig iſt die Natur in ihren unbeachteten Werkſtätten.

Auf dem letzten der drei Hügel, die Sie am Ende des Thals vor Sich ſehen, ſteht die Kirche von Schauenſtein, zwei Stunden von Buchberg. Wie man dem Berge nahet, erweitert ſich das Thal. Der Bach, der unten nur ſpärlich einzelne Sägemühlen trieb, ſchwillt hier an, durch

mehrere Bäche bereichert, und treibt Sägen und Hämmer. Auf den alten Mauern, davon die Geſchichte ſchon 1333 erwähnt, ſind jetzt niedliche Häuſer erbauet. In allem hat der Ort 43 Häuſer, die zum Theil zerſtreut liegen. Von dem Schloß, wo auch hier ein Ritter hauſte, finden Sie kaum noch eine Spur.

Von Schauenſtein gehen Sie, einem kleinen Bach, der ſich mit dem Hauptbach verbindet, entgegen, gegen Weſten nach Waidmannsfelden. Der Weg führt Sie durch einen Hohlweg in dem ſchmalen Thal, mit einzelnen Häuſern beſetzt. Auf einem Hügel in der Ferne zeigt ſich eine kleine Kirche. Wenn Sie durch den Hohlweg ſind, erweitert ſich die Ausſicht an dem flachen Rücken des Hügels. Die Hütten des Dorfs, halb am Fuß, halb auf dem Rücken des Hügels zerſtreut, bilden maleriſche Gruppen.

Waidmannsfelden iſt ein großes Dorf von 30 Häuſern, drei Stunden von Buchberg, nordweſtlich von Schauenſtein, an einem kleinen Bach, der vom Oehler herabkömmt, und hier am Fuß des Hügels einige Sägemühlen treibt. Er liegt an der ſüdöſtlichen Seite des Hügels, an

deſſen nordweſtlichem Abhange Neuſiedel liegt in der Entfernung von einer kleinen Stunde.

Eine Viertelſtunde noch ſteigen Sie bis zum Gipfels des Hügels. Hier öffnet ſich eine ſchöne Ausſicht an das jenſeits liegende Pernitzer Thal. Ueber Aecker und Wieſen und einem jungen Wald erblicken Sie zu Ihren Füßen die Dächer von Neuſiedel; in der Ferne die weiße Kirche von Pernitz. Wie Sie weiter gehen, wechſelt der Standpunkt. Mit den Krümmungen des Weges macht der Kirchthurm, verbunden bald mit dem Muggendorfer Thal und ſeinen Waldbergen, bald mit den Gebirgen von Gutenſtein, bald mit dem Oehler und den Waldungen an ſeinem Abhange, immer neue Gruppen, immer veränderte Landſchaften.

Neuſiedel, zu Pernitz genannt, um es von ſo vielen andern gleiches Namens zu unterſcheiden, iſt ein ärmliches Dorf von 24 Häuſern, das doch ſchon ſeit 1120 exiſtirte. Der fremde Wanderer ſtaunt über den mäßigen Stand der Kultur eines durchaus nicht undankbaren Bodens, bewohnt von einem nicht trägen Volk. Wenn Sie damit unſere armen Heide- und Mohr-Gegenden in den Herzogthümern vergleichen, welcher

Unterſchied! was würden unſere Landsleute aus dieſem Boden, in dieſem Klima machen! Eher mögte die Vergleichung mit den Feldern der ehemaligen Leibeigenen auf den adlichen Gütern paſſen, wo nicht ſowohl der geſtrenge Herr als der ſtammhafte Verwalter die droits ſeigneuriaux in ihrer ganzen Fülle zu handhaben wuſte. Aber ſo viel ich weiß, ſind die Bauern in Oeſterreich ſeit Jahrhunderten ſchon nicht mehr leibeigen oder erbunterthänig, wie man, ungeſchickt genug, im Preußiſchen Geſetzbuch ſie umgetauft hat. Iſt denn etwa die perſönliche Freiheit ein bloßes Blendwerk, und weiß man durch Reboten, und Frohnen, und Grundzinſen und Abgaben den gemeinen Mann ſo niederzudrücken, daß er, zufrieden ſein Leben zu friſten, an Beſſerſeyn nicht denkt?

Der halbſtündige Weg von Neuſiedel nach Pernitz führt nur über ſaure, ſumpfige Wieſen, und eben ſo der Weg von Pernitz über den Hals nach Pottenſtein, bis man zwiſchen die mit Wald beſetzten Berge kömmt. Hier geht es allmählig die Höhe hinan, welche man den Hals nennt. Hie und da ſtehen einzelne Hütten und Köhlerſtätten, an deren armen Bewohnern ich eben jene

Erfahrungen beſtätigt fand, die ich Ihnen vorhin mittheilte.

Etwas unter dem Gipfel theilt ſich die Straße in drei Wege. Mein Kutſcher wählte den mittelſten, als den befahrenſten. In kurzem hatten wir den Gipfel erreicht, eine Stunde von Pernitz. Hier ſah ich zum letztenmal den Schneeberg in ſeinem vollen Glanz das majeſtätiſche Haupt erheben.

Es ging an der nordlichen Seite herab durch einen Föhrenwald, der ſich unvermerkt in einen Buchenwald wandelt, bis zu einer Gruppe von Häuſern, Grabenweg genannt. Sie ſind ziemlich gut gebauet, bewohnt von Holz- und Kohlenhändlern.

Dann werden die Berge flächer, die Wälder dünner; die Gegend wird faſt ein weites, mit Wald bedecktes Thal. Man kömmt über einige Felſen, an deren Fuß eine Pechſiederei iſt. Der Pech wird unwirthſchaftlich gewonnen, und unwirthſchaftlich ausgeſotten; die ſchwediſchen Theeröfen und Pechſiedereien ſcheint man hier nicht zu kennen.

Nun geht es eine halbe Stunde über die Aekker der Pottenſteiner. Sie ſcheinen auch keines-

weges mit Sorgfalt bewirthſchaftet. Die Einwohner leben mehr von Fabriken und vom Handel, inſonderheit mit Bauholz, Brennholz und Kohlen, wovon ſie große Vorräthe aufkaufen.

Pottenſtein iſt ein bedeutender, wohlgebaueter Markt von 98 Häuſern in einem ſchönen Thal, vier Stunden von Pernitz. Ehemals war hier ein altes Schloß, das ſchon 1186 in Urkunden vorkömmt. Bei den Pfarrkirchen ſieht man einige Ruinen, die noch davon herſtammen ſollen.

Ich fuhr noch eine Stunde weiter bis Berndorf auf der breiten Chauſſee durch das Pottenſteiner Thal. Es endet bei den kahlen Hügeln, an deren Fuß Berndorf liegt. Das Auge verliert ſich neben ihnen in einen finſteren Wald, der ſich erſt jenſeits entfaltet.

Nach einem guten Nachtlager in dem freundlichen Wirthshaus, beim Huſar genannt, machte ich mich früh wieder auf den Weg. Berndorf iſt ein ziemlich großes, wohlgebauetes Dorf; eigentlich ein doppeltes, das obere und untere, zuſammen von 56 Häuſern. Man ſieht es dem Ort nicht an, daß er ſchon 1136 in den Urkunden vorkömmt. Ich hatte nur noch vier Stunden bis Baden, die ich bis Mittag bequem zurücklegen

konnte. Mein gefälliger Wirth verſchaffte mir wieder einen Führer, der mich ſicher auf den Weg leitete, deſſen Huptpunkte ich ihm bezeichnete.

Der Zufall wollte, daß ich ſogar an ihm einen geübten Wegweiſer fand. Er hatte ſchon einigemal dieſen Sommer mit Fremden den Weg ganz bis Buchberg gemacht, über Veitsau, Hörnſtein, Worſing, Dreiſtätten, Stollhof, Magersdorf, Zweiersdorf und Grünbach. Dieſer Weg iſt nur 9 Stunden, bequemer, als der über den Oehler, und ebenfalls reich an intereſſanten Gegenden. Die Fabriken, die ich auf meiner Reiſe bei Pottenſtein und Worſing geſehen hatte, kann man auch auf dieſem Wege mitnehmen, nämlich Pottenſtein mit ſeinen Umgebungen von Berndorf aus.

Rückwärts von dem Hügel, an deſſen Fuß Berndorf liegt, hat man eine treffliche Ausſicht auf das Pottenſteiner Thal, vielleicht eins der ſchönſten von Oeſterreich.

„Einzelne freundliche Landhäuſer,“ ſagt Schultes, „die ſich an dem Fuß dieſer Hügel „an der breiten Chauſſe von Berndorf nach Pottenſtein hinan ziehen, und Glieder einer Kette „zu ſeyn ſcheinen, die dieſe beiden ſchönen Oerter

„verbindet; die Trieſting, die dieſes Thal in „Schlangenkrümmungen durchirrt, hier über „Wehren im Silberſchaum herabrauſcht, dort „ruhig zwiſchen Weiden hervorblickt; das bunte „Saftgrün an ihren Ufern, das mit dem dun„keln Schwarzgrün der Föhrenwälder auf den „benachbarten Bergen ſo wohlthätig für das „Auge contraſtirt; das freundliche Veitsau „über der Trieſting, Berndorf gegen über, der „niedliche Waſſerfall an der Bergwand und das „einſame Neuſidl, das ſich in die Schlucht „von Hörnſtein hinein verliert; Grillen„berg mit ſeinem rothen Thurm auf dem Hügel „und der Kranz von Bergen und Alpen in der „Ferne, der es umſchließt, beſchäftigen das Au„ge durch mannigfaltige Schönheiten, die hier „ein harmoniſches Ganzes bilden.“

Wenn ſie herabſteigen, ſehen Sie nichts vor ſich, als einem mit Wald bedeckten Berg. Sie wandern längs einem Regenbach, der die Kalkfelſen, an die er wegläuft, kahl geſpült hat. Dann gehen Sie in einer Bergſchlucht oder Graben rechts an einigen Häuſern einen ſteilen Pfad hinan. So wie Sie höher kommen, entfalten ſich

Ihrem Auge wieder einige von den Gegenſtänden, die Sie vorhin im Thal entzückten.

Vor dem Eingang des Waldes blicken Sie rückwärts, um die wohlbekannte Gegend noch einmal zu überſehen. Aber jetzt dringt Ihr Auge viel weiter. Von dem Pottenſteiner Thal ſehen Sie faſt nur den ſchönen Markt am Fuß eines mächtigen Waldbergs, und die Häuſer von Grillenberg an einem ſanften Hügel. Jenſeits des Thals thürmen ſich höhere Berge in mannigfaltigen Formen von Südoſt gegen Nordoſt. Die ſchwarze Wand ragt feierlich über ſie empor; über dieſe wieder der kahle, ſilberne Gipfel des Schneebergs.

Jetzt gehen Sie durch den großen Föhrenwald dem Dörfchen Großau zu. Hie und da haben Sie reizende Ausſichten auf Thäler in der Tiefe, und einzelne, prächtige Baumgruppen von Abhängen. Beſonders ſchön iſt der Anblick des düſteren Thalkeſſels, hinter welchem die zehn Häuſer von Edlitz liegen.*) Links blicken

*) Dieſes kleine Dorf, welches bei St. Veit an der Trieſting eingepfarret iſt, und deſſen nächſte Poſt Ginſelsdorf iſt, ſoll auf allen bisherigen Charten von Oeſterreich fehlen.

durch eine Waldöffnung die ehrwürdigen Ruinen von Merkenſtein ſchauerlich hervor.

Am Fuße des Waldes, anderthalb Stunden von Berndorf, liegt das arme Dörfchen Großau, auch Graßa oder Großa, von nur 30 Häuſern, in einer muldenförmigen Ebene. Es exiſtirte ſchon 1204 als ein Ritterſitz; aber das kleine Schloß ſchon ſeit Jahrhunderten öde.

Von hier machte ich durch ein Thal, das ſich gegen Weſten zieht, eine Abſchweifung nach Merkenſtein. Die prächtigen Ruinen dieſes Bergſchloſſes, das ſchon ſeit 1119 bekannt war, ſollen nach denen von Starchemberg die merkwürdigſten in Oeſterreich ſeyn. Sie finden hier noch ſehr gut unterhaltene unterirdiſche Gänge und Gewölbe. Auf einer Jahrhunderten trotzenden Wendeltreppe kommen Sie in die Gemächer des oberen Stocks. Sie ſind zwar größtentheils eingefallen: doch ſehen Sie noch die uralten Thüren und Fenſter, und freuen Sich der ſchönen Ausſicht über Neuſtadt weg bis an die Ungariſche Grenze. Merkwürdig ſind auch das tiefe Burgverließ; die großen Ruinen der Kapelle, noch mit Spuren der alten Malerei; die Ueberbleibſel der Reitſchule, der Stallungen, der Wohnungen des Burggeſindes, der

drei ehemals feſten Thore. In dem Thiergarten fallen Ihnen zwei ungeheure türkiſche Haſelnußbäume auf, die jeder, das Männchen und das Weibchen, 30 Klafter in dem Umfang ihrer Aeſte meſſen. Auch iſt hier ein bequemes, niedliches Landhaus, wie ein großes Schweizer Bauerhaus. Die jetzige Beſitzerin der Herrſchaft, die Gräfin Dietrichſtein, hat es neulich erbauet, und pflegt es den Sommer hindurch zu bewohnen.

Mein Führer erbot ſich, mich von dort über die Berge nach Aland, vor Rauhenſtein, Rauheneck und Scharfeneck vorbei, gerade nach heiligen Kreuz zu bringen. Er hatte dieſen Weg noch vor kurzem mit einem Reiſenden gemacht, dem er ſehr gefiel. Allein er geſtand mir zugleich, daß er etwas beſchwerlich wäre; und ſein e t w a s war für mich unſtreitig viel. Ich hielt es alſo mit Recht für das Sicherſte, jetzt den lieblichen Fußſteig nach Grünfahren einzuſchlagen, und von dort auf dem gebahnten Wege meinem jetzigen home wieder zuzuwandern. Dieſer ſchlängelnde Weg, einer der angenehmſten, die ich je machte, führt über ſanfte Bergrücken und köſtliche Thäler. Unter mehreren Gegenſtänden zieht eine natürliche Grotte, und eine bewundernswürdige Buche Ihre

Aufmerkſamkeit an. Auf einer Höhe, wo Sie gerade die reizendſte Ausſicht zu genießen wünſchen, vielleicht der ſchönſte Geſichtspunkt um Baden, danken Sie dem Menſchenfreunde, der Ihnen hier eine ſchützende Strohhütte hinſetzte.

Das große Dorf Grünfahren, Geinfahrn oder Gahnfarn liegt eine Stunde von Großau und 1¼ Stunde von Baden in einer kahlen, baumloſen Gegend. Es war ſchon 1170 unter der Benennung Ganvaren, und 1216 als ein Markt, unter dem Namen Gumfahrn bekannt. Noch jetzt trägt es Spuren ſeiner alten Größe. Außer dem ſogenannten alten Schlößl, hat es ein neueres Schloß des Fürſten Dietrichſtein, dem die Herrſchaft Merkenſtein gehört, welche hier die größte Grundherrſchaft iſt.

Mit Freuden ſieht man hier, was ich auf dem ganzen Wege nicht gefunden hatte, eine lobenswürdige Betriebſamkeit in der Landwirthſchaft. Acker- und Wieſenbau geben bei weit geringerer Kraft des Bodens dennoch den Feldern ein beſſeres Anſehen. Auch der Wein wird mit großem Fleiß gebauet. Die Frucht entſpricht der Mühe des Arbeiters, wenn gleich der Wein nicht ſo gut iſt, als der Brunner und Gumpoldskirchner.

Die Hügel, denen auch Grünfahren ziemlich nahe liegt, ziehen ſich von Groſsau herum bis nach Guttenbrunn. Erſt weiterhin werden ſie mit lieblicher Waldung bedeckt; hier ſind ſie gröſstentheils kahl.

Der Kontraſt der Gegend, mit der, welche man verließ, iſt auffallend. Bei Groſsau unterhielt noch die Ruine von Merkenſtein, der mächtige Waldberg, der das Pottenſteiner Thal wieder verſchloß, das Andenken an die erhabenen Scenen. Hier iſt alles verſchwunden. Man ſieht nur eine unbegränzte Ebne und zur Linken jene Hügel.

Durch die Felder ſtrömt der Mühlbach, die Hörm genannt. Er kömmt links aus dem Gebirg, von der Gegend von Schwarzenſee und fließt vor Vöslau vorbei in der Richtung von Triebuswinkel. Nachher vereinigt er ſich mit der Trieſting.

Der Weg nach Baden geht in dieſer Ebne fort. Er krümmt ſich mit den Bergen zur Linken. Vöslau bleibt rechts liegen, nahe am Wege. Nun werden die Berge angenehmer und mannigfaltiger. Mit jeder Krümmung bilden ſich an dieſer Seite neue Gruppen, worin immer mehr Ge-

genſtände auftreten. Rechts iſt immer die fruchtbare Ebne.

Eine halbe Stunde vor der Stadt kommen Sie durch das große, düſtere Dorf Soos unter dem Kaltenberge. Nun entfalten ſich auch allmählig der Calvarienberg und der Badner Berg mit den näheren reizenden Umgebungen Badens.

XXVIII.

Baden den 28. Aug. 1804.

Eine der intereſſanteſten Tagereiſen, die Sie von Baden aus machen können, iſt die nach Wieneriſch Neuſtadt. Auf der Hälfte des Weges liegt das Schloß Schönau, deſſen Garten alle Badegäſte als eine der größten Merkwürdigkeiten kennen lernen. Sie müſſen Ihre Reiſe alſo auf einen Montag anſetzen, weil Ihnen dann Nachmittags die Schönauer Herrlichkeiten gezeigt werden.

Von dieſer Reiſe ſind wir vorgeſtern Abend ſpät zurück gekommen, und ich eile Ihnen eine Beſchreibung zu geben, indeß mir die Gegenſtände noch in friſchem Andenken ſind.

Wir nahmen unſern Weg über Vöslau, das ich noch nicht geſehen hatte.

Schon in Soos machte ich, auf Schenks Rath, *) eine Abſchweifung. Eine Viertelſtunde davon gegen das Gebirge zu, auf dem linken oder ſüdlichen Wege, der durch die Weingärten in das Thal, Schelmloch genannt, führt, finden Sie dicht am Wege in einem Felſen eine merkwürdige Höhle. Sie wird durch einen ungeheuren Felſen gebildet, der wahrſcheinlich von einem benachbarten Berge herabſtürzte. Man kriecht durch ein unbedeutendes Loch auf Händen und Füßen hinein. Sie iſt ziemlich groß, in der Mitte höher gewölbt. Hin und wieder fallen einige Tropfen Waſſer von kleinen Stalactiten. Gerade dem Eingang gegen über iſt im Hintergrunde der ſich engenden Höhle nach aufwärts ein Loch, enge, aber bei vier Klafter lang. Sie vernehmen ein ſtetes Plätſchern, das Sie einladet, ſich mit Mühe durch die enge Oeffnung zu winden. Sie endet in eine kleinere Höhle. Hier ſieht man deutlich, wie das langſam durchſickernde Waſſer immer etwas von dem Kalkſtein des Felſengebirgs auflöſet. Indem die Tropfen auf der Gewölbe-

*) Taſchenbuch für Badegäſte Badens, S. 121 u. f.

decke der Höhle und Schluchten etwas verweilen, bis ſie hinlänglich geſchwert herabfallen, ſetzen ſie etwas von dem aufgelöſeten Kalk ab. So bilden ſie allmählig die Stalactiten oder Tropfſteine, womit dieſe Höhle und ihre Schluchten durchgehends gefüllt ſind. Eben ſo wird der untere ſchiefe Boden ganz incruſtirt, indem die herabfallenden Tropfen, während ſie langſam daran herabfließen, ebenfalls Kalkmaterie abſetzen. Wenn Sie von hier wieder in die größere Höhle zurückkommen, entdecken Sie dem Eingang zur Rechten abwärts noch ein anderes, unbedeutendes Loch. Als man hier ein Stück Geſtein abſchlagen wollte, floß durch eine Weile, und zwar bogenweiſe, eine weiße Flüſſigkeit, die ſogenannte Bergmilch, herab.

Nach einer halben Stunde ſind Sie in Vößlau, oder Veſelau, einem großen, wohlgebaueten Ort von 62 Häuſern, mit dem ſchönen Schloß des Grafen Fries, am Fuß des Lindenkugels, gegen Süden von Soos. Der Vater des jetzigen Beſitzers kaufte es 1785 und ſchuf die alte Feſte, die ſeit 1314 in der Geſchichte bekannt war, zu einem großen, geſchmackvollen Wohnhauſe um. Er veränderte zugleich den

Garten, der manche ſchöne Parthieen hat. Beſonders zeichnet er ſich aus durch einige ſehr intereſſante Kunſtwerke. Sie ſehen unter andern eine treffliche weibliche Figur mit einer Urne, von einem fremden Künſtler, aus einer Compoſition, dem Metall gleich; eine ſchöne Grotte mit verſchiedenen Gruppen Egyptiſcher Hausgötzen; vier Vaſen von Marmor, die vier Welttheile vorſtellend, von Zauner.

In einem Hayn, wohin ein ziemlich langer Gang über das Feld führt, iſt das Grabmal der beiden Fries, Vater und Sohn, von Zauner. Jener, der die Herrſchaft ankaufte und die ſchönen Anlagen anfing, ſtarb noch in demſelben Jahre; dieſer, der ältere Bruder des jetzigen Beſitzers, der ſie mit Eifer fortſetzte, drei Jahre nachher 1788. Der Vater empfängt den Sohn in der Ewigkeit und verweiſet ihn auf das Buch der Ewigkeit. Das Stück iſt in Lebensgröße aus einem einzigen Block weißen Italiäniſchen Marmor. Der Vater war ungemein groß; hier ſcheint er koloſſaliſch, weil er noch auf einigen Stufen ſteht. In den Figuren iſt das vollkommenſte Ebenmaaß; unbeſchreiblich viel Grazie. Das Ganze iſt ein treffliches, ſeltenes Kunſtwerk.

Unter dem Denkmal ruhen beide Leichen. Sie wurden aber ſo beigeſetzt, daß ſie gleich in Verweſung übergehen mußten. Wieder ein Beiſpiel, daß auch Männer von unbezweifeltem feinen Gefühl meinem Vorſchlag zuſagen, dieſe ſchnelle Vernichtung als allgemeine Polizei-Maaßregel zu gebieten. Wir wollen den Ueberlebenden die Art der Beſtattung ihrer theuren Verſtorbenen ganz überlaſſen; ich will die Denkmäler keineswegees hindern, vielmehr befördern. Aber der todte Körper ſoll niemand mehr ſchaden; auch nach Jahren nicht dem Todtengräber.

Bei dem Schloß iſt ein großer Meierhof, der einen trefflichen Viehſtand hat. Ueberhaupt gehört die Oekonomie auf Vöslau zu den vorzüglichſten um Baden. Sie verdient deſto mehr Aufmerkſamkeit, weil ſie bedeutende Schwierigkeiten des Bodens zu überwinden hat. Er iſt ſehr mäßig; theils ſchuttreich, theils ſumpfig. Dennoch giebt er jetzt einen Ertrag, mit dem man verhältnißmäßig zufrieden ſeyn kann.

Hinter dem Meierhof, gegen den Gebirgsweg nach Weſten zu, liegt eine herrſchaftliche, dann eine Privat-Mahl- und Sägemühle; beide an dem Mühlbach, die Hörm genannt, der von

Grünfahren herkömmt. Nahe bei der letzteren liegt ein herrſchaftliches Badehaus, mit einem ſchönen Bade im Freien. Es erhält ſein Waſſer aus einer ergiebigen Quelle, die zwei Werke der benachbarten Mühle treibt. Sie beſteht aus wenig geſchwefelten Waſſerſtoffgas, aus Kohlenſtoffgas, aus ſalzſauerm Natron, Vitriolſauerm Natron, aus wenig luftvoller Kalk- und Bittererde; ſie hat kaum 20 Grad Wärme nach Reaumür.

Von Vößlau nach Löibersdorf oder Leobersdorf iſt eine kleine Stunde. Der Weg geht durch Kottenbrunn, ein Dorf mit einem Schloß und Luſtgarten. Die Berge ziehen ſich rechts faſt noch näher heran. In der Ferne zeigt ſich der Gipfel des Schneebergs in ſeiner ganzen Pracht.

Bei Löibersdorf kömmt man über die Trieſting. Es iſt ein anſehnlicher alter Markt, der ſchon 1073 bekannt war. Von hier haben Sie zwei kleine Meilen oder zwei ſtarke Stunden bis Neuſtadt. Der Weg iſt immer eben, faſt noch beſſer, als der vorige. Man kommt durch das große Dorf Salenau von 61 Häuſern, das auch ſchon 1120 exiſtirte. Gleich hinter dem Dorfe geht es

über den kalten Gang.*) Die Berge ziehen ſich immer zur Rechten im halben Zirkel herum. Sie ſcheinen endlich dicht an Neuſtadt zu ſtoßen. Dagegen haben Sie links eine unabſehbare Fläche. So wie Sie weiter kommen, dehnt ſie ſich auch zur rechten aus; und die Berge treten mehr zurück.

Eine kleine Stunde von Neuſtadt fängt das ſchöne Kaiſerliche Dorf Thereſienfeld an. Es iſt eine doppelte Reihe von 74 hübſchen, einfachen Landhäuſern, an beiden Seiten des Weges, jedes mit ſeinem Garten. Maria Thereſia erbauete ſie 1763 und ſiedelte hier Tiroler an, um das Steinfeld urbar zu machen. Sie bewundern den Fleiß der Bergbewohner, wenn Sie faſt eine halbe Stunde durch die Dorfreihen fahren, und jetzt

*) Ich habe mich gerade durch die Vergleichung meiner Anzeichnungen auf der Reiſe mit den Charten, ſelbſt den beſten Spezial-Charten, ſehr oft überzeugt, wie unrichtig die Lage der Oerter und Wege, in Rückſicht auf den Lauf der Flüſſe und Bäche angegeben iſt. Um deſto wichtiger ſcheint es mir durch ſolche Bemerkungen zur Berichtigung der Topographie beizutragen, deren detaillirte Kenntniß doch oft ſo viel entſcheidet.

die Fruchtſchwangeren Felder betrachtet, die vor vierzig Jahren Sandwüſten waren. Der Charakter des Orts iſt Stille und Fleiß; ſie leben einſam und ſind doch nicht von Menſchen getrennt. Dazu die vorzüglich heitere, geſunde Luft. Auch ich hätte mir hier eine Hütte bauen mögen.

Wieneriſch Neuſtadt iſt eine gut gebauete Provinzialſtadt, von 568 Häuſern und etwa 6000 Einwohnern, die zweite Stadt nach Wien in dem Viertel. Die Nachbarſchaft des Kanals, und die ſtarke Paſſage nach Trieſt machen ſie ſehr nahrhaft. Der Wohlſtand der Einwohner, ihre Gewerbſamkeit, ihr Handel nehmen ſichtbar zu. Wien iſt auf der Landſtraße nur drei Poſten entfernt. Die Stadt hat bedeutende Fabriken, Seiden- und Pikémanufakturen, eine Knopffabrik, eine Fingerhutfabrik, viele Eiſenarbeiter. Beſonders wichtig iſt die Nadelburg des Grafen Bathyany, eine der ſchönſten Meſſing- und Drath- und Nadelfabriken in Deutſchland. In der Nähe ſind ſehr beträchtliche Eiſenwerke, die aber eine eigene Tagereiſe erfordern.

Aus dem Ungariſchen Thor, gleich an der Straße nach Eiſenſtadt und Oedinburg, iſt die Mündung des Neuſtädter Kanals. Er geht von

hier nach Wien. Man braucht ihn beſonders Eiſen und Steinkohlen darauf zu verfahren. Die Steinkohlen kommen aus nahen, ſehr ergiebigen Brüchen. Bei der Mündung ſind anſehnliche Magazine. Die Unternehmung ward anfangs von einer Geſellſchaft gemacht; nachher überließ ſie den Kanal der Regierung. Sie hat anſehnlich dabei gewonnen. Jetzt ſoll der Kanal noch weiter nach Ungarn fortgeſetzt werden, zum großen Vortheil der Communication.

In der großen Kaiſerlichen Burg iſt die Militäracademie eine der vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art. Doch ſagt man mir, die ſpeciellen Anſtalten für Artillerie-Offiziere und Ingenieurs in Wien wären noch vorzüglicher. Man kann freilich einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen, wenn die Aufmerkſamkeit ſich auf einen minder weitgreifenden Gegenſtand beſchränkt.

Ich erhielt ohne Mühe die Erlaubniß, die Akademie zu beſehen. Ein Offizier kam mich abzuholen.

Die Burg hat ihre eigene Beſatzung, die aus Invaliden beſteht. Der Kommandant iſt der Graf Kinsky, ein verdienter General, der ſich der

Anſtalt mit großem Eifer annimmt. Er hält ſehr auf Pünktlichkeit und Ordnung, ohne doch in das Kleinliche zu fallen. Die Anzahl der Zöglinge iſt 450. Sie ſind in vier Compagnien getheilt, jede von 100 Cadetten. Ueberdies werden 50 Zöglinge zu Unteroffiziers gebildet. Dieſe müſſen ſo lange gewiſſe Dienſte verrichten. Ueberhaupt leben in der Burg gegen tauſend Menſchen.

Bei der Akademie werden meiſtens geſchickte Offiziere angeſetzt, die durch Wunden mehr oder weniger zum Dienſt im Felde untauglich ſind. Unſtreitig eine ſehr gute Veranſtaltung. Wenn nur auch der Gehalt reichlich genug ausfiele. Es iſt in dieſer Rückſicht im Oeſterreichiſchen beſſer, als in den meiſten andern Ländern; aber dennoch nicht, wie es ſeyn ſollte. Liegt es an einem Mangel an Aufmerkſamkeit oder an einer mißverſtandenen Oekonomie, daß man für verwundete Offiziere nicht beſſer ſorgt? Jene wäre kaum zu entſchuldigen; es läßt ſich ja nicht verkennen, wie viel es zur Belebung des Muths, zur Aufopferung in Gefahren beitrage, wenn der Offizier weiß, daß er ſich durch Wunden auf jeden Fall das Recht auf eine nicht bloß kärgliche, ſondern gute Verſorgung erkauft. Den Sinn der unglücklichen

Erſparung begreife ich vollends nicht. Es iſt gerade, als wollte ich mir täglich ein Bedürfniß verſagen, das mich einen Schilling koſtet, um in acht Tagen in eine Krankheit zu fallen, die mich hundert Thaler koſtet, wenn ich auch mit dem Leben davon komme. Nein, mein Freund, man kann es nicht oft, nicht laut genug ſagen: der Staat muß immer Geld haben zu allen wirklich nothwendigen Ausgaben. Und was wird nicht in jeder Rückſicht verloren, wenn ein Offizier, durch Wunden zum Kriegsdienſt unfähig gemacht, ſich dem mühſamen Geſchäft der Bildung ſeiner Nachfolger nicht widmen kann, ohne daß tägliche Nahrungsſorgen ſeinen Geiſt trüben? Mit welcher Empfindung wird er, kann er ſeines Freundes Sohn, ſeinem Verwandten, ſeinem Liebling unter den hoffnungsvollen Zöglingen den Geiſt der Selbſtverläugnung einflößen, der dem Krieger vor allen andern unentbehrlich iſt? Wahrlich! ich würde es mich nicht getrauen; aber das weiß ich wohl, wenn ich rathen ſollte, und kein beſſeres Mittel wüßte, ich ließe ſogleich jede Kutſche jährlich hundert Gulden bezahlen, damit man Offiziere, die durch Wunden zum Dienſt untüchtig werden, nicht mit Civilämtern abfände, die ſich für ſie nicht

eignen, und vor allen Dingen den Offizieren, die mit der Cadetten-Akademie in Verbindung ſtehen, eine reichliche Verſorgung ausſetze.

Der Unterricht iſt ſehr zweckmäßig. Ein Hauptmann hat immer die Oberaufſicht, und giebt auch mit Unterricht. Der General Kinsky giebt ſelbſt einige Stunden.

So viel ich habe beurtheilen können, verbindet man bei dem Unterricht die Praxis ſehr gut mit der Theorie. Ich fand in allen Zweigen der Kriegswiſſenſchaft gute Modelle und Zeichnungen; beſonders ein treffliches Modell von dem Feſtungsbau, dem Angriff und der Vertheidigung einer Feſtung. Der Gebrauch der Minen war ſo gut darin gezeigt, wie ich es ſonſt nirgends ſah. Nur das weiß ich nicht, ob die Geſchichte der Feldzüge umſtändlich genug vorgetragen wird. Ich weiß wohl, daß dies Studium eigentlich für das reifere Alter iſt; aber vieles ſcheint ſich doch ſchon für den Unterricht zu eignen, der hier in der Wiſſenſchaft gegeben wird. Es iſt ſo ſchön, die Regeln durch Beiſpiele aus der Kriegsgeſchichte zu erläutern; die erſte Kenntniß erhält ſo etwas Anſchauliches, das bei der Anwendung, nach Jahren noch, nicht zu berechnende Vortheile hat.

Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich ſo mit-ſchwatze. Sie wiſſen ja meine erſte Beſtimmung, und meine ſtete Anhänglichkeit daran.

Ueberaus zweckmäßig iſt die Anweiſung zu allem, was das Detail des Dienſtes betrifft. Hier werden die Zöglinge früh nicht allein mit den Gegenſtänden anſchaulich bekannt gemacht, ſondern auch angehalten, ſelbſt Hand anzulegen. So gewöhnt man ſie, Packpferde zu beladen, Rüſtwagen zu bepacken, Zelte, und alles, was zum Lager gehört, zu ordnen, zu bewahren, aufzuſetzen und abzunehmen. Wie viele große Verſehen, wie viele weſentliche Nachtheile haben oft ihren erſten Grund darin, daß der Commandirende mit den Gegenſtänden des Details ſo unbekannt iſt, daß er ſeine Aufſicht überall nicht darauf erſtrecken kann, und ſich dann gewöhnlich gar arg hintergehen läßt! Und dergleichen iſt doch ſo leicht zu lernen, prägt ſich ſo gut ein, wenn man in früheren Jahren auch nur beiläufig dazu angeführt wird.

Eine ſehr gute Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente zum Gebrauch bei dem Unterricht iſt einem Weltgeiſtlichen übergeben, der ehemals Feldprediger war. Der wackere Mann intereſſirte mich ſehr. In einem Alter von ſchon 60 Jahren

ſprach er mit der größten Wärme von dem Unterricht, von ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung. Er arbeitet, und wie es ſcheint mit großem Erfolg, an wichtigen Verbeſſerungen.

Die Anſtalt beſitzt auch eine kleine, ausgeſuchte Bibliothek, eine bedeutende Menge von Zeichnungen aller Art, verſchiedene Kunſtſachen, die in dem Zeichenſaal aufgeſtellt ſind.

Einen, ſolchen Anſtalten nur zu gewöhnlichen, Fehler fand ich hier glücklich vermieden. Der Unterricht iſt nicht überladen. Die jungen Leute haben Freiſtunden genug; man überläßt auch die Anwendung ihrer Wahl.

Sie haben einen eigenen Platz im Park, zu Spielen und verſchiedenen Leibesübungen. Eben dies fand ich in dem Engliſchen Garten in München. Alle Nachmittage um 6 Uhr machen ſie militäriſche Exercitien mit voller Muſik. Wir konnten ihnen nicht mehr zuſehen, weil wir den Nachmittag für Schönau beſtimmt hatten.

Alles, was zur Oekonomie gehört, iſt vortrefflich angeordnet. In der ganzen, großen Wirthſchaft herrſcht eine bewundernswürdige Ordnung und Reinlichkeit.

Die jungen Leute ſchlafen in großen, luftigen Zimmern; jeder hat eine eigene Commode bei ſeinem Bette. Sie ſind einfach, aber gut gekleidet. Eben ſo ſind alle Geräthe. Sie haben nur hölzerne Stühle. Der General Kinsky ſagt, der Soldat kann ſich nicht zu hart gewöhnen; das Beſſere, Weichlichere nimmt er ſo genug vorlieb.

Bei dem Mittagsmal war ich noch zugegen. Sie ſpeiſen ſehr gut, doch nicht überflüſſig. Die Decoration des Speiſeſaals gefiel mir ungemein. Sie beſtand aus Bildniſſen verdienter Oeſterreichiſcher Krieger. Verſinnlichungen der Art haben ihren großen, oft unerkannten Nutzen.

So wie die jungen Leute das Inſtitut verlaſſen, werden ſie als Offiziere angeſtellt. Der Kaiſer zahlt für jeden Zögling 400 Fl. Dies würde aber bei weitem nicht hinreichen, wenn die Anſtalt nicht ihre eigenen, ſehr bedeutenden Fonds hätte.

In der Kirche der Akademie liegt Maximilian I. begraben. Auch ſieht man beides in der Kirche und in dem Gebäude noch merkwürdige Denkmähler der damaligen Bildhauerei.

Der Garten bei der Burg iſt ſehr groß; ich glaube 80 Joch. Er hält zwei Stunden im Umfang. Man findet treffliches Obſt darin, auch eine kleine Pflanzung ausländiſcher Bäume.

Das Merkwürdigſte ſind die Italiäniſchen Wieſen. Graf Kinsky ließ zwei Italiäner kommen, die Waſſerleitungen nach Italiäniſcher Art eingerichtet haben, beſonders wie ſie im Mailändiſchen gebräuchlich ſind, wo dieſer Zweig der Oekonomie vielleicht beſſer noch getrieben wird, als irgendwo ſonſt. Sie ſind durchſchnitten mit vielen kleinen Gräben und vier Hauptgräben. In dieſe wird das Waſſer aus zwei großen Bächen vermittelſt Schleuſen gelaſſen. So kann man die Wieſen ganz unter Waſſer ſetzen. Dieſe Bäche haben ſehr viel Waſſer, und geben auch noch dem Kanal von Neuſtadt das meiſte Waſſer. Die Fruchtbarkeit der Wieſen iſt außerordentlich. Man ſchnitt ſie jetzt ſchon zum drittenmal in dieſem Sommer, und der Klee ſtand ungemein üppig.

Von Neuſtadt aus kann man leicht eine ſehr intereſſante kleine Reiſe nach Presburg machen, über Eiſenſtadt, längs dem Neuſiedler See, und dann zurück über Eſterhaz und Oedinburg. Die ganze Reiſe erfordert nur fünf bis ſechs Tage.

Für die Wiener geht auch der Weg nach dem Schneeberg über Neuſtadt.

Wer eilt, fährt mit der Poſt nach Neuſtadt, und nimmt eine bequeme Kutſche nach Buchberg, die man für 12 Fl. haben kann. Man fährt früh aus Wien, beſucht die Akademie in Neuſtadt, und iſt ſehr bequem Abends in Buchberg. Iſt der Tag heiter, ſo wird der Schneeberg erſtiegen, und man kann ſchon den dritten Morgen wieder in Wien ſeyn. Begünſtigt das Wetter die Reiſe nicht, ſo verweilt man in der intereſſanten Gegend von Buchberg, bis der Bergmandl den Beſuch auf ſeiner Reſidenz geſtattet. Man zahlt dann nur für jeden Tag, den der Kutſcher über einen Tag wartet, 6 Fl. mehr.

Hat der Reiſende aber Zeit und Muth zu einer Fußreiſe, ſo nimmt er den Weg hin über Säubersdorf, Neuſidel bei Säubersdorf, Gerasdorf, Rothengrub und Grünbach nach Buchberg; den Rückweg über Stüchſenſtein, Sirning, St. Johanns, Neunkirchen, Breitenau und Schwarzenau. Jener iſt $7\frac{3}{4}$, dieſer $8\frac{1}{4}$ Stunde. In Buchberg muß man dann zugleich Glocknitz und Reichenau beſehen, und von Schwarzenau aus die nur eine halbe Stunde entfernten Eiſenwerke zu Pütten.

So läßt ſich dieſe äußerſt intereſſante Reiſe noch immer in 5 Tagen ganz bequem zurücklegen.

Wir nahmen unſern Rückweg nach Baden über Schönau.

Bis Salenau kömmt man wieder denſelben Weg zurück. Hier geht der Weg nach Schönau gerade aus, näher an dem Kanal, der immer zur Rechten bleibt; der nach Löibersdorf hingegen geht links ab. Kurz vor Schönau kömmt man über den Kanal. Der Weg von Vößlau nach Schönau ſchlägt hier ein. Dieſe beiden Oerter ſind nur eine halbe Stunde von einander entfernt.

Schönau iſt ein altes Schloß und Dorf von 45 Häuſern, ſchon ſeit 1224 in der Geſchichte bekannt, an der Trieſting. Der jetzige Beſitzer, der Freiherr von Braun, hat es ſehr verſchönert; es hat jetzt auch von außen ein heiteres, gefälliges Anſehen.

Beſonders verdient der Park geſehen zu werden. Er iſt ganz im großen, engliſchen Geſchmack und hat viele, ſehr gut ausgeführte, eigene Anlagen. Sie finden mehrere vorzüglich ſchöne Alleen von Pappeln und Thränenweiden; zwei große Waſſerfälle, einen gegen den andern; eine reizende Inſel, der Liebe gewidmet; ein gefälliges Binder-

haus; einige geſchmackvolle Kunſtwerke, unter denen ſich Alxingers Denkmal auszeichnet.

Die Waſſerparthieen gehören mit zu den ſchönſten. Man hat die Trieſting zu dem Ende trefflich genutzt. Sie finden verſchiedene große Kanäle und einige liebliche Baſſins. An einem See ladet ein ſchönes Fiſcherhaus Sie zu Waſſerfarthen ein. Geſchmackvolle Gondeln, und was Sie ſonſt dazu wünſchen mögen, ſtehen immer bereit.

Von hier kommen Sie rechts durch ſchmale Gänge nach dem Tempel der Nacht.

In einem künſtlich erbaueten Felſen treten Sie in einem ſchmalen Gang. An der Seite iſt ein Bad, faſt zu kühl, wenn man es nicht erwärmt. Das kleine Licht, was darauf fällt, iſt ſehr angenehm. Der Gang führt auf und nieder. Er wird hie und da durch Lampen erleuchtet. An verſchiedenen Stellen ſind Inſchriften angebracht; aber nicht alle glücklich. Eine iſt ganz angemeſſen: auf- und abgehend, wie die Schickſale der Menſchen.

Dann kommen Sie an die eiſerne Thür des Tempels. Sie wird jedesmal von dem Führer aufgeſchloſſen, wenn eine Geſellſchaft anpocht.

Der Eintritt in den Tempel iſt überraſchend. Aus dem Dunkel kömmt man in die ſanft beleuchtete Kuppel, umgeben von allen Emblemen der Nacht. Ausgeſtreckt auf einem weichen Kanapee von ſchwarzem Sammet, das ich hier dem ſteinernen weit vorziehe, hört man eine himmliſche Orgel, die von oben her bewegt wird. Dieſe Empfindung iſt einzig.

Sonſt möchte von Seiten der Kunſt manches zu tadeln ſeyn. Der Tempel in Wörlitz verdient gewiß den Vorzug. Doch ſoll dieſer 60000 Fl. gekoſtet haben. Was hätte man mit dieſer Summe aus dem Hügel machen können, von dem ich in Buchberg zuletzt den Schneeberg ſah; oder noch näher von mehreren Bergen um Heiligenkreuz.

So ſpät es war, hielt ich mich doch noch etwas in der Meierei auf. Ich fand hier treffliche Tiroler Kühe, und die Stallfütterung mit Klee in der größten Vollkommenheit.

Wir nahmen nun unſeren Rückweg nicht über Vöslau, ſondern über Ginſelsdorf. Man hat eine kleine halbe Stunde bis dahin, längs der Trieſting, die zur Linken fließt; von Ginſelsdorf noch etwa anderthalb Stunden. Ginſelsdorf iſt ein gut gebautes Dorf von 55 Häuſern; eine

Poſtſtation auf der großen Straße nach Italien. Man kömmt über die Trieſting, und kann links über Soos fahren, oder gerade aus über Leesdorf; rechts geht die große Straße nach Wien über Tribuswinkel nach Neudorf. Wir wählten den Weg über Leesdorf. Er geht immer durch angebauete Fruchtfelder. Kurz vor Leesdorf kömmt man über den Kanal. Die Bergreihe, die auf dem Rückweg zur Linken iſt, gewinnt nun durch die größere Entfernung eine ganz andere Geſtalt. Dies giebt Anlaß zu intereſſanten Vergleichungen der verſchiedenen Geſichtspunkte.

XXIX.

Baden den 1. Sept. 1804.

Nach dem Willen meines Arztes habe ich am Ende meiner Kur eine kleine Reiſe gemacht, um aus dem Erfolg abzunehmen, ob ich nun meine große Rückreiſe antreten könnte.

Ich wählte einen Ausflug nach Presburg, um wenigſtens eine oberflächliche intuitive Kenntniß von dieſer merkwürdigen Hauptſtadt eines Reichs zu erlangen, das den Staatsmann in mehr als einer Rückſicht ſo ſehr intereſſirt.

Nachdem ich in Wien in der Ungariſchen Staatskanzlei gedruckte Paſſuales, von dem Kanzler Grafen Palfy-Erdödi unterzeichnet, erhalten hatte, begab ich mich mit einem Freunde auf den Weg. Ein Fiacker übernahm es, uns für den mäßigen Preis von 16 Gulden in 7 Stunden hin zu bringen; und er hielt Wort. Poſtmäßig ſind es 5 Poſten; man wechſelt Pferde in

Schwechat, Fiſchamend, Regelsbrunn und Haimburg. Ausgemeſſen iſt die Entfernung auf 16000 Klafter bis Regelsbrunn und 14000 von da bis Presburg. Mit der Diligence, die täglich zwiſchen Wien und Presburg wechſelt, fahren Sie Morgens um halb acht Uhr ab, und ſind Abends um 6 Uhr zur Stelle. Jeder Poſtillion nimmt nachher die entgegen kommende Poſt zurück. In dem Wagen ſind 6 Sitze, und einer bei dem Conducteur vor dem Kaſten, aber auch bedeckt. Das Gepäcke liegt hinten im Wagen. Die Wagen ſind ſchwer, aber ziemlich bequem. Man zahlt für den Platz nur 3 Gulden außer dem mäßigen Trinkgeld.

Der gewöhnliche Weg geht an der rechten Seite der Donau; es iſt eine treffliche Heerſtraße. Der Weg an dem linken Ufer ſoll kürzer und weit angenehmer ſeyn. Aber er iſt nicht ſo gebahnt; die Kutſcher nehmen ihn daher nie, wenn es nicht ausdrücklich bedungen wird.

Sie kommen aus dem Stubenthor durch eine ſehr große Vorſtadt, vor der großen Militärakademie vorbei, die ehemals ein Waiſenhaus war. Gleich außer dem St. Marxer Linienthor erhebt ſich rechts der Wienerberg, jetzt ganz bedeckt mit

fruchtbaren Saaten. Weiterhin liegt das liebliche Lerchenwäldchen, ein Lieblingsplatz Joſeph II. Zur Linken haben Sie das ſchöne Pfarrdorf Simmering. Täglich werden hier neue Häuſer gebauet, alte verſchönert; der Preis der Häuſer iſt ſtark im Steigen. Zur Rechten zieht ſich der Schiffahrts-Kanal; man ſieht ihn aber nicht. Der Boden iſt ſchlecht. Nur eine dünne Erdrinde bedeckt das Kalkgeſtein; aber die Menge der Hände, die ihn bearbeiten, macht ihn fruchtbar. Die Donau ſehen Sie hie und da zur Linken. Jenſeits iſt eine treffliche Gegend. Die Gebirge ziehen ſich weit weg. In dem breiten Strom eine Menge Inſeln, größere und kleinere, mit Waldung bedeckt. Zur Rechten haben Sie eine hohe, ebene Gegend; die Straße liegt ziemlich tief. So geht es fort bis Schwechat. Man kömmt vor Neugebäu vorbei; ehemals ein Kaiſerliches Luſthaus, jetzt ein großes Pulvermagazin mit einem weitläuftigen Garten. Es ward an dem Fleck aufgeführt, wo der türkiſche Sultan Soliman bei der erſten Belagerung 1529 ſein Hauptquartier hatte, nach dem Muſter des Zelts. Darum verſchonten die Türken es bei der zweiten Belagerung 1683; ſie brauchten es zu einem

Magazin. Nahe dabei etwas abwärts von der Straße, auch zur Linken, liegt mehr nach der Donau hin, an einem Arm der Schwöchat, der hier in die Donau fällt, das Pfarrdorf Ebersdorf, mit einem Luſtſchloß. Es iſt in der Geſchichte ſchon ſeit 1288 bekannt. Hier war in den Jahren 1793 und 1794 das Hoſpital der kranken franzöſiſchen Gefangenen. Die Gegend iſt ſehr angenehm; eine der vorzůglichſten in der Ebene um Wien. Sie ſoll das ehemalige Alanova der Römer ſeyn, wo dalmatiſche Reuter ihr Standquartier hatten. Unter den Gärten zeichnet ſich der Koſchinsky'ſche aus. Die Einwohner arbeiten ſehr fleißig fůr die Kattunmanufacturen; auch ſind hier Stahl- und Knopffabriken.

Der wohlgebauete Markt Schwöchat, anderthalb Meilen von Wien, an dem nach ihm benannten kleinen Fluß, iſt einer der wichtigſten Fabrikörter in Oeſterreich. Die beiden großen Kattunmanufacturen ernähren eine große Menge Menſchen, und liefern Waaren, die den guten ausländiſchen gleich kommen. Sehr oft werden ſie unter der Firma der beliebteſten fremden Waaren verkauft; nur ächte Kenner merken den Unterſchied. Farben und Muſter ſind ſchon auf einen

hohen Grad der Vollkommenheit gebracht; man arbeitet aber noch ſtets an Verbeſſerungen.

Der Ort iſt ſehr alt; er kömmt ſchon 1058 in Urkunden vor. Eigentlich beſteht er aus zwei Theilen Klein- und groß-Schwöchat. Der Fluß bildet ſie; eine hölzerne Brücke verbindet beide. Gleich hinter Schwöchat theilt ſich der Fluß in zwei Arme. Der eine läuft links und fällt bei Ebersdorf in die Donau; der andere rechts bei Mannswerd. Auf der Inſel, welche die beiden Arme einſchließen, liegt das Dorf Albern.

Hinter Schwöchat links am Wege bezeichnet eine Säule, 14 Fuß hoch, die Badenburg genannt, die Stelle, wo das Polniſche Lager ſtand nach dem Entſatz von Wien. Hier nahmen Kaiſer Leopold und König Johann Sobiesky Abſchied von einander. Sie umarmten ſich, ſagen die Zeitgenoſſen; der gerührte Kaiſer dankte mit Thränen. Hundert Jahre nachher, wie hatten ſich da die Verhältniſſe geändert; wer mag ſagen, wie es in zwei hundert Jahren ſeyn wird?

Bis Fiſchament haben Sie zwei Meilen, durchaus ebenen Weg durch eine ſehr angebauete Gegend. Sie kommen aber nur durch das Dorf Fiſcha an dem Fluß dieſes Namens, der rechts

aus den Gebirgen jenſeits Neuſtadt herkömmt. Ueber den Fluß führt eine hölzerne Brücke.

Fiſchament iſt ein alter Markt, ehemals ein Raubneſt, Viſchgemunde genannt, jetzt ein wohlhabender Ort. Er liegt gleich hinter dem Dorf an der Donau, die oberhalb des Markts die Fiſcha aufnimmt. Die Flüſſe thun hier oft vielen Schaden; wie es mir ſchien, könnte der Uferbau ſorgfältiger ſeyn.

Hinter Fiſchament führt der Weg dicht an die Donau. Hier hat man von der Höhe herab eine treffliche Ausſicht auf ſeine Krümmungen, ſeine waldbedeckten Inſeln. Bald nachher ſieht man gerade vor einen langen, runden Berg, den man erſt drei Meilen von dort erreicht. Er bleibt aber bis dahin immer im Geſicht. Ueber ihn weg zeigen ſich mehrere Berge in blauer Ferne.

Bei Elend, eine Meile von Regelsbrunn, gewahren ſie links jenſeits der Donau ſchon einige von den Bergen, die zu Ungarns köſtlichen Weinbergen gehören. Gleich nachher fangen die ſieben Säulen an, welche die Grafen ſetzten, zum Andenken der glücklichen Befreiung; jede 2000 Ellen von der andern. Kurz vor Regelsbrunn zeigt ſich der große Berg immer deutlicher.

Von Regelsbrunn bis Haimburg wird der Weg hügelich; die Ausſicht immer ſchöner. Zur Linken ſtrecken ſich an der Donau liebliche Weinberge; weiter weg höhere Berge mit Waldung bedeckt. Petronel, $\frac{3}{4}$ Meile von Regelsbrunn, ein Dorf mit einem ſchönen Schloß des Grafen Traun, ſtößt hart an die Donau. Man fährt zehn Minuten lang an einer Mauer weg, die den Thiergarten einſchließt. Hier iſt die Donau in ihrer vollen Pracht. Nachher kommen die Berge zur Rechten näher.

Hinter Deutſch-Altenburg, einem Markt $1\frac{1}{4}$ Meilen von Regelsbrunn, haben Sie von einer Höhe herab eine vorzüglich ſchöne Ausſicht. Der große Berg, den Sie bisher immer verfolgten, liegt nun, der Länge nach, geradevor ausgeſtreckt; bei ihm ein kleiner, runder Berg mit den Ruinen des alten Bergſchloſſes Haimburg. Am Fuß dieſes Berges liegt das Städtchen, wo man Pferde wechſelt. Von dem alten Schloß hat man eine ſchöne Ausſicht; aber eine noch weit ſchönere von dem höheren Berge hinter jenem. Man überblickt hier den ganzen ſchönen Strich Landes von Presburg bis St. Pölten, achtzehn Meilen

im Durchmeſſer, und beide Städte Wien und Presburg.

Von Haimburg bis zur Brücke vor Presburg ſind eigentlich nur 1¼ Meilen.

Gleich hinter Haimburg führt der Weg über eine kleine Höhe. Hier iſt die ſchönſte Ausſicht auf dem ganzen Wege. Links die breite Donau, in der Mitte eine ziemlich große Wald-Inſel, jenſeits das Schloß Theben auf einer Höhe mit Waldung bedeckt. An dieſem Berge fließt die March herab, gerade in die Donau. Sie ſcheidet Ungarn von Mähren. Weiterhin mäßig hohe Berge, alle mit lieblicher Waldung. Rechts zieht ſich ein anderer großer Berg herum, auch mit Waldung beſetzt. In einer Krümmung tritt hier unter den Bäumen ein altes Schloß hervor, das einen gar trefflichen Geſichtspunkt macht. Geradevor der Schloßberg, auf dem das Presburger Schloß liegt.

Nachher wird der Weg ſchon ebener; an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt. Man kömmt vor einem kleinen einzelnen Berge vorbei, der ſich zwiſchen der Donau und der Landſtraße wirft. Dann geht der Weg nahe an die Donau. In dem Dorf Wolfsthal, ¾ Meilen von Haim-

burg iſt ein Mauth. Eine Viertelſtunde weiter führt eine kleine ſteinerne Brücke über einen Graben, der Oeſterreich von Ungarn ſcheidet.

Die Donau theilt ſich in zwei Arme, einen ſchmäleren und einen breiteren. Sie vereinigen ſich wieder kurz vor der Aue. Die ganze Landſchaft iſt mit den angenehmſten Gehölzen beſetzt, die reizende Spaziergänge machen. Der Landſtrich dicht unter der Stadt an dem Strom wird die Aue genannt, eine Art Vorſtadt. Hier iſt das Haus, wo Reiſende bleiben, die ſo ſpät kommen, im Winter beſonders, daß ſie die Brücke nicht mehr paſſiren können, oder die das hohe Waſſer nicht hindert überzugehen.

Die Zieh-Brücke iſt ſehr groß; 350 bis 400 Schritte breit. Es können wohl zehn Wagen auf einmal übergehen. Das Brückgeld wird nach einer mäßigen Taxe bezahlt. Fußgänger zahlen nur 3 Kr., Edelleute, Beamte und Bürger nichts. Die Ueberfahrt dauert wohl eine Viertelſtunde. Das Waſſer treibt die Brücke. Auf der Seite des Stroms liegen neun untere Schiffe, alle an dem Seil befeſtigt, das die Brücke hält. Das letzte dieſer Schiffe iſt feſt gemacht, um ſo alles

gegen den Strom zu ſichern. Das Zeichen der Abfahrt wird durch ein Geläute gegeben.

Ich kam noch ſo zeitig an, daß ich Beſuche abſtatten konnte, wo ich empfohlen war. Meine Freunde hatten ſchon im voraus dafür geſorgt, mir eine gute Aufnahme zu verſchaffen. So brachte ich den Abend in einer kleinen, angenehmen Geſellſchaft ſehr gebildeter Männer zu. Die Unterhaltung war lebhaft, mannigfaltig, ächt liberal. Ich hatte Gelegenheit, mich in wenig Stunden beſſer zu unterrichten, als durch viele, ſonſt nützliche, Schriften oder eine weit längere Reiſe, wo ich blos meiner eigenen Beobachtung überlaſſen wäre.

Daß Ungarn ein ſehr fruchtbares, von der Natur vorzüglich geſegnetes Land iſt, bewohnt von einer originellen, kraftvollen Nation, weiß jedermann. Eben ſo allgemein ſind auch die Klagen über Mangel an Kultur des Landes, an Aufklärung der Einwohner, an hinlänglicher Ordnung im Innern, an verhältnißmäßiger Theilnahme an den Caſſen des Staats.

In dieſen Vorſtellungen iſt vieles übertrieben; das Wahre wird zum Theil unrichtig dargeſtellt.

Ungarn iſt keinesweges ſchlecht bevölkert. Auf die Q. M. kommen beinahe 2100 Menſchen. Dieſe Bevölkerung iſt für ein großes Reich nicht ungünſtig. Freilich könnte ſie weit größer ſeyn. Nach den Anlagen der Natur und nach der geographiſchen Lage wäre ſie wohl auf eben die Höhe zu bringen, als im Venetianiſchen. Hier leben etwa 5300 Menſchen auf die Q. M.; ſo viel ich weiß, die ſtärkſte Bevölkerung in einem Lande von einem gewiſſen Umfange, das ehemals ein ſelbſtſtändiger Staat war. Wenigſtens müſſen in Ungarn ſo viel Menſchen ſich nähern können, als in Böhmen, wo 3200 Menſchen auf die Q. M. kommen.

Die Hinderniſſe, die ſich hier dem Beſſerwerden entgegen ſetzen, liegen hauptſächlich in der Art der Kultur und in der Verfaſſung des Landmanns. Mangel an guten Straßen und an Communication durch die Ströme vermindert zwar auch den allgemeinen Wohlſtand; allein es ſind nur untergeordnete Urſachen.

Bekanntlich ſteht in Ungarn das Weideland nicht in dem vortheilhafteſten Verhältniß zu den Kornfeldern. Die Viehzucht ernährt den Landmann gemächlicher, zum Theil beſſer; aber nie ſo

viele Menſchen. Gleichwohl iſt der Boden groͤßtentheils ſo dankbar, daß er auch zum Kornbau nur einer ſehr geringen Bearbeitung bedarf. Allein die Vertheilung des Landeigenthums in wenigere große Beſitzungen, vertraͤgt ſich ſelbſt mit dieſer Bearbeitung nicht ſo gut.

Faſt alle Grundſtuͤcke gehoͤren den Herrſchaften; der geringere Landmann iſt nicht Eigenthuͤmer, nicht einmal beſtimmter Paͤchter. Er arbeitet fuͤr den Herrn um die Exiſtenz der Seinigen. Ob dieſe kuͤmmerlich ſey, ob gemuͤthlicher — haͤngt von dem Charakter des Herrn, der Verwalter, von tauſend zufaͤlligen Umſtaͤnden ab, die ſich unter keine irgend umfaſſende Regeln bringen laſſen. Aber ſo reichlich iſt ſein Auskommen nie, daß er an Verbeſſerung des Bodens denken kann; gleichwohl muß die Verbeſſerung ſelbſt die kleinſten Grundſtuͤcke treffen, wenn die Bevoͤlkerung den hoͤchſten Grad erreichen ſoll. Ein Agrariſches Geſetz iſt eine Maasregel, die ſich mit dem Intereſſe unſerer Staaten ſicher nicht vertraͤgt; auch nicht mit der moͤglichſten Befoͤrderung der geiſtigen Kultur. Aber ohne Zwang darauf zu wirken, daß der eigenthuͤmlichen Landbeſitzer, wenigſtens langen Zeitpaͤchter, die ſich mit ihren Fa-

milien reichlich von dem Fleck Landes ernähren, das ſie bebauen, ſo viele, als möglich werden — das halte ich allerdings für die Sineme der landwirthſchaftlichen Staatskunſt.

Auch die Herrſchaften ſelbſt haben im Ganzen kein ſo überwiegendes Intereſſe an der Erhöhung des Ertrags ihrer Beſitzungen, daß Sie von ihren mühſamen Anſtrengungen anhaltende Beſtrebungen erwarten dürfen. Es giebt Ausnahmen, das verſteht ſich; aber von dieſen können wir keine Schlußfolgen ziehen. Ueberhaupt ſind die Ungariſchen Magnaten ſo reich, daß ſie gerne ſich an dem Genuß des erworbenen Vermögens begnügen. Dies liegt ganz in den Charakter der Menſchen, zumal in den ſüdlicheren Ländern, wo alles mehr zum Genuß einladet. Wollen Sie in einer ſolchen Lage noch eine außerordentliche Thätigkeit hervorbringen, ſo müſſen Sie andere Triebfedern in Bewegung ſetzen. Nur eine weitgreifende Kunſt kann dies in einer gewiſſen Ausdehnung bewirken, und dieſe Kunſt war nie das Syſtem der Oeſterreichiſchen Regierung.

Daß unter einer ſolchen Verfaſſung, bei einer faſt unbeſchränkten Gerichtsbarkeit des Adels, unzähliche Unordnungen und Mißbräuche vorfal-

len müſſen, fällt in die Augen. Darüber iſt unter allen Verſtändigen nur eine Stimme. Was wir in Deutſchland ſo im allgemeinen davon wiſſen, reicht noch lange nicht an die Wirklichkeit. Man hat mir Beiſpiele erzählt von verfaſſungsmäßigen Vorrechten der Magnaten, von ungeahndeten Greueln ihrer Kanzleien oder Verwalter, die ich nicht wiederholen mag, weil es mich zu tief ſchmerzt, daß dergleichen Frevel unter einer ſo wohlgeſinnten Regierung nicht bloß möglich ſind, ſondern täglich vorfallen können, und daß ſie dazu ſchweigen muß.

Muß? — allerdings, wenn ſie nicht Uebel ärger machen will.

Joſephs Unglück iſt noch nicht vergeſſen, darf nie von einem Oeſterreichiſchen Regenten vergeſſen werden. Das gänzliche Mißlingen der eifrigſten Beſtrebungen, die aus dem reinſten Willen floſſen, die das Wohl des ganzen Staats unſtreitig ſehr erhöhet hätten, predigt mit herzergreifender Stimme das prudenter agas.

Die Ungarn halten auf ihre Vorrechte, auf ihre hergebrachte Verfaſſung, wie vielleicht keine Nation in Europa. Sie glauben, daß nur von den Begünſtigten die Rede ſeyn könne, deren Zahl

doch immer nicht Legio iſt, obgleich Ungarn beinahe einen ſo zahlreichen Adel hat, als Polen? Keineswegens. Was in andern Ländern Fanatismus ausrichtet, das wirkt hier der National-Sinn. Sie öffnen dem geplagten, unterdrückten, ſclaviſch gemißhandelten Landmann Herz und Mund; er ergießt ſich in die rührendſten Klagen, in die bitterſten Verwünſchungen. Es ſcheint Ihnen ausgemacht, er werde Joſephs Plane gegen ſeine Peiniger unterſtützen. Aber nur läßt man ihm den Umſturz der Verfaſſung der Väter erblicken. Alles iſt vergeſſen; keine Klagen, keine Wünſche, keine Hoffnungen. Er wirft ſich zu den Füßen ſeines Herrn und bittet um einen Säbel, um für ihn zu fechten — indeß er für ſeine Selbſtſtändigkeit zu fechten glaubt.

In dieſen Zügen, mein Freund, habe ich zuerſt gelernt, was eine Nation iſt. In der Schweiz ſah ich nur Bruchſtücke davon; ſie ſind auch weit minder intereſſant. Der Wirkungskreis war ſo viel beſchränkter; dort hatte doch jeder Einzelne auch perſönliche Freiheit, eine, wenn gleich entferntere, Mitwirkung bei der Regierung. Aber die Ungarn machen eine zahlreiche Nation, und die unendlich größere Mehrheit ſtreitet für

etwas, das ſie ſelbſt verwünſcht, ſo lange man ſie nicht davon befreien will. Ob dieſe Geſinnung mit einer gewiſſen Aufklärung beſtehen kann, wollen wir nicht unterſuchen; auch das nicht, ob die Menſchen, nach unſeren Vorſtellungen glücklich dabei ſind. Aber eine höchſt anziehende Erſcheinung in der Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft iſt ſie gewiß. Der gute Joſeph hat die Menſchen nicht gekannt, hat keinen verſtändigen Rathgeber gehabt, ſonſt hätte er nimmer den Kampf begonnen.

Gleichwohl machen die Bewohner von dem urſprünglich Ungariſchen Stamm bei weitem nicht den größten Theil des Volks aus. Die ganze Zahl der Einwohner beträgt an 8 Millionen; die eigentlichen Ungaren, Abkömmlinge der Ungern, eines tartariſchen Stammes, keine 3½ Millionen. Von dieſen leben noch viele in Siebenbürgen, deſſen Bewohner größtentheils aus Ungaren und Sekkern von derſelben Abkunft beſtehen. Auch findet man einen anderen ſehr kleinen Stamm, die Szithen genannt, unweit Fiume, mitten unter den Illiriern.

In Ungarn bewohnt dieſe Nation faſt den ganzen ſüdweſtlichen und den mittleren Theil des

Reichs; aber auch in dieſem Theil machen ſie nur die kleinere Zahl der Volksmenge aus. Sie haben ihre eigene Sprache, ihre eigene Tracht, ſehr viele eigenthůmliche Gebråuche und Einrichtungen. Die mittleren und hóheren Stånde reden auch håufig ein verdorbenes, faſt unverſtåndliches Latein; die gottesdienſtliche und gerichtliche Sprache iſt die Lateiniſche. Joſeph wollte auch dies abſtellen, wollte die deutſche Sprache ſeiner ganzen Monarchie allgemein machen. Freilich hat die Verſchiedenheit der Sprachen ihre Unzutråglichkeiten; aber dieſe laſſen ſich, in Růckſicht auf die Staatsgeſchåfte, doch überwinden. Dann můſſe es beſſer ſeyn, eine Saite nicht zu berůhren, die ſo ſehr das håusliche Leben des einzelnen trifft. Gerade dieſer Gegenſtand iſt einer von denen, wo der Menſch am ſchwerſten Zwang ertrågt.

Will man jemals in Ungarn etwas ausrichten, ſo muß der Regent Joſephs Eifer unter Leopolds Gewandheit verhůllen. Eine Nation, die an ihren Sitten und Einrichtungen hångt, wie dieſe, kann nur durch ſich ſelbſt gebildet und vervollkommnet werden. Sie behalte alle unſchådliche Eigenthůmlichkeiten; warum wollen wir, gegen den Wink des Schópfers, alles über einen Leiſten zwingen?

Wie viele Mittel hat nicht der Hof in Händen, die Magnaten zu gewinnen, geiſtliche und weltliche! Stimmen dieſe für eine Verbeſſerung, für eine neue Einrichtung, ſo iſt der Erfolg ſicher. Aber ich würde nie rathen, einen Vorſchlag auf dem Reichstage eher zu machen, als bis die Leiter ihn genehmigt hätten.

Eben ſo iſt es mit der ſchärferen Anziehung des Staatsbandes.

Man beſchuldigt die Oeſterreichiſche Regierung, daß ſie Ungarn durch den Handelszwang kolonicmäßig behandele. Sie können denken, wie ein ſolcher Argwohn die Ungaren kümmert; die ſtolzen Ungaren, die ſich mit Recht als das Herz der Monarchie anſehen, die unter Maria Thereſia das Reich retteten, und es ſicher wieder retten werden, wenn der Regent in der Gefahr ſie zu elektriſiren weiß.

An der Sache iſt allerdings was. Aber wie ſoll die Regierung es ändern?

Bei den unbedeutenden Staatseinkünften, die ſie aus Ungarn zieht, muß man auf Mittel denken, einen einigermaaßen gleichen Beitrag zu den allgemeinen Laſten zu erhalten. Ohne in die Verfaſſung einzugreifen, läßt ſich das nur durch

indirecte Mittel bewirken. Daher die Zölle und die Mauthen, die freilich dem Handel Ungarns mehr ſchaden, als ſie dem Staat frommen.

Man hat den Ungaren oft angeboten, alle Beſchränkungen aufzuheben, ſie in allen Stücken den Oeſterreichiſchen Provinzen gleich zu ſtellen, wenn ſie ſich dem allgemeinen Beſteurungsſyſtem unterwürfen. Das wollten ſie nie. Eſt contra ſtatuta, war noch immer die alle Hoffnung abſchneidende Antwort.

Indeß wünſcht die Regierung nichts eifriger; auch iſt kaum irgend ein Anliegen des Staats wichtiger. Sie muß aber mit großer Behutſamkeit zu Werk gehen.

Vor allen Dingen müſſen die Magnaten gewonnen werden, überhaupt und einzeln. Man zeige bei jeder Gelegenheit durch Wort und That, wie ſehr man Ungarns Wichtigkeit fühle, wie ſehr die Nazion geſchätzt, das beſondere Wohl des Reichs beherzigt werde. Keine an ſich nothwendige, wohlthätige Veranſtaltungen der Regierung dürfen unterbleiben, aus der leidigen Betrachtung: was bekommen wir dafür wieder? durch ein ſolches Zuvorkommen werden die Gemüther gewonnen; es iſt eine reich wuchernde Saat.

Wenn eine günſtige Stimmung im Allgemeinen herrſcht, ſo iſt es Zeit, mit einem beſtimmten Plan hervorzutreten; aber mit einem reifen, billigen, vollſtändigen Plan. Wer ſich dafür intereſſiren ſoll, dem muß ſelbſt der Werth einleuchten, wenn er irgend unbefangen iſt, irgend es mit der Monarchie wohl meint. Man belebe ſeinen Eifer durch eine offene, gerade Mittheilung der Beweggründe, die ſich nicht der Menge entfalten laſſen. Zutrauen erweckt Vertrauen, und es iſt wohl ein wahres Wort, was einſt unſer Bernſtorf ſagte: Wahrheit iſt die richtigſte Politik.

Wird die Leitung des Geſchäfts geſchickten Händen anvertrauet, ſo hält es nicht ſo ſchwer, die Bearbeitung des Plans ſelbſt denen zu überlaſſen, durch deren Hülfe er ausgeführt werden ſoll. Alsdann iſt alles gewonnen. Die Regierung iſt ſicher, keine Formen zu verletzen, gegen keine Nazionalmeinung anzuſtoßen. Daß dies ihr ernſter Wille ſey, nehmen wir ohnehin an; aber, wer mit Geſchäften bekannt iſt, weiß auch, wie leicht man, ſelbſt bei der größten Sorgfalt, Localitäten überſieht. Mißtrauen in eigene Einſicht, geſchickte Benutzung fremder Erfahrung in ſolchen Verhältniſſen, bezeichnet immer den verſtändigen

Staatsmann, dem es wahrhaft zu thun iſt um das Wohl des Landes, nicht um eitele Ehre. Seyn, nicht ſcheinen, ſagte mein alter, würdiger Oheim. Nur oft habe ich in meinem Geſchäftsleben das Seyn vereitelt geſehen, weil man ſich nicht mit der Wirkung begnügte, ſondern auch ſcheinen, das iſt, glänzen wollte.

Sollte ich je wieder in dieſen Gegenden kommen; ſo werde ich Gelegenheit ſuchen, meine jetzt auf Treu und Glauben angenommene Kenntniß der Verhältniſſe von Ungarn, durch eigne Beobachtungen zu erweitern. Der Gegenſtand intereſſirte mich von Wiſſenſchafts wegen immer; jetzt noch weit mehr, da ich ihn ſchon näher beleuchtet habe.

Auch in Presburg war ich zu kurz, um Ihnen viel darüber ſagen zu können.

Die Lage der Stadt iſt vorzüglich angenehm; die Luft ſoll ſehr geſund ſeyn; das Klima warm, aber gemäßigt. Die geographiſche Breite iſt 48° 8′ 15″; die Länge 34° 44′ 18″ oder 2′ 54″ öſtlich von Wien. Mit Inbegriff des Schloßbergs und des Zuckermantels, die auf Palfyſchem Grund liegen, zählt die Stadt 2300 Häuſer und gegen 40000 Menſchen. Sie iſt wohlgebauet, hat

mehrere breite, gerade, ſehr lange Straßen, viele große Plätze, beſonders in den Vorſtädten. Unter den Häuſern ſind verſchiedene Palläſte. Das Haus des Palatinus iſt ein prächtiges Gebäude; ſo auch das Schütthaus oder Kornmagazin und die Kaſerne. In den Vorſtädten ſind faſt die meiſten ſchönen Häuſer. Hier giebt es auch große Gärten.

Am Waſſer iſt eine ſehr angenehme Promenade von drei Reihen Bäume. Sie iſt erſt neun oder zehn Jahre alt, und ſteht in dem üppigſten Wuchs. Hier liegt ein kleiner aufgeworfener Hügel mit einem Geländer, Königsberg genannt, wo die Könige gekrönt werden. Kaiſer Leopold ward hier noch gekrönt. Ehemals war hier ein Sumpf; auch iſt nahe bei der Brücke alles pilotirt.

Das Schloß iſt ein ziemlich großes, viereckte s Gebäude auf einem iſolirten Berge, der davon benannt wird. Jetzt liegen Soldaten darin. Aus den kleinen runden Thürmen an den beiden vordern Seiten hat man eine treffliche Ausſicht; auch ſchon von dem Berge ſelbſt, auf den das Schloß ſteht. Auf der einen Seite haben Sie die Donau, die ganze Stadt, die Landſchaft weit umher in

einer Entfernung von 7 bis 8 Meilen. Sie ſehen deutlich den Kahlenberg bei Wien, ſo wie auf dieſem wieder das Presburger Schloß. Wien ſelbſt iſt im Nebel verhüllet. Die Spaziergänge an der Donau erſcheinen nur als ein undurchdringlicher Wald, mit dem das ſpiegelnde Waſſer des gekrümmten Fluſſes ſchöne Gruppen macht. An der anderen Seite haben Sie das Weingebirg dieſſeits der Donau. Es geht in vielen Abſtufungen wohl ſieben Meilen weit. An dem Fuß der Berge lehnen zahlreiche Landhäuſer und Schlöſſer.

Die Dohmkirche iſt ein erhabenes Gebäude; der Thurm gleicht dem Stephansthurm in Wien. Ueber dem Altar iſt eine Sonne von gelb gemahlten Glas. Das macht einen großen Effect, wenn das wahre Himmelslicht den Stern vergoldet.

Vor vier Jahren war hier eine große Feuersbrunſt. In drei Stunden brannten 105 Häuſer ganz ab; 5 wurden abgedeckt. Das Feuer griff ſo ſchnell um ſich, wegen der hölzernen Schindeldächer. Jetzt iſt alles wieder aufgebauet; ſchöner als zuvor. Die fünf Thore, mit Ausnahme des einzigen Michaeler Thors, ſind ſeitdem abgetragen, um die Paſſage zu erweitern.

Presburg iſt eine lebhafte Stadt. Sie hat einen bedeutenden Zwiſchenhandel. Viele reiche Familien leben hier, auch viele Penſionäre. Man lebt ſehr angenehm, und doch weit wohlfeiler, als in Wien. Im Sommer leben aber viele der erſten Familien auf den Gütern. Michaelis wird das Theater geöffnet. Während des Winters ſind oft Redouten in einem anſehnlichen, eigends dazu beſtimmten, Gebäude.

In Presburg, als einer Grenzſtadt, merkt man faſt noch keine Aenderung im Aeußern. Die Hauptſprache iſt deutſch; ungariſch hört man ſelten reden. Der gemeine Mann ſpricht ſklavoniſch. Auch ſieht man nur ſelten jemand in der Nazionaltracht.

Ich hatte mir vorgeſetzt, an der linken Seite der Donau zurückzugehen; aber ein widriges Verhängniß verleidete mir jede Abſchweifung.

Denken Sie Sich meine Beſtürzung und meinen Kummer, als ich, bei dem Heranſteigen des gar nicht hohen, nur etwas ſteilen Schloßbergs, von meinem alten Uebel befallen ward. Derſelbe peinliche Schmerz, dieſelbe ängſtliche Empfindung, eben das Bluttreiben nach dem Kopf. Ich mußte mich von dem Lohnbedienten führen laſſen. Den-

noch erreichte ich nur mit der größten Mühe die Höhe. Sobald ich mich oben ausgeruhet hatte, ging ich langſam und verzagend an der Kraft des Waſſers zurück, und warf mich gleich in meinem Wagen.

In Fiſchament ſchlug ich links den Weg gerade nach Baden ein. Es iſt kaum ſo weit als Wien. Der Weg geht ſtets durch ebene Kornfelder. Anfangs ſieht man die Fiſcha zur Rechten. In weiter Ferne liegen rechts Berge in dunkeln Umriſſen, links in einem Halbzirkel. Dieſe ſind die bei Neuſtadt; jene entwickeln ſich nachher als die wohlbekannten Badener Berge. Man kömmt durch Klein-Neuſiedl, Enzersdorf, Schwedorf, einem Dorf mit einem Schloß ¾ Meile von Fiſchament. Dann geht es über die Fiſcha. Die Berge werden immer kenntlicher. Dieſe Entwickelung der unbeſtimmten Umriſſe hat für mich immer etwas ſehr angenehmes: ſie vergegenwärtigt mir die Hoffnung der Ausbildung unſerer Kenntniſſe überhaupt.

Man kömmt immer längs dem linken Ufer der Fiſcha, zu Wienerherberg, Ebergaßing, Gaumet-Neuſiedl, Möſsbrunn 2¼ Meile von Fiſchament. Hier geht der Weg nach Baden rechts an

der Kirche weg; links die Straße nach Eiſenſtadt und Neuſtadt. Es geht über Felder, wodurch der Kaltegang läuft, nach Trümau. Hier fand ich mich wieder auf einem bekannten Wege, der in einer guten Stunde nach Baden führt.

Meine erſte Sorge war, den Doctor Schenk von dem betrübten Rückfall zu unterrichten. Er gab mir die beſte Hoffnung. Noch acht Bäder an den beiden Tagen, in der Mitte zwei jeden Tag, würden mich ſo ſtärken, daß auch kein Rückfall mehr zu fürchten wäre. Wirklich iſt mir nun am zweiten Tage ſchon ganz wohl wieder. Man hofft ſo gerne; wir wollen denn ſehen.

XXX.

Baden den 20. Aug. 1804.

Jetzt hat uns der Hof verlaſſen. Die Herrſchaften waren noch den Abend vor der Abreiſe auf der Redoute. Dieſe Redoute war ungewöhnlich zahlreich; man ſah mehr Charaktermasken. Die Kaiſerin liebt dieſe Art ſehr. Sie findet Vergnügen darin, ſelbſt unter verſchiedenen Verkleidungen ſich zu verſtecken. Zuweilen gelingt es ihr, völlig unerkannt zu bleiben.

So hatte ſie noch auf der letzten Redoute als eine Ungariſche Bäurin, mit einem kleinen Handkorb, den Saal mehrere male durchwandert, ohne daß man ſie kannte. Mein Fritz, als ein Seeländiſcher Bauerjunge gekleidet, fiel ihr auf. Sie hob ihn auf und gab ihm Bonbons aus ihrem Korb. Der Knabe iſt früh gewöhnt, nie ſchüchtern zu ſeyn, ohne doch in den entgegengeſetzten

Fehler zu fallen. Er dankte ihr, nach ſeiner Art, freundlich und zutraulich. Der Mutter Auge, ſchärfer als das meinige, bemerkte, daß das der Kaiſerin gefiel. Sie ſprach etwas mit ihm. Aber in demſelben Augenblick glaubte ſie vielleicht erkannt zu werden.

Die Bäuerin verſchwand. Kurz nachher kam eine Wahrſagerin an ihre Stelle. Aber nun war ſie nicht ſo glücklich. Man erkannte ſie gleich; und um niemand zu geniren, erſchien ſie dann in einem bloßen venetianiſchen Mantel. Sie ſetzte ſich zu dem Kaiſer. Beide ſahen dem Tanz und dem geſellſchaftlichen Umhertreiben mit unverſtelltem Wohlwollen zu.

Für mich ſind dieſe Redouten die angenehmſte geſellige Unterhaltung in Baden. Sie ſind während der Kurzeit jeden Sonntag. Das Lokal iſt ſo gut, daß man nicht leicht ſehr von der Hitze leidet. Man ſieht nicht nur alte Bekannte in Baden; auch von Wien kommen immer viele Beſuche. Der Ton iſt durchaus anſtändig; keine ekelhafte, empörende Maske. Und was mich ſchon allein zu einem fleißigen Redoutengänger machen würde — die Geſellſchaft iſt ſo von ganzem Herzen froh. Dieſe Freude wirkt auf mich, wie Oberons

Horn. Wirble ich gleich nicht mit im Tanz herum, ſo werde ich doch in die Stimmung der herzlichſten Theilnahme an der Freude anderer verſetzt.

Gewiſſermaßen geht es mir eben ſo mit dem Theater.

Wir haben hier eine Geſellſchaft in dem niedrigeren komiſchen Geſchmack. Die meiſten Stücke ſind für die geringere Volksklaſſe; die Aufführung entſpricht dieſer Tendenz. Der Hauptſchauſpieler, Fenzl, iſt ein wahrer Meiſter in der Kunſt. Er hat ein ächt komiſches Talent, eine oft ſehr treffende ſatiriſche Laune. Zuweilen mag er etwas übertreiben; aber im Ganzen ſind ſeine Darſtellungen der Sitten nicht minder treu als lebhaft. Von ihm werden die anderen alle beſeelt; auch unter ihnen giebt es mehrere, die recht gut ſpielen.

Dazu kömmt eine vorzügliche Muſik, ein richtiges Koſtüm, ſehr gute, angemeſſene Decorationen, eine treffliche Maſchinerie, welche alles, was zu ihrem Reſſort gehört, eben ſo gut leiſtet, als auf den größten Theatern.

Dies zuſammengenommen, geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß mich dieſes Schauſpiel oft recht ſehr vergnügt hat. Einige Stücke haben als Sittenſchilderungen, ungefähr in dem Geſchmack,

wie die Holbergiſchen, ein vorzügliches Intereſſe. In dieſen habe ich Fenzl und die beſſeren ſeiner Mitſpieler mit dem größten Vergnügen geſehen; ſie leiſten hier von Seiten der Kunſt verhältnißmäßig eben das, was die größten Schauſpieler für Stücke im edleren Stil thun können. So z. B. die beiden Füchſe, Kilian oder der liſtige Schloſſerbub, und vor allen Dingen Thaddädl oder der dreißigjährige ABCSchütz; eine Perſiflage auf eine verwahrloſete Erziehung, die leider nur zu oft auch auf die höheren Stände paſſen mögte. Andere Stücke, die nicht in dieſe Kathegorie gehören, gewähren dennoch Unterhaltung durch ihren bürlesken Charakter. So habe ich den Fenzl in der Palmyre als den Prinz Aldaran aus Egypten gerne geſehen. Auch thut in dieſen Stücken die Muſik und die Scenerei immer das ihrige.

Und wäre ich auch geneigt, dieſen oder jenen Spas langweilig zu finden, dieſe oder jene Carrikatur-Scene zu grell geſchildert — ſo bedarf es nur eines Blicks auf die herzlich frohe Menge, um mich mit dem Spiel auszuſöhnen. Wie viel gewinnt der Lebensgenuß dabei, wenn wir unſere Forderungen nicht zu weit treiben; wenn wir das

Gute nehmen, was wir haben können, ohne ſtets das Höchſte zu begehren, was, wenigſtens für jetzt, außer unſerer Sphäre liegt.

Ohne dieſen Sinn der Genügſamkeit mögte es Fremden, die wenig Bekannte in den Oeſterreichiſchen Staaten haben, auch gar leicht hier an geſelliger Unterhaltung fehlen.

In Baden herrſcht faſt weniger noch, als in Töplitz, der Ton der allgemeinen Geſelligkeit, den man in den meiſten Bädern findet, der ſo viel zu der Annehmlichkeit des Aufenthalts für Fremde beiträgt.

Die Zahl der Ausländer iſt hier ohnehin verhältnißmäßig geringe; ich begreife kaum warum. Die Heilkraft des Waſſers muß außer allem Zweifel allen Aerzten bekannt ſeyn; ihr Rath iſt doch wohl für die Wahl des Bades vorzüglich entſcheidend. Durch die weitere Entfernung laſſen ſich Nordländer, die einmal zu einer Badereiſe ſich entſchließen, nicht abſchrecken. Auf allen Fall empfiehlt ſich Baden dagegen durch eine verhältnißmäßige Wohlfeilheit. In Rückſicht auf die Gegend, der Annehmlichkeit und Bequemlichkeit läßt der Ort gewiß nichts zu wünſchen übrig. Alſo müßte es bloß die geringere Meinung von

dem geſelligen Vergnügen ſeyn, die anderen Bädern von derſelben Kathegorie den Vorzug gäbe, ſobald der Arzt nicht für ein beſtimmtes Uebel eine Heilquelle ausſchließlich empfiehlt.

Eigentlich iſt es aber gerade der Zuſammenfluß von Ausländern, der die beſuchteſten Bäder ſo angenehm macht. Die Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe, der Anſichten, das Intereſſe, die doch immer auch bei den gebildetſten Menſchen einen Anſtrich von Lokalität annehmen, giebt der Unterhaltung mehr Leben, einen vielfacheren Reiz. Das gegenſeitige Bedürfniß erhöhet den Trieb zur Geſelligkeit, beſtärkt in der Vertragſamkeit, vermehrt die Begierde zu gefallen. So kömmt von allen Seiten mehr Stoff in die Unterredung, die Art der Mittheilung wird gefälliger. Jeder Fremdling fühlt ſich ohne den andern mehr oder weniger iſolirt; alle ſuchen ein gemeinſchaftliches Band in der Geſellſchaft. Daher die vielfachen gemeinſchaftlichen Unterhaltungen; daher der Charakter der meiſten Vergnügungen in Bädern. Was auch immer der lächerlichſte Adelſtolz vorkehren mogte, um ſelbſt hier Unterſchiede in der gebildeten Geſellſchaft zu ziehen; ganz gelang ihm ſein Beginnen nie. Manche Vergnügungen blieben

immer allen Badegäſten gemeinſchaftlich, und die hochadelige Fräulein konnte ſtets, ohne den Anſtand zu verletzen, dem raſchen jungen Kaufmann bei dem Tanz ihre Hand vorzugsweiſe vor dem ſteifen Dorfjunker geben.

Von dieſer Vielſeitigkeit der Unterhaltung entbehrt die Geſellſchaft in Baden nothwendig das meiſte, weil hier der Ausländer ſo wenige ſind. Kommen gleich Badegäſte aus allen Theilen der weitläuftigen Oeſterreichen Monarchie, ſo iſt das doch nicht ganz daſſelbe. Der Ausländer fühlt ſich immer mehr fremd, als in jenen Bädern, wo die Mehrzahl mit ihm in gleicher Lage iſt. Auch ſcheint das Lokal die großen Familien aus dem Kaiſerſtaat minder geneigt zu machen, Fremde bei ſich zu ſehen, als ſie es in ihren eigenen Häuſern ſind. An eine gewiſſe Municicenz gewöhnt, mögen ſie ungerne davon nachlaſſen, und verzichten lieber ſelbſt auf das Vergnügen neuer Bekanntſchaften, die ihnen ſonſt angenehm ſeyn würden. Wie viel doch dazu gehören muß, um es nicht allein zu erkennen, ſondern auch zu bekennen, daß dem Fremden die geſellige Unterhaltung das Wichtigſte iſt; daß er in einer angenehmen Geſellſchaft gewiß nicht berechnet, ob ihm

alle Delicateſſen der Jahrszeit, alle ausgeſuchte Weine des Landes vorgeſetzt ſind. Dieſe Art der Verläugnung, wenn ich ſo ſagen darf, habe ich faſt nirgends in einem gewiſſen Grade gefunden, als in der Schweiz; und nirgends fand ich mich ſelbſt ſo bald über die beſchwerlichen Approchen einer erſten Bekanntſchaft weggeſetzt, als dort. Seitdem ward es mir auch feſte Regel, einen Fremden, der mich intereſſirt, an meinen Wohnort nie darauf warten zu laſſen, bis ich ihm ein Diner nach allen Formen der Convenienz veranſtalten kann, ſondern ihn wenigſtens vorläufig mit minderen Umſtänden bei mir einzuführen.

Ein anderer Wunſch, den ich, als Fremder, an den geſelligen Ton in Baden thun mögte, wäre, daß es außer den Redouten gemeinſchaftliche Zuſammenkünfte gäbe; daß man zuſammen ſpeiſete, in größeren Geſellſchaften Luſtparthieen machte. Das iſt aber einmal nicht Sitte.

Wenn Sie Vormittags gebadet haben, gehen Sie um eilf Uhr in den Thereſiengarten. Dort finden Sie alle ſchöne Welt verſammelt. Meiſtens in dem großen Gange und in dem Kiosk. Sie ſehen, werden geſehen, ſprechen mit Ihren Bekannten. Nicht leicht wird die Unterhaltung

in einem gewiſſen Sinn allgemein. Knüpfen Sie auch eine neue Bekanntſchaft an, ſo bleiben Sie doch gewöhnlich bei den erſten Komplimenten ſtehen.

Sie ſpeiſen in Ihrem Zimmer. Nachmittags machen Sie irgend eine Parthie auf das Land; aber Sie ſind immer nur auf die Geſellſchaft eingeſchränkt, die Sie mitbringen. Treffen Sie gerade an dem Ort, den Sie gewählt haben, Bekannte: ſo iſt alles ſchon in kleine Cotterien vertheilt, die jede Vergrößerung der Geſellſchaft ausſchließen.

Des Sonntags, inſonderheit Mittags, ſpeiſen Sie in einer großen Geſellſchaft, oft von hundert Perſonen, in dem Caſſino, oder dem Sallon, oder der Krone — aber jede kleinere Geſellſchaft macht ein Ganzes für ſich.

Am Sonntage kömmt gewöhnlich eine große Menge Beſuchender von Wien. Dieſe miſchen ſich dann unter die Badegäſte; und ich glaube, ihnen allein verdanken wir es noch, daß ſich auf einen Punkt ſo viele verſammeln. Aber auch ſie theilen ſich wieder in die Zirkel ihrer Bekannten. Nur dieſe vergrößern ſie; die allgemeine Unterhaltung gewinnt immer noch wenig dabei.

Man hat mir einige Häuſer genannt, die viele Geſellſchaft ſehen. Ich kann nicht darüber urtheilen; ich hatte gerade keine Addreſſen an ſie. Die Baronin von Eichlburg würden wir beſucht haben; aber ſie iſt leider jetzt nicht in Baden. Jedermann bezeugt, daß die Geſellſchaft viel dadurch verliert.

Indeß müſſen Sie meine frommen Wünſche für die allgemeinere Geſelligkeit in Baden, mehr auf Rechnung meiner kosmopolitiſchen Geſinnungen ſchreiben, als auf den Eigennutz. Wir haben durch die Güte unſerer Freunde in Wien kaum gemerkt, daß wir Ausländer wären; wir fanden uns ſtets wie zu Hauſe. Sehr oft hatten wir Beſuche aus Wien; ſehr oft machten wir Partheien in ihrer Geſellſchaft auf das Land. Auch haben wir hier einige ſehr intereſſante Bekanntſchaften gemacht. Unter ihnen ſetze ich die Frau von Eibenberg oben an. In der letzten Hälfte unſeres Hierſeyns haben wir mit ihr in einem Hauſe gewohnt. Ich mußte die Zimmer in der ſchönen Königin verlaſſen, als ſich meine Kur verlängerte, weil ſie nur auf beſtimmte Wochen gemiethet waren. Wir waren aber ſo glücklich, eine ſehr ſchöne Wohnung wieder zu

finden, in dem Hauſe des Grafen Athems am Markt, gerade vor dem Park um dem Calvarienberg. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich mich dieſer Ausſicht gefreuet habe, und der freieren Luft. Auch trug die unmittelbare Nachbarſchaft der Frau von Eibenberg viel zur Annehmlichkeit der neuen Wohnung bei. Wir ſahen ſie ſehr oft, und ſahen bei ihr viele Fremde aus Wien. Zu dieſen gehört auch Herr von Genz, den man als Schriftſteller ſehr ſchätzen muß, wenn man auch nicht ſeinen Anſichten immer beiſtimmt. Sein Umgang iſt geiſtreich und lebhaft; ich habe manche angenehme Stunde mit ihm zugebracht.

Uebrigens iſt der Ton der Geſellſchaft an ſich ſo fein und verbindlich, daß Baden hierin ſicher die Vergleichung mit jedem andern Badeort aushalten kann. Im Gegentheil bemerkt man hier durchaus nichts von jenen Abſonderungen, die man doch noch hie und da zuweilen verſucht, dem Geiſt unſeres Zeitalters und aller ächten Humanität zum Schimpf und Trotz.

XXXI.

Baden den 4. Sept. 1804.

Während ich hier geweſen bin, mein theurer Freund, haben ſich die politiſchen Conjuncturen ſchon wieder getrübt. Sie kennen mein Syſtem; Sie wiſſen, wie ſehr ich Frieden wünſche, allgemeinen Frieden und wenigſtens Continental-Frieden. Denken Sie denn, wie es mich kümmert, daß nach einem kurzen Sonnenſchein ſchon wieder die ſchwarzen Wolken aufſteigen, die uns vielleicht binnen Jahr und Tag ein neues Ungewitter bringen.

Zwar habe ich ſelbſt die der Etikette gebührende lebhafte Theilnahme bezeugt, an die Beilegung des erblichen Kaiſertitels; aber mit welchem Herzen!

Ich ſehe nichts anders darin, als die Gewißheit der Auflöſung des deutſchen Reichs. Sind gleich die Reſte unſerer Verfaſſung durch den De-

putationsreceß noch bruchfälliger geworden, ſo hat doch ſelbſt der Schatten des alten ehrwürdigen Reichs noch einigen Werth. So lange nur noch etwas von dem alten Gebäude übrig iſt, können wenigſtens keine neue, bedenklichere Formen an die Stelle treten. Freilich hatte ich nur eine ſchwache Hoffnung, das Gebäude durch eine Hauptverbeſſerung hergeſtellt zu ſehen; freilich hielt ich die Exiſtenz des Reichs ſeit dem Receß nur für höchſt prekär. Allein in einem ſolchen Verhältniß iſt die Gewißheit des Gegentheils doch immer ſchlimmer. Und dieſe ſcheint mir die erbliche Kaiſerwürde in dem Oeſterreichiſchen Hauſe zu ſeyn.

Welchen Beweggrund könnte der Kaiſer dazu gehabt haben, als daß er den völligen Umſturz der deutſchen Reichsverfaſſung für unvermeidlich hielt? Unſere Politiker ſagen, der gewählte Römiſch-Deutſche Kaiſer würde dem erblichen Kaiſer in Frankreich nachſtehen. Eitler Vorwand! Wem iſt es noch eingefallen, den doch gewiß noch mächtigeren Ruſſiſchen Kaiſer dem Range nach dem Römiſchen vorzuziehen? In wie weit hier ein Rang ſtatt findet, gab im Gegentheil die allgemeine Meinung, geſtützt auf den Gebrauch

von Jahrhunderten, den Römiſchen Kaiſer den Vorzug vor den jüngeren. So will es auch die bisherige Uſanz unter den Königen. Alſo hätte der Kaiſer kaum an einen neuen Glanz für ſein Haus gedacht, wenn er ſicher geweſen wäre, die Römiſche Kaiſerwürde zu behalten. Das konnte er ſeyn, ſo lange die alte Reichsverfaſſung beſtand. Vor dem Deputationsreceß wäre ſicher kein anderer Fürſt, als ein Erzherzog von Oeſterreich zum Kaiſer gewählt; günſtige Conjuncturen hätten die Würde wohl gar zu dieſem Hauſe erblich gegeben. Allein nach den letzten weſentlichen Abänderungen war die Hoffnung allerdings ſchwächer. Der Erfolg zeigt, daß der Kaiſer ſie aufgiebt.

Darum knüpfte er die Anerkennung des Franzöſiſchen Kaiſertitels an die Bedingung der Parität. Sie iſt ohne Bedenken von Napoleon zugeſtanden. Wie hat ſich doch hierin die Lage Europens verändert. Noch vor hundert Jahren — was koſtete da nicht die Anerkennung des Ruſſiſchen Kaiſer-Titels, des Preußiſchen Königs-Titels!

Es war am 11ten Auguſt, daß die Annehmung des neuen Titels feierlich bekannt gemacht

ward. Am Tage zuvor hielt der Kaiſer der Form wegen eine außerordentliche Staatsconferenz. Seine beiden älteſten Brüder, die Staatsminiſter, die Chefs der höchſten Collegien waren zugegen. Er erklärte darin ſeinen Beſchluß, dem Hauſe Oeſterreich, nach dem Beiſpiel Rußlands und Frankreichs, den Kaiſertitel beizulegen.

Darauf erſchien am 14ten die pragmatiſche Verordnung. Der Kaiſer erklärte: „obſchon er „durch die göttliche Fürſehung und die Wahl der „Churfürſten des Römiſchen Reichs, zu einer „Würde gelangt ſey, welche ihm für ſeine Perſon „keinen Zuwachs an Titel und Anſehen zu wün„ſchen übrig laſſe, er dennoch als Regent des „Hauſes und der Monarchie von Oeſterreich, „ſeine Sorgfalt darauf richten müſſe, daß jene „vollkommne Gleichheit des Titels und der erbli„chen Würde mit den vorzüglichſten Europäiſchen „Regenten und Mächten aufrecht erhalten und „behauptet werde; eine Gleichheit, welche den „Souveränen Oeſterreichs, ſowohl in Hinſicht des „uralten Glanzes ihres Erzhauſes, als vermöge „der Größe und Bevölkerung ihrer, ſo beträcht„lichen Königreiche und unabhängige Fürſtenthü„mer in ſich faſſenden Staaten gebühre, und

„durch die völkerrechtliche Ausübung und Trak-
„taten geſichert ſey. In Gemäßheit deſſen habe „er beſchloſſen, für ſich und ſeine Nachfolger in „dem unzertrennlichen Beſitz ſeiner un-
„abhängigen Königreiche und Staaten „den Titel und die Würde eines erblichen „Kaiſers von Oeſterreich anzunehmen und „feſtzuſetzen: daß ſeine ſämmtliche Königreiche, „Fürſtenthümer und Provinzen ihre bisherigen „Titel, Verfaſſungen, Vorrechte und Verhält-
„niſſe fernerhin unverändert behalten ſollten.“

Ferner ward beſtimmt, dieſer Titel ſollte dem Geſammt-Titel des Kaiſers, unmittelbar nach dem eines erwählten Römiſchen Kaiſers einverleibt werden. Seinen Deſcendenten beiderlei Geſchlechts, ſo wie auch die Deſcendenten ſeiner Nachfolger ſollte der Titel: Kaiſerlich-Königliche Prinzen und Prinzeſſinnen und Kaiſerlich-Königliche Hoheiten beigelegt werden.

Nun wird dies den ſämmtlichen Höfen und Staaten bekannt gemacht. Es iſt nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen, daß nirgends Schwierigkeiten entſtehen, da Frankreich vorher zugeſtimmt hat. Das Deutſche Reich ſoll noch

inſonderheit die Verſicherung erhalten, daß dieſe neue erbliche Würde nichts in den Verhältniſſen ändert, worin die Deutſchen Erbſtaaten des Kaiſers und Königs bisher zu dem Römiſchen Reich ſtanden.

Damit hat es nun gute Wege. Sie werden ſchwerlich lange beſtehen, dieſe Verhältniſſe. Und dennoch glaube ich nicht, daß die völlige Auflöſung des Reichs erfolgt, ehe noch ein Kampf vorhergegangen iſt.

Diesmal ſcheint er ſich von Rußland aus zu entſpinnen.

Die Eintracht der beiden Kaiſerhöfe iſt nicht von langer Dauer geweſen. Kaum war der Deputationsreceß durch beider Mächte Uebereinſtimmung vollendet, als ſchon Kaltſinn zwiſchen ihnen entſtand. Man ſagt, das Engliſche Syſtem habe wieder in dem Petersburger Cabinet die Oberhand gewonnen. Die Franzöſiſche Parthei beſchuldigt den Ruſſiſchen Geſandten in Frankreich, den Grafen Markoff, aus perſönlicher Empfindlichkeit einen Bruch eingeleitet zu haben. Daß die Berichte der Geſandten auf freie Beſchlüſſe eines Cabinets großen Einfluß haben, iſt allerdings wahr. Sie müſſen es auch, wenn der

Geſandte perſönlich fähig iſt, und andere ſollte man ja nicht wählen. Ob nun die Vorſtellungen des Grafen Markoff den Ruſſiſchen Hof dem Kaiſer Napoleon abgeneigt machten, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Aber das wage ich zu behaupten, daß perſönliche Empfindlichkeit ihn nicht dabei leitete. Ich habe den Grafen Markoff auf meiner Rückreiſe von Raſtadt kennen lernen. Er iſt ein Mann von Geiſt und Kenntniß. Der Stolz, den man ihm vorwirft, iſt, ich geſtehe es frei, von der Art, die ich, an Geſandten zumal, ſehr liebe. Er fühlt für die Würde ſeines Monarchen, für die Selbſtſtändigkeit des Staats. Eine Empfindlichkeit, die aus dieſen Gefühlen entſpringt, verdient keinen Tadel. Nur zu oft vergeben die Geſandten ihrem Hofe durch unzeitige, übertriebene Biegſamkeit. Das Intereſſe des Staats wird ſicher beſſer gehandhabt durch einen Repräſentanten, der ſich das gehörige Gewicht zu geben weiß. Wie viele Beiſpiele habe ich davon nicht ſelbſt in Raſtadt geſehen, wo doch die Parthie ſo ungleich war, wie möglich. Gerade die unterthänigſten, ſchmeichelndſten Abgeordneten wurden von den Franzöſiſchen Miniſtern am ſchnödeſten behandelt. Wer auch perſönlich die Würde

des Abſenders behauptete, kam ſtets beſſer weg, ſelbſt ohne Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe.

Hat alſo der Graf Markoff wirklich ſeinen Hof erbittert, wie die Franzoſen ſagen, ſo that er es nach ſeiner beſten Ueberzeugung von dem Intereſſe des Staats. Er that es, weil er ſeinen Monarchen gekränkt glaubte, weil er Einleitungen bemerkte, die den behaupteten Verhältniſſen zuwider waren.

Aber bald genug trat auch ein Ereigniß ein, was den Ruſſiſchen Kaiſer bewegt hätte, ohne Rückſicht auf unmittelbare Beziehungen.

Es war die Verletzung des Hoheitsrechts eines Deutſchen Fürſten durch die Wegführung des Herzogs von Enghien.

Bisher hatte man von beiden Seiten noch zurückgehalten. Der Graf Markoff hatte in Paris Kränkungen erfahren, die ihn bewegen mußten, um ſeine Zurückberufung anzuhalten. Sein Kaiſer belohnte ihn durch den St. Andreas-Orden. Mit dieſem Beweiſe des Beifalls des Monarchen geſchmückt, erſchien er am 27. Nov. 1803 vor Buonaparte, als er erklärte, er habe aus perſönlichen Gründen um ſeine Zurückberufung gebe-

ten. Er verlies Paris und erhielt in Petersburg ein Belobungsſchreiben und eine Penſion von 12000 Rubel, bis ſich ein anderer angemeſſener Poſten fände. Seine Stelle in Paris blieb unbeſetzt; der Franzöſiſche Geſandte blieb noch in Petersburg.

So ſtanden die Sachen, als man in Petersburg die Hinrichtung des Herzogs von Enghien erfuhr.

Gleich in der erſten Bewegung legte der Hof die Trauer an. Rußland, das jetzt doppelte Rechte erworben hatte, ſeine Guarantie der deutſchen Verfaſſung geltend zu machen, glaubte zu dieſem Vorfall nicht ſchweigen zu dürfen.

Der Kaiſer proteſtirte durch ſeinen Miniſter-Reſidenten zu Regensburg am erſten Mai feierlich gegen das Verfahren des erſten Conſuls. Er erklärte, daß er überzeugt ſey, der Reichstag ſowohl als das Oberhaupt des Reichs würden ihre Bemühungen mit den ſeinigen verbinden, die Franzöſiſche Regierung zu einer Genugthuung zu bewegen.

Dieſen Schritt ließ er zugleich durch ſeinen Geſchäftsträger in Paris, den Herrn von Dubril, offiziel anzeigen. Die Begebenheit zu

Ettenheim ſey ein mit den Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit nicht zu vereinigender Eingriff. Der erſte Conſul werde ſich, wie der Kaiſer zuverläſſig erwarte, beeilen, den billigen Reclamationen der Deutſchen Reichsverſammlung Gehör zu geben, und alle Regierungen wegen der Beſorgniſſe beruhigen, die er ihnen verurſacht habe.

Die Reclamationen erfolgten nicht.

Der Reichsſtand, der vor allen am meiſten gekränkt war, der Churfürſt von Baden erklärte, von den Geſinnungen der Franzöſiſchen Regierung vollkommen unterrichtet, am 2. Jul. ſeinen Wunſch, daß die bei der allgemeinen Reichsverſammlung gemachten Eröffnungen und Anträge keine weitern Folgen haben mögten, um die Beſorgniß zu beſeitigen, daß Ruhe und Wohlfarth des Deutſchen Reichs, ja vielleicht des ganzen Europa, dadurch abermals mögten erſchüttert werden. Weder Oeſterreich noch Preußen fanden es angemeſſen, jetzt in die Abſichten des Ruſſiſchen Hofes einzutreten. Der Churböhmiſche und der Churbrandenburgiſche Geſandte ſtimmten alſo jener Aeußerung vollkommen bei. Unter den übrigen Reichsſtänden ließ ſich nicht

einer mit einer Reclamation vernehmen. So verſchieden ſind nach den Umſtänden die Aeußerungen des politiſchen Gewiſſens. Nur der König von Schweden allein, glaubte auch hier mehr ſeiner perſönlichen Empfindung folgen zu dürfen, als dem, was des Landes Intereſſe zu gebieten ſchien. Er ließ darauf antragen, man ſolle Frankreich bewegen, genügende Aufſchlüſſe und für die Zukunft befriedigende, Kaiſer und Reich ſicher ſtellende Verſicherungen zu geben.

Die offiziellen Erklärungen und Aeußerungen, die dieſe Schritte in Frankreich veranlaßten, ſind ein abermaliges Phänomen in der Diplomatik unſerer Tage. Wie ſehr wir auch ſchon an durchaus neue Darſtellungsarten gewöhnt ſeyn mögen, ſo iſt es doch auffallend, auf eine ſolche Weiſe Individualitäten mit den Rückſichten der Staaten auf das genaueſte verwebt zu ſehen. Der größte Regent bleibt Menſch auch auf dem Thron. Es hält dem wohlgeſinnten Staatsmann ſchwer, welchem Lande er auch angehöre, und welchem politiſchen Syſtem, ſeinen tiefen Schmerz zu verbergen, wenn Leidenſchaften des Einzelnen gereizt werden, die den Untergang von hunderttauſenden, das Elend von Millionen, hervorrufen. Die

Franzöſiſche Revolution hat es offenbar bewieſen, daß es nur politiſche Chimäre ſey, an die Möglichkeit der Entſcheidung über Krieg und Frieden durch den freien Willen der Repräſentanten des Volks zu glauben. Sind es alſo nur Einzelne Menſchen, Regenten oder leitende Miniſter, in deren Hand das Leben der Krieger gegeben iſt, und das Wohl aller derer, auf die der Krieg unmittelbar wirkt, wehe dann dem, der den Regenten in dem Menſchen ſo beleidigt, daß er nicht mehr unbefangen überlegen kann. Wer in einer ſolchen Stimmung nicht für den Krieg ſich entſcheidet, der muß mehr als menſchliche Tugend beſitzen. Selbſt wenn die eiſerne Nothwendigkeit für den Augenblick noch den Ausbruch des Vulkans zurückhält; ſo wird er einſt deſto fürchterlicher, je länger das Feuer im Innern wüthet.

Iſt es nur ein menſchenfreundlicher Traum, mein Freund, wenn ich mir ſo viel von einem ſorgfältigeren Unterricht der Fürſtenſöhne verſpreche? oder ſollte ich wirklich Recht haben, daß die detaillirte Darſtellung großer Scenen der Staatsgeſchichte, aus dieſem Geſichtspunkt gegeben, aber mündlich, aber in dem Geiſt unſers Müllers, einen großen Eindruck machen müſſe,

auf das noch weiche Herz, den noch unbefangenen Sinn des Jünglings, der einſt über Millionen herrſchen ſoll? wäre es denn nicht möglich, das Gefühl der unabſehbaren Folgen ſolcher Schritte ſo tief zu gründen, daß es, faſt unbewußt, faſt unwillkührlich, hervorbricht, wenn die Stunde der Verſuchung kömmt? daß der ſo gebildete Kronprinz auf dem Thron der erſten Aufwallung widerſtehen ſollte, weil er ihre fernen Wirkungen ahndet? daß er ſelbſt dem verdienteſten, ihm theuerſten Miniſter eine Stelle ſtriche, die dieſem im Feuer der Begeiſterung vielleicht entſchlüpfte, ohne daß er erwog, welche Wunden ſie ſchlagen wird?

Mögte doch nicht die Sprache in jenen Erklärungen einen neuen Beleg zu dieſer niederſchlagenden Bemerkung hervorbringen. Ich geſtehe Ihnen, ich ahnde nichts Gutes. Bricht das Ungewitter ſchon nicht gleich los, ſo werden doch ſchreckliche Folgen aus der gewaltigen Spannung hervorgehen. Es iſt freilich möglich, daß die Verhältniſſe der Politik, auch bei einer gemäßigteren Sprache, dennoch dieſelbe Wirkung hervorgebracht hätten; aber wenn die Goldwage noch

im Gleichgewicht ſteht, wollen Sie den Strohhalm hineinlegen, der ſie ſinken macht?

Hineingelegt ſcheint er mir jetzt. Welcher von beiden Theilen es gethan habe, überlaſſe ich Ihrer Beurtheilung.

Die Ruſſiſche Note beantwortete Talleyrand ſchon am 16. Mai.

„Mit Bedauern ſieht der erſte Conſul, daß „der Einfluß der Feinde Frankreichs in dem Ca„binet von St. Petersburg das Uebergewicht er„hält, und das gute Vernehmen beider Staaten „compromittirt.“

„Der Deutſche Kaiſer und der König von „Preußen, Mächte, welche bei dem Schickſal des „Deutſchen Reichs ganz vorzüglich intereſſirt ſind, „haben begriffen, daß die Franzöſiſche Regierung „durch den Drang der Umſtände hinlänglich autho„riſirt war, zwei Lieues von der Grenze rebelliſche „Franzoſen aufheben zu laſſen, die gegen ihr Vater„land conſpirirt hatten. Sind die Deutſchen Fürſten „es zufrieden, ſo hat der erſte Conſul dem Kaiſer „von Rußland nichts über einen Gegenſtand zu ſa„gen, der auf keine Weiſe in ſein Intereſſe eingreift.“

„Geht des Kaiſers Abſicht dahin, eine neue „Coalition in Europa zu bilden und den Krieg

„zu erneuern; was bedarf es dazu eines leeren „Vorwands? So ſchmerzlich eine Erneuerung „der Feindſeligkeiten dem erſten Conſul ſeyn wird, „ſo kennt er doch auf Erden niemand, der im „Stande wäre, Frankreich in Furcht zu ſetzen.“

„Auch frägt es ſich, wodurch die Unabhän„gigkeit der Europäiſchen Staaten mehr geſchadet „wird, durch die Ettenheimer Expedition, oder „dadurch, daß Rußland zu Dresden, Rom und „Paris Complottmacher in ſeinen Schutz nimmt, „daß ſeine Miniſter, geborene Unterthanen des „Landes, in welchem ſie reſidiren, unter den „Schutz des Völkerrechts fallen? Im Lüneviller „Frieden haben Deutſchland und Frankreich ſich „gegenſeitig verſprochen, niemand einen Zufluchts„ort zu geben, durch den die gegenſeitige Ruhe „geſtört werden könnte. Dieſem Verſprechen ge„mäß durften die Franzöſiſchen Ausgewanderten „im Badenſchen, in Freiburg, in Dresden, im „Deutſchen Reich nicht geduldet werden. Doch „eben dieſer Umſtand zeigt, wie wenig das Be„tragen Rußlands ſo beſchaffen war, wie es ſich „gebührte. Frankreich verlangt die Entfernung „der Ausgewanderten, während eines Krieges „zwiſchen Frankreich und England, aus den Län=

„dern, wo ſie ſich durch ihre Intriguen gegen „Frankreich allgemein bekannt gemacht haben; und „Rußland beſteht darauf, ſie dort zu behalten. „Die Beſchwerde, die es darüber erhebt, führt „auf die Frage: ob man nicht, als England auf „die Ermordung Pauls des Erſten geſonnen, „wenn man Nachricht gehabt hätte, daß ſich „die Urheber dieſes Complotts eine Meile von der „Grenze befänden, eifrigſt würde geſucht haben, „ſie verhaften zu laſſen?“

„Indeſſen lebt der erſte Conſul der Hoffnung, „der Kaiſer werde früh oder ſpät wahrnehmen, „daß es Leute giebt, welche jedes Mittel anwen„den, Frankreich zu reizen, und das Kriegsfeuer „zwiſchen Frankreich und Rußland zu entzünden. „Nach dem Willen des erſten Conſuls wird die„ſer Krieg nie ſtatt haben. Wird er ihm erklärt, „ſo wird er ihn der Herabwürdigung Frankreichs „vorziehen. So wie er auf keinen überwiegenden „Einfluß in das Ruſſiſche Cabinet Anſpruch „macht, ſo fordert er auch in dieſem Punkt ein „völlig gleiches Verhalten von Rußland.“

Der Ruſſiſche Geſchäftsträger erklärte darauf in dem Eingang ſeiner Note vom 21. Julius: Sein Hof habe ihm ſein Mißfallen darüber zu

erkennen gegeben, daß er eine Schrift angenommen, die ſeinen vorhergegangenen Mittheilungen ſo wenig entſpreche, und nicht ſo beſchaffen ſey, daß ſie hätte können an den Kaiſer gerichtet werden.

„Es iſt den Grundſätzen der Gerechtigkeit zu„wider, wenn Frankreich ſich befugt hält, Per„ſonen, die aus ihrem Vaterlande verbannt ſind, „in allen Ländern zu verfolgen, und fremden „Mächten die Art und Weiſe vorzuſchreiben, wie „ſie die ehemaligen Ausgewanderten behandeln „oder anſtellen ſollen. Der Kaiſer hat nie Com„plottmacher in ſeinen Schutz genommen. Da„für bürgt ſein von ganz Europa anerkannter „Charakter; davon iſt ſelbſt die Franzöſiſche Re„gierung überzeugt.“

„Uebrigens kann der Kaiſer die Entſcheidung „der Frage, wer von beiden Theilen die Unab„hängigkeit Europa's am meiſten bedrohe, dem „Urtheil aller Völker ruhig überlaſſen, ſelbſt dem „Urtheil des Cabinets von St. Cloud. Er hat „nie unabhängige Staaten weder zur Entſagung „noch zur Erkaufung ihrer Neutralität gezwun„gen. Niemand wird behaupten, daß Rußland „ſich in Frankreichs innere Angelegenheiten ge-

„miſcht habe, weil es gegen eine offenbare Ver-
„letzung des Völkerrechts auf dem Gebiet des
„Deutſchen Reichs proteſtirt. Nach dem Trac-
„tat von Lüneville hätte die Franzöſiſche Regie-
„rung von den Deutſchen Reichsfürſten höchſtens
„die Auslieferung oder Entfernung ſolcher Aus-
„gewanderten fordern können, gegen welche au-
„thentiſche Beweiſe exiſtirt hätten.“

„Um ihre irrigen Grundſätze zu behaupten,
„hat ſich die Franzöſiſche Regierung von allem
„entfernt, was Anſtand und Rückſichten heiſchen,
„indem ſie nicht nur den zartfühlenden Sohn an
„den Tod des Vaters erinnert, ſondern auch in
„offiziellen Aktenſtücken, gegen alle Wahrheit und
„Glaubwürdigkeit, grauſame Beſchuldigungen
„gegen eine andere Regierung erhebt, die ſie nicht
„aufhört zu verläumden, weil ſie mit ihr im
„Kriege begriffen iſt.“

„Uebrigens iſt der Kaiſer über allen Groll er-
„haben. Ihm liegt nur Europa's Wohl und
„Ruhe am Herzen. Er nimmt daher auch keinen
„Anſtand, noch einen letzten Verſuch zu machen,
„die freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frankreich
„wieder herzuſtellen.“

„Rußland hat weder Luſt Krieg zu führen, „noch Vortheil davon zu erwarten. Weil es „aber die neuen Umgriffe, die ſich Frankreich um „die Wette erlaubt, nicht mit gleichgültigkeit an„ſehen kann, ſo fordert es: 1) daß die Franzö„ſiſche Regierung ihre Truppen aus dem König„reich Neapel zurückziehe, und ſich verbindlich „mache, deſſen Neutralität während dieſes Krieges „zu reſpectiren; 2) daß ſie ſich verpflichte, die „Italiäniſchen Angelegenheiten gemeinſchaftlich mit „Rußland auf einer ſicheren und feſten Grund„lage definitiv zu beſtimmen; 3) daß ſie den „König von Sardinien entſchädige, gemäß ihrer „ſo oft wiederholten Verſprechungen; 4) in „Rückſicht der gemeinſchaftlichen Vermittelung „und Guarantie das ganze nördliche Deutſchland „ſogleich räume, und die Neutralität des Deut„ſchen Reichs ſtrenge reſpectire. Nur dann, „wenn dieſe Punkte zugeſtanden würden, könnte „der Geſchäftsträger ſeinen Aufenthalt in Paris „verlängern.“

Frankreich konnte die geheimen Verſprechungen nicht läugnen, auf die Rußland ſich bezog; aber die Umſtände geſtatteten jetzt nicht ihre Er-

füllung, wenn auch ſonſt zwiſchen beiden Regierungen kein Mißverſtändniß eingetreten wäre.

„Wenn das St. Petersburger Cabinet ſich „berechtigt glaubt,“ erwiederte Talleyrand am 28. Jul. „auf einen geheimen Vertrag Reclamationen zu gründen, ſo iſt Frankreich eben ſo befugt, die Erfüllung des dritten Artikels dieſes „geheimen Vertrags zu fordern. In dieſem haben beide contrahirende Theile ſich verbindlich „gemacht, ſo viel in ihrer Macht ſteht, zu der „Ruhe ihrer Regierungen gegenſeitig mitzuwirken, „und nicht zu dulden, daß ihre Unterthanen, unmittelbar oder mittelbar, Verbindungen mit den „Feinden ihrer Staaten unterhielten; auch nicht „ſolche Perſonen in ihren Schutz zu nehmen, „wenn ſie aus dem Staat fortgeſchafft würden, „in welchem ſie, während ihres Aufenthalts, dergleichen Frevel gegen die Sicherheit deſſelben „unternommen hätten.“

„Hiernach konnte Frankreich nicht erwarten, „daß Rußland Franzöſiſche Ausgewanderte in „ſeinen Schutz nähme, und durch Anſtellung bei „Frankreichs nachbarlichen Mächten in die Lage „brächte, ſich ihrer feindſeligen Stimmung gegen „Frankreich völlig zu überlaſſen. Noch weit

„weniger aber konnte es erwarten, daß der Ruſ-
„ſiſche Miniſter in Frankreich, Graf Markoff,
„der eigentliche Urheber der Uneinigkeit und Kälte
„beider Mächte, während ſeines Aufenthalts in
„Paris beſtändig befliſſen ſeyn würde, zu allen
„Arten von Intriguen gegen die Regierung auf-
„zumuntern, ſo daß er ſogar Franzöſiſche Aus-
„gewanderte und andere Agenten in ſeinem Solde,
„durch ſeine offiziellen Noten unter den Schutz
„des Völkerrechts ſetzte. Und welch ein Beweis
„von wahrer politiſcher Freundſchaft, wenn der
„Ruſſiſche Hof die Trauer um einen Menſchen
„anlegte, der von Franzöſiſchen Tribunalen ver-
„urtheilt war, Entwürfe gegen die Sicherheit der
„Franzöſiſchen Regierung geſchmiedet zu haben.“

„Doch die geheime Convention giebt Frank-
„reich noch andere Veranlaſſungen zu Reclama-
„tionen gegen Rußland.“

„Der neunte Artikel enthält die Uebereinkunft,
„daß die Unabhängigkeit der Republik der ſieben
„Inſeln anerkannt, und alle fremden Truppen
„aus derſelben entfernt werden ſollen. Gleich-
„wohl unterhält Rußland dort fortwährend
„Truppen.“

„Endlich hat ſich Rußland im eilften Artikel „mit Frankreich verbunden, zur Befeſtigung des „allgemeinen Friedens, und zur Herſtellung eines „gerechten Gleichgewichts in den vier Theilen der „Welt, und zur Sicherung der Freiheit der „Meere. Gleichwohl zeigt es ſich partheiiſch für „England und wird vielleicht der erſte Gehülfe „ſeines Ehrgeizes.“

„Von Frankreich verlangt das St. Peters„burger Cabinet ſtrenge Erfüllung der Vertrags„punkte, die ihm zur Laſt fallen, ohne ſeinerſeits „Sicherheit geben zu wollen, für die Erfüllung „derjenigen, die zu Frankreichs Vortheil ſind. „Das heißt verfahren wie ein Sieger mit dem „Beſiegten. Dazu giebt die Geſchichte der dem „Frieden zunächſt vorhergehenden Jahren Ruß„land nicht mehr Recht, als irgend einer andern „Macht. Der Kaiſer von Frankreich wünſcht den „Frieden auf dem feſten Lande; aber mit der „Hülfe Gottes und ſeiner Armee iſt er in dem „Fall, niemand fürchten zu dürfen.“

Auf dieſe Antwort hat der Ruſſiſche Geſchäftsträger ſogleich Befehl erhalten, abzureiſen. Noch vorher hat er eine Note übergeben, um das Verfahren Rußlands in Anſehung der Republik der

ſieben Inſeln zu rechtfertigen. In dieſem Augenblick muß er Paris bereits verlaſſen haben.

Gegen Schweden iſt keine directe Erklärung erſchienen. Aber die Note des Königs begleitet das Franzöſiſche Amtsblatt mit einer ſcharfen Apoſtrophe.

„Wie! während Polen unter Ihren Augen „getheilt ward; während das geſchwächte Otto„mannische Reich nur exiſtirt, in ſo fern die an „Ihre Staaten grenzenden Mächte es erlauben; „während Frankreich, wenn es den Schiffen Ih„rer Nazion ſeine Häfen verſchlöſſe, Ihrem Han„del weſentlich ſchaden könnte, finden Sie ein „Vergnügen darin, Frankreich zu beleidigen, ohne „irgend eine Aufreizung, ohne irgend einen Be„wegungsgrund? Und mit welchem Recht, in „welcher Abſicht reizen Sie das Deutſche Reich „gegen Frankreich auf?“

„Als ſich Deutſchland durch Schwedens Auf„wiegelungen in einen unglücksvollen Krieg ver„wickelt ſah, da waren Sie der Erſte, der ſeinen „Frieden machte, und einen Botſchafter nach „Paris ſandte. Während der ganzen Dauer die„ſer Kriſe hat das Deutſche Reich nichts von „Ihnen gehört; aber kaum war der Friede ge-

„ſchloſſen, ſo eilten Sie, ihm Zeichen Ihres „Daſeyns zu geben.“

„Jetzt verlangen Sie, dem Erzherzog Carl „ſolle eine Denkſäule errichtet werden. Dieſer „Prinz hat Ruhm erworben, und wenn Deutſch„land Achtung für ihn fühlt, ſo hat Frankreich „dieſe Empfindung zuerſt getheilt. Aber hat er „dieſe Achtung mit Ihren Truppen erworben? „Wenn Sie Reichsſtand ſind, warum ſind Sie „denn dem Reich nicht mit Ihren Armeen zu Hülfe „gezogen?“

„Wenn Sie einer von den Guarants des „Weſtphäliſchen Friedens ſind, warum haben „Sie denn Ihren Frieden geſchloſſen, ehe das „Deutſche Reich den ſeinigen ſchloß? Wie kömmt „es, daß Sie allein nicht fühlen, wie ſehr die „Schritte, die Sie zu Regensburg thaten, ſelbſt „für das Deutſche Reich beleidigend ſind?“

„Während Sie Ihre Städte verkaufen, wol„len Sie ein phantaſtiſches Intereſſe in Deutſch„land verfechten. Während Sie zu Baden Gaſt„freundſchaft genießen, beleidigen Sie Ihren „Schwiegervater; es iſt während Ihres ganzen „Aufenthalts in Carlsruhe kein Zeitraum vorüber

„gegangen ohne gerechte Urſache zu klagen für „dieſen Fürſten.“

„Sie ſind noch jung. Wenn Sie einmal das „Alter der Reife erlangen und dann die Noten „leſen, die Sie jetzt auf der Poſtſtraße aus dem „Stegreif machen, ſo werden Sie gewiß bereuen, „nicht den Rathſchlägen Ihrer erfahrnen und „treuen Miniſtern gefolgt zu ſeyn. Sie werden „alsdann — was Sie immer hätten thun ſollen „— nur das Glück Ihrer Unterthanen und das „Wohl Ihres Vaterlandes vor Augen haben.“

„Was es für Sie gethan hat, verdient wohl, „daß Sie ſeinen Vortheil nicht eiteln und aben„theuerlichen Leidenſchaften aufopfern, indem Sie „etwas unternehmen, was ſich nicht ausführen „läßt, und das Deutſche Reich zu einem Krieg „aufreizen, da Sie doch außer Stande ſind, für „den günſtigen Erfolg deſſelben auch nur das „Mindeſte zu thun. Führt Sie dann das In„tereſſe des Baltiſchen Meers zu einer Verbin„dung mit Dänemark, ſo werden Sie fühlen, „daß dies Intereſſe eigentlich das Ihrige iſt, und „mit der Sicherheit Ihrer Staaten, mit der „Würde Ihrer Krone, mit dem Ruhm Ihrer „Nazion im engſten Zuſammenhange ſteht. Als-

„dann werden Sie Ihre Maaßregeln ſo nehmen, „daß Ihre Küſten nicht entblößt ſind, daß Flot„ten nicht ungeſtraft einen halben Kanonenſchuß „von Ihren Ufern vorbeifahren, um Kopenhagen „zu bombardieren.“

„Wir wiſſen wohl, daß dieſe Rathſchläge, „wenn Sie ſie auch leſen, für Sie verloren ſeyn „werden; aber wir glauben zu gleicher Zeit, daß „Sie von Frankreich nie eine andere Lection er„halten werden. Iſt einſt die Hitze Ihrer Lei„denſchaften vorüber, haben Sie die wahre Lage „Europa's kennen und die Ihrige würdigen ge„lernt; ſo wird Frankreich immer bereit ſeyn, „ſeinen Blick auf die wahren Vortheile Ihrer Na„tion zu richten, und über das, was Sie waren „oder thaten, die Augen zu verſchließen.“

Im Innern des Reichs hat Napoleon indeß ſeine Mittel durch eine wichtige, neue Einrichtung ſehr vermehrt. Es iſt die Errichtung eines Verdienſtordens, unter dem ſchönen Namen der Ehrenlegion, ausgedehnter als irgend ein Orden der Art. Die Feier des 14. Julius, des Zerſtörungstags der Baſtille, ward diesmal ausgeſetzt, um am folgenden Tage dem Volk ein Feſt ganz anderer Art zu geben, die feierliche Vertheilung der

erſten Ordenszeichen. Vielleicht war die Verwechslung des Tages nicht zufällig; es iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß der 14. Julius je wieder gefeiert werde. Das wäre denn das letzte der Republikaniſchen Feſte; die übrigen ſind billig ſchon längſt begraben.

Unſere Politiker finden in dieſem Orden, deſſen größere Dekorationen bald auch Souveräne erhalten werden, abermals Rückſicht auf den Geiſt der Eroberung und der Weltbeherrſchung. Mein Auge reicht nicht ſo weit.

Napoleon, in allen den größten Regenten Europens gleich geſtellt, will mit Recht auch wieder einen Orden haben. Aber ſein richtiger Blick in das menſchliche Herz, ſeine Kenntniß der Franzoſen, laſſen ihn etwas mehr daraus machen, als bloße Sache der Hofetikette. Für Auswärtige ſoll er nichts mehr und nichts weniger ſeyn, als Hofſitte; ſelbſt dann nicht, wenn er in der Folge einen Einzelnen damit ſchmückt, der unter jener Kathegorie keinen Zugang dazu haben würde. Aber an Unterthanen vertheilt, wird er nach den Abſtufungen, die er feſtſetzte, nach den Rechten, die er damit verknüpfte, ein ſehr wirkſames Motiv zur Aufmunterung zu jeder ausgezeichneten

That, im Kriege, im Cabinet, im Reiche der Künſte und Wiſſenſchaften, in der Gewerbſamkeit. Auch das glaube ich, daß die weiſe Vertheilung die Anhänglichkeit an ſeine Perſon vermehren und erhöhen mag; in dieſer Rückſicht ſcheint mir alles vortrefflich berechnet auf Charakter und Stimmung des Franzöſiſchen Volks.

In der Eidesformel will man wieder Bedenklichkeiten finden; ich weiß nicht warum. Sie kann natürlich nur anwendbar ſeyn auf Franzoſen. In dieſem Sinn halte ich ſie für ein Meiſterwerk, um die jetzige Regierungsverfaſſung allgemein aufzuſtellen, als das von der Nation gewünſchte Reſultat, das durch ſo viel Blut erkämpft ward.

Der Kaiſer ſprach den Eid: „Sich dem „Dienſt der Republik, der Erhaltung ihres Ge„biets in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheidigung „ihrer Regierung, ihrer Geſetze, alles durch dieſe „geheiligten Eigenthums, zu erreichen; durch alle „Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und „Geſetze gut heißen, jedes Unternehmen ſtandhaft „zu bekämpfen, welches abzwecken mögte auf „Wiederherſtellung des Feudalweſens, auf das „Wiederaufkommen der dazu gehörigen Titel und

„Beſtimmungen, auf die Vernichtung des Con=
„cordats und der Gewiſſensfreiheit; aus aller
„Macht mitzuwirken zur Behauptung der Gleich=
„heit und Freiheit.“

Die Legionaire ſagten mit aufgehobenen Fin=
gern: wir ſchwören!

Am 15. Julius war die Feier in der Invali=
denkirche zu Paris; am 16. Auguſt, an des Kai=
ſers Geburtstag, auf einer amphitheatraliſchen
Terraſſe vor Boulogne vor der ganzen Küſten=
Armee.

Hier brachten Generaladjutanten die Decora=
tionen in den Casketts und Schilden, Dugues=
clins und Bayards.

Die Legionairs traten, von allen Fahnen be=
gleitet, in die mittlere Diſtanz der Colonnen=
Spitzen zum Thron.

Als ſie den Eid abgelegt hatten, ertönte die
volle, kriegeriſche Muſik.

Offiziere und Soldaten küßten Bayard's
Schild.

„Alſo,“ erſcholl es, „empfange ich den Preis
„der Tapferkeit aus der Rüſtung des bravſten der
„Helden; in künftigen Zeitaltern wird Buonapar=
„tes Rüſtung ähnliche Feſte zieren.“

Es war ein großer Anblick. Man ſagt, Napoleon ſelbſt ſey bewegt geweſen. Von denen, die ihn umgaben, waren es viele aus der Fülle des Herzens.

Sie ſollen ſehen, nun werden ſie in Frankreich auch bald einen Erbadel wieder erhalten.

XXXII.

Wien den 5. Sept. 1804.

Eben kommen wir von einer Parthie nach dem Kahlenberg zurück. Vorgeſtern war meine letzte Badekur beendigt, und ſchon geſtern ſind wir hieher gereiſet, um noch einige Tage die reizenden Gegenden zunächſt um Wien zu beſuchen. Heute Mittag haben wir bei unſerem guten Niſſen auf dem Kahlenberge geſpeiſet. Er hatte den Herrn von Dürrs, den vormaligen Churbaierſchen Geſchäftsträger, den Herrn von Joris, der bei der oberſten Juſtizſtelle angeſetzt iſt, und einige andere Freunde eingeladen, die uns gewöhnlich in Baden zu beſuchen pflegten. Auch der Graf Grüne, der als Geſandter an unſeren Hof ernannt iſt, war von der Geſellſchaft, und Boccardi, der Liguriſche Geſandte, den ich noch von Raſtadt her kannte. Das Wetter begünſtigte

uns außerordentlich. Es war ein ſehr heiterer Tag, man konnte die treffliche Ausſicht vollkommen genießen.

Ich hatte mich ſchon früh Morgens mit einem Freunde auf den Weg gemacht, um die ganze Reihe der Berge zu durchwandern, die ſich um Wien herum, von Burkersdorf aus links nach Kloſter Neuburg an der Donau zieht. Sie bildet eigentlich nur einen Aſt der größeren Kette von Bergen, die ſich von Kloſter Neuburg gegen Süden auf 50 Meilen weit bis an die Sau in Krain ſtreckt, und mit dem gemeinſchaftlichen Namen Kahlenberg oder Cetiſches Gebirg, der Alten Mons Cetius, belegt wird.

Der erſte dieſer Berge iſt der Gallizinberg, ſogenannt nach dem menſchenfreundlichen Fürſten, der ihn cultivirte. Ehemals hieß er der Predigſtuhl.

Wir fuhren nicht aus dem Herrenalſer Linienthor, ſondern aus dem Lerchenfelder nach Ottokrin, einem alten Pfarrdorf, das von Odoacer ſeinen Namen hat. Von hier führt ein lieblicher Fußſteig den Berg hinan; rechts haben Sie lachende Weinberge, links einen Hohlweg, aus dem Quellwaſſer aus vielen Stellen des Berges her-

vorbricht. Indem Sie hinauf ſteigen, entwickelt ſich von Schritt zu Schritt die prächtige Ausſicht auf die Stadt immer deutlicher.

Auf der Höhe haben Sie links bei dem Gaſthauſe einen angenehmen, mannigfaltigen Engliſchen Garten. Der Fahrweg führt zu einem niedlichen Landhauſe, von dem man die Gegend umher, die Gloriette von Schönbrunn, die Höhe von Breitenſee, die Donau mit ihren vielen Auen und Armen, mannigfaltige Gruppen von Waldung und Bergen bis an die Ungariſchen Berge hinüberſieht. Um das Haus herum iſt ein großer, ungekünſtelt angelegter Garten von ausländiſchen Bäumen und Geſträuchen. In dem Obſtgarten finden Sie das Grabmal des Fürſten. Auf zwei Hügeln ſind antike Ruinen, mit einer Inſchrift im ächt römiſchen Stil, vollkommen täuſchend nachgebildet. Die herumliegenden Bruchſtücke mit Moos bewachſen, die Pflanzen, die ſchon auf dem Gemäuer keimen, laſſen Ihnen keinen Zweifel an dem Alter des Werks; dunkle Tannen und Fichten umher entſprechen dem Charakter der Stelle, welche die Menſchen verließen. Wenden Sie ſich hingegen nach Weſten, ſo gewahren Sie einen lachenden Tempel im neueſten Ge-

ſchmack. Rechts und links ſchlängeln ſich verſchiedene Wege in den Wald längs den Berg hinan und herab. Auf allen Seiten ſtoßen Sie auf mannigfaltige Anlagen, alle ſchön, und, wie Sie glauben, ungekünſtelt.

Von dem Gallizin wanderten wir einen Bergweg nach Dornbach. Für diesmal konnten wir aber den trefflichen Park nicht beſehen. Er hätte uns zu lange aufgehalten; auch hatten wir nicht für die gehörigen Einlaßbillets geſorgt. Wir begnügten uns alſo mit einem Spaziergang aus dem Saal des obern Wirthshauſes in den Garten auf der Anhöhe. Er endigt ſich rückwärts in einen ſteilen Berg, von dem man die Gegend umher ſehr weit überſieht.

Nun ſetzten wir den Weg fort nach dem Himmel, immer über Berge, und nicht ohne Mühe. Dieſer Berg liegt etwa anderhalb Stunden von Wien. Der Weg geht aus dem Mähringer Linienthor, oder dem Nußdorfer, durch das große, ſchöne Dorf Döbling, dann durch das Dorf Grinzing in einem angenehmen Thal, welches der Neſtelbach durchwäſſert, mit köſtlichen Weinbergen. Döbling iſt das ſchönſte Dorf um Wien; es hat eine Menge zum Theil prächtige Landhäuſer

mit angenehmen Gärten. Man theilt es in Ober- und Unterdöbling; jenes allein hatte vor zehn Jahren 137 Häuſer, und ihre Zahl hat ſich ſeitdem noch vermehrt. Von Grinzing aus hat man noch eine Viertelſtunde bis zu dem Berg. Der Weg geht über den Rücken eines Weinhügels, von dem Sie abwechſelnd rechts und links in ein liebliches Thal blicken.

Erſt auf der oberſten Anhöhe zeigt ſich auf einer ſteilen Erhöhung das einfache, aber geſchmackvolle Landhaus, das jetzt dem Ungariſchen Vicekanzler, Grafen Erdödy, gehört. Es liegt zwiſchen hohen Bergen mit Wald bewachſen. Zur Linken iſt ein kleiner Acker und ein angenehmer Garten; rechts eine Quelle, die aus dem dunkeln Gehölz hervorſchießt.

Dem Himmel gegen über liegt der Cobenzlberg, ſeitwärts in einer Linie. Ein guter Fahrweg führt in einer kleinen Stunde dahin. Man fährt ſonſt von Wien aus näher von Grinzing aus gerade nach dem Cobenzlberg. Oder man fährt durch die Dörfer Mähring und Weinhaus, beide ſtark beſucht, und beide mit ſchönen Landhäuſern und Gärten; dann vor den Ueberbleibſeln einer Türkenſchanze rechts auf den Anhö-

hen vor dem Dorf, nach Gerſthof und Pizelsdorf, ehemals Becalinesdorf, am Fuß des Gebirges in einer ſehr angenehmen Gegend. Hier haben Sie nach allen Seiten liebliche, ungekünſtelte Spaziergänge. Ich würde dieſe Wohnung faſt allen anderen vorziehen, weil man der ſchönen Natur ungeſtörter genießen kann. Rechts vor der Kirche geht der Weg über Weinhügel nach Neuſtift, von da nach Sivering am Fuß des Himmels.

Das Landhaus des Grafen Philipp Cobenzl, der jetzt Geſandter in Frankreich iſt, liegt auf dem darnach benannten Berge hinter dem erſten Wirthſchaftsgebäude. Nahe an dem Hauſe weg führen verſchiedene Wege rund um die Anhöhe, auf der es ſteht, allmählig in das Thal. Bei jeder Wendung ſind Bänke zum Ausruhen. In dem Thal führt links ein Steig wieder zu einem Hügel. Sie gehen bergan durch einen Wald, dann rechts ſanft herab zu einem klaren, rieſelnden Bache. Nun ſehen Sie einen hohen, mit Raſenteppich bekleideten Hügel. Aber der Weg führt Sie tiefer hinunter zu einem dunkeln, krümmenden Pfade, in den Berg gehauen. Faſt ſind Sie von Finſterniß umgeben, da plötzlich das Licht,

das von oben herabfällt, Ihnen die ziemlich hohe, gewölbte Grotte zeigt, wo Sie ſtehen. Dieſer Anblick überraſcht auf eine ſehr angenehme Weiſe. Die Grotte iſt aus rohem Sandſtein gebauet, mit Mineralien untermiſcht, als wäre ſie in den Fels gehauen. In der Grotte iſt eine Quelle, die ein großes Becken mit dem klarſten Waſſer füllet. Stufen von Stein bieten Ihnen alle Bequemlichkeit zum Bade; an der Seite vertritt ein großer Stein die Stelle eines Tiſches.

Von hier kommen Sie zu einigen Kaskaden; dann wieder auf ſteinernen Stufen um den Berg herum in einen dunkeln Weg, neben einem Eiskeller vorbei. Sie wenden Sich, und plötzlich iſt die einſame, finſtere Gegend verſchwunden. Sie ſind in einem Thal, rings herum von Bergen umgeben, mit hoch belaubten Bäumen bedeckt. Vor Ihnen iſt ein Teich mit Schwänen und anderem Geflügel; auf der freundlichen Anhöhe wieder das Wohnhaus. Dann kommen Sie zu einer kleinen Faſanerie, in deren Nähe eine Engliſche Pflanzung von ausländiſchem Buſchwerk iſt. Eine beſonders eingefriedigte Parthie des Waldes, die aber ein Führer Ihnen gerne öffnet, enthält noch eine

große Mannigfaltigkeit lieblicher Gänge, mit glücklich gewählten Geſichtspunkten und geſchmackvollen Ruheplätzen.

Von dieſem Berge führt ein Weg durch das Gebirg, den man Ihnen öffnet, wenn Sie es verlangen, in einer kleinen Stunde nach dem Kahlenberg.

Der Kahlenberg iſt ein hoher, ſteiler Berg, der ſich eine gute Stunde außer der Linie, an der Weſtſeite der Stadt, erhebt, dicht am Ufer der Donau. Er wird eigentlich der Joſephsberg genannt von der Kirche zum heiligen Joſeph, die ehemals hier ſtand. Das Camaldulenſer Kloſter, was dabei war, hob Kaiſer Joſeph 1784 auf. Die Mönche lebten, nach der Vorſchrift ihrer Regel, gänzlich abgeſondert; jeder hatte ſein Häuschen mit einem Garten. Dieſe Wohnungen wurden an Privatleute überlaſſen. Zwei davon brachte der Fürſt Ligne an ſich, aus denen man die ſchönſte Ausſicht hat. Andere werden von einem Traiteur benutzt; das ehemalige Refectorium der Mönche iſt jetzt der Speiſeſaal. Hier fanden wir auch unſere Geſellſchaft verſammelt, als wir von unſerer Wanderſchaft gegen Mittag eintrafen. Der Ort iſt etwas einſam, doch wohnen mehrere

Familien beſtändig hier. Man nennt ihn das Kahlenberger Dörfel; es giebt aber auch ein Dorf dieſes Namens am Fuß des Berges. An der weſtlichen Seite des Dorfs zieht ſich an dem Gipfel des Berges ein dichter Hayn von Eichen und Buchen, in dem große, und dabei ſteile, ſchattige Spaziergänge ſind.

Nach Tiſche machten wir einen Spaziergang nach der Spitze, die unſerem Berge gegen über liegt. Sie wird der Leopoldsberg genannt.

Die Entfernung beträgt etwa eine halbe Stunde. Der Weg durch den Wald hinter den Kahlenberg oder Joſephsberg abwechſelnd herab. In einigen Oeffnungen haben Sie über die Gegend in der Tiefe überraſchende Ausſichten. Dann hebt er ſich in einer unmerklichen Wendung wieder auf der anderen Seite.

Wenn Sie dem Gipfel näher kommen, wird der Boden ſteinig; die Oberfläche kahl. Zuletzt kommen Sie auf dem nackten Felſen durch ein dickes Gemäuer und ein finſteres Thor in einen Schloßhof.

Wahrſcheinlich hatten ſchon die Römer hier eine Befeſtigung. Nachher erbauete Markgraf Leopold der Heilige 1100 ein Schloß, und ver-

legte ſeinen Sitz dahin von Mälk. Die Wiener eroberten es 1462 und verwüſteten es größtentheils. Es ward wieder hergeſtellt; aber 1683 von den Türken gänzlich zerſtört. Kaiſer Leopold I. ließ dann aus den Bruchſtücken eine Kirche im neuen Geſchmack aufführen, wovon der Berg ſeitdem ſeinen Namen erhielt.

Von dem nordöſtlichen Ende des Schloßhofes, der höchſten Spitze des Berges, hat man die größte und erhabenſte Ausſicht von ganz Oeſterreich. Auch der jetzt regierende Kaiſer ſagte dies mit ſehr lebhaftem Gefühl, als er an einem heitern Morgen einſt ſich hier befand.

Gegen Weſten ſehen Sie hinauf nach Oberöſterreich, der Donau entgegen, die von dort herunter kömmt; nördlich nach Böhmen und Mähren und die bläulichen Gebirge dieſer Länder; öſtlich über ganz Wien, die Vorſtädte, die Gegend umher einige Meilen in der Runde weiter nach Ungarn hinunter, bis an den Presburger Schloßberg und die Gebirge, die ſich in der Ferne erheben. Vor Ihren Füßen ſtrömt die Donau, mit ihren vielen buſchigen Inſeln, hier nur einem Bach gleich. Sie verfolgen die vielen Krümmungen, die faſt nur wie Waſſerrennen erſcheinen.

Menſchen und Pferde unmittelbar am Fuß des Berges werden zu Punkten; Schiffe zu Nußſchalen mit einem Stöckchen, womit wir als Kinder die Römiſchen Flotten nachbildeten. Das Ganze macht einen unbeſchreiblichen Eindruck. Freilich iſt jene Ausſicht von dem Gipfel des Schneebergs noch bei weitem umfaſſender; aber dies Gemälde iſt voller, belebter. Sie verfolgen hier deutlicher die mannigfaltigen Schönheiten der nächſten Umgebungen Wiens; die Spuren der hohen Kultur, worin dieſer ſchöne Fleck der Erde ſchwerlich irgend einem nachſteht.

Die Ausſicht über die Stadt und die umliegende Gegend von den anderen Bergen dieſer Linie iſt im Ganzen dieſelbe. Doch ſind die Geſichtspunkte verſchieden. Man wird nie müde zu ſchauen. Bald entwickelt ſich dieſer Theil der bezaubernden Landſtrecke deutlicher, bald jener; jetzt erſcheint Ihnen die Lage dieſes Schloſſes günſtiger, dann jenes. Eben dieſe Vergleichung hat ihre neuen Reitze, und es gewährt einen ganz eigenen Genuß, an demſelben Tage die vorzüglichſten Ausſichten nach einander von verſchiedenen Standpunkten zu betrachten.

Sollte ich indeß eine beſtimmt vorziehen, ſo wäre es doch die von der Spitze des Leopoldsbergs. Die vom Kahlenberg erſtreckt ſich etwas weiter gegen Südweſt, aber nicht ſo weit in Weſten. Auch iſt die Begränzung des Horizonts durch die Ungariſchen Gebirge dort deutlicher und eben dadurch anziehender.

Neben der Kirche ſteht ein Gebäude, worin der eine Theil zu einem Wirthshauſe dient. Den andern hat der Fürſt Ligne gemiethet und ihn nach Art einer Türkiſchen Wohnung eingerichtet. Das erſte Zimmer iſt ein gothiſches; dann folgt ein türkiſches, auch mit türkiſchen Inſchriften; dann ein ägyptiſches mit Hieroglyphen und Mumien; dann ein großes Vogelzimmer mit grünenden Bäumen und Regenwaſſer während des ganzen Jahres. Der Fürſt wollte die Gebäude ſo gerne kaufen, aber das Stift Kloſterneuburg, dem Berg und Gebäude gehören, will ſie nicht käuflich abſtehen.

Deſto mehr gereicht es dem Fürſten zum Verdienſt, daß er den Berg auch durch eine ſo gefällige Anlage verſchönert hat.

Von der Seite des Hauſes, wo der Vers ſteht: Quo res cunque cadunt, ſemper ſtant linea recta, ſieht man den Fußſteig, den er nach Kloſterneuburg bahnte. Er führt im kühlen Schatten zu einer lieblichen Quelle, die ſchon ſo manchen Wanderer erfriſchte. Stufen und Geländer, wo der Berg abhängig war, und Ruhebänke für den Ermüdenden gaben dem Fürſten neue Rechte auf ſeinen Dank.

Wer Schwindel fürchtet, darf den ſonſt ſehr angenehmen, nicht unbequemen, geraden Weg nach dem Kahlenberger Dörfel am Fuß des Berges nicht zurück gehen. Man thut alſo am beſten, den Wagen nach Kloſterneuburg fahren zu laſſen. Von dort führt ein ſehr bequemer Weg längs der Donau durch Nußdorf und Döbling.

Wir hatten unſere Wagen auf einer Stelle am Wege beſtellt, um noch im Herabgehen der Ausſicht zu genießen. Aber ſie verfehlten uns. Nun waren wir genöthigt, ganz bis Nußdorf zu gehen. Der Weg geht immer durch Waldung. Nach den Biegungen zu urtheilen, müſſen die Ausſichten ſeitswärts ſehr angenehm ſeyn. Wir konnten ſie aber nicht genießen, es ward zu finſter.

Nußdorf iſt ein groſſes Dorf, in einem herrlichen Thal, romantiſch an der Donau belegen. Auch hier ſind viele geſchmackvolle Landhäuſer und Gärten. Am jenſeitigen Ufer ſieht man den koſtbaren Damm, der von Langen-Enzersdorf her angelegt iſt, das Austreten des Stroms zu verhindern. An dieſer Seite iſt ebenfalls ein Bau von großen Steinen gemacht, Beſchlacht genannt, um die Gewalt des Waſſers zu brechen.

Von Nußdorf geht der Weg durch das ſchöne Thal bis zur Nußdorfer Linie, durch das Lichtenthal und die Vorſtadt Roßau. Bis zur Linie iſt nur eine Allee, wechſelnd mit Häuſern, Gärten und Wieſen. Man kann keinen Fleck ſehen, der mehr bebauet wäre. Bei der Nußdorfer Linie überſieht man rückwärts das Thal, das ſchöne Dorf weiter weg, den Fuß des mächtigen Kahlenbergs, an deſſen Fuß das Kahlenberger Dörfel liegt. Es iſt eine halbe Stunde von Nußdorf; ein ſchmaler, aber ſicherer Weg führt längs der Donau dahin.

Bei der Nußdorfer Linie theilen ſich die Wege in das Thal. Zur rechten näher am Fluß geht

es nach Nußdorf; links geht es der kleinen Anhöhe zu, auf welcher Döbling liegt.

Man kann nun entweder über Nusdorf nach dem Kahlenberg und Leopoldsberg fahren oder über Döbling.

Von Nußdorf führt der Weg gerade auf die Anhöhe bis zu einem alten Wegweiſer, die eiſerne Hand genannt. Der Fürſt Ligne bahnte hier einen Fahrweg aus einem ehemals ſehr rauhen Fußſteig, und bezeichnete den Pfad durch die Inſchrift le chemin à mon refuge. Dieſer Weg geht den Berg nicht ſehr ſteil heran, bis zu einer Vertiefung, wo er rechts nach dem Leopoldsberg führt, und links nach dem Kahlenberg. Hier hatten wir unſere Wagen beſtellt; man pflegt gewöhnlich den übrigen Theil des Weges zu Fuß zu machen. Beides im Aufſteigen und im Herabgehen wird man belohnt durch immer abwechſelnde, reitzende Ausſichten; und die Bäume, unter deren Schatten der Pfad geht, halten die Hitze ab. Allein vermuthlich hatten wir es den Lohnkutſchern zu lange gemacht; ſie zogen den Nußdorfer Gaſthof dem Ruheplatz im Freien vor.

Am beſten richten Sie die Tour ſo ein, daß Sie über Nußdorf nach dem Kahlenberg fahren, von da nach dem Leopoldsberg gehen und dann den Fußſteig gerade nach dem Kahlenberger Dörfel herab, wo der Wagen Sie erwartet. Sie ſehen, mit welcher Sorgfalt ich den Cicerone mache. Ich bin ſo oft durch Zeitverluſt und andere unangenehme Erfahrungen belehrt, wie wichtig es dem Reiſenden iſt, dieſe Notizen zu haben, ehe er ſich auf den Weg macht.

Der Weg über Döbling iſt indeß auch ſehr angenehm. Sie kommen über den Orbesbach, der am Kirchbach im Viertel ob dem Wiener Wald kömmt, und durch Döbling fließt, in das angenehme Thal, das der Neſſelbach durchwäſſert. Hier liegen Grinzing und Heiligenſtadt nahe bei einander. Ihr Weg geht durch Heiligenſtadt, wo man noch Ueberbleibſel von Gebäuden der Tempelherren ſieht. Der Name des Dorfs ſoll von einem Kloſter herſtammen, das der heilige Severin 454 bei Faviana, dem heutigen Wien, erbauete.

In dieſem Thal erhebt ſich der Weg auf den Kahlenberg; anfangs gemächlich durch Weingär-

ten, nachher ſteinig und rauh. Der letzte Theil wird ſehr ſteil, beſchwerlich für die Pferde, obgleich vollkommen ſicher. Aber wer gehen kann, geht dann lieber, um rückwärts und zur Seite freier umzuſchauen.

XXXIII.

Wien den 7. Sept. 1804.

Mein Freund Faßbender, den ich vor fünf Jahren im Lager verließ, und den ich jetzt eben ſo freundſchaftlich geſtimmt wieder fand, hatte uns zu Mittag auf der Birgitten-Au eingeladen. Ich hatte ihn öfterer beſucht, wenn ich von Baden aus hieher kam, aber nur immer auf kürzere Zeit. Er iſt jetzt Staatsrath und geheimer Referendär in Kriegsſachen, unmittelbar unter dem Chef, dem vielgeliebten Erzherzog Carl. Sie können nicht glauben, mit welcher Anſtrengung und Thätigkeit er das enorme Rechnungsfach eines ſo großen Militär-Etats umgeſchaffen hat. Man muß im eigentlichſten Verſtande ſagen umgeſchaffen; denn er hat in dieſes labyrintiſche Chaos feſte, nicht ſchwer zu befolgende, Ordnung gebracht. Dabei iſt die Controlle ſo geſchickt beſtimmt, daß ſie bei ehrlichen, ſonſt nur

ganz gewöhnlichen, Subalternen unfehlbar zum Zweck führt, ohne ermüdende Weitläuftigkeit und jahrelangen Zeitverluſt. Wie oft habe ich mich über die Reviſionen geärgert, die ihre immer nur geringfügigen Reſultate — denn das weſentliche gehört gewöhnlich zu einem andern Reſſort — erſt an den Tag bringen, wenn das ganze Geſchäft längſt veraltet iſt, wenn für dieſen Gegenſtand nichts mehr geſchehen kann. So war es auch hier, und in deſto höherem Grade, je weitumfaſſender, je mannigfaltiger, je verwickelter die Rechnungen ſeyn müſſen unter einem ſchon ſo vieljährigen Kriege. Die Rechnungen vom Türkenkriege ſollen noch lange nicht abgemacht ſeyn; nun mögen Sie denken, was die Reviſion der erſteren Jahre des Franzöſiſchen Krieges frommen kann. Das alles nun hat Faßbender mit ſeinem richtigen Blick, ſeinem Eifer, ſeiner Geradheit, ſeiner eiſernen Feſtigkeit auf einen ſolchen Fuß geſetzt, daß man ſchon Licht ſieht, und in nicht gar langer Zeit a jour ſeyn wird, wenn ich mich dieſes kaufmänniſchen Ausdrucks bedienen darf. Sie wiſſen ja, daß ich in Leipzig das Buchhalten kunſtmäßig erlernt habe, und durch dieſe Kenntniß bin ich ſo glücklich geweſen,

meinem Vaterlande mehr als einmal nützen zu können.

Herr von Faßbender hatte ſich, mir zu Liebe, für den Vormittag von ſeinen Geſchäften los gemacht. Er kam ſchon früh, um mit mir durch den Augarten zu gehen, indeß die Geſellſchaft ſpäter von der Leopoldſtadt aus gerade nach der Birgitten-Au fuhr.

Der Augarten liegt nördlich gleich am Ende der Leopoldſtadt. Er macht beinahe ein regelmäßiges Viereck von etwa 164000 Quadrat Klafter. Schon Ferdinand III. legte den Luſtwald an; Joſeph II. beſtimmte ihn 1775 zum öffentlichen Vergnügen. Es war ſein Lieblingsaufenthalt. Er ſchützte ihn durch einen Damm gegen Ueberſchwemmungen, machte manche neue Anpflanzung, ließ die Alleen durchhauen, die Gänge ebnen. Am Eingange ſteht über dem Mittelthor mit großen Deutſchen Buchſtaben die Aufſchrift: Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort, von ihrem Schützer. Bei dieſem Thor müſſen die Fiacker halten. Herrſchaftswagen dürfen in den Hof einfahren; aber in dem Garten ſelbſt wird weder gefahren, noch

geritten. Schon dies empfiehlt ihn dem Wanderer vorzüglich.

Der Hof iſt mit einer vierfachen Allee beſetzt. Das Gartengebäude, das die Fronte macht, hat zwei große Speiſeſäle, ein Billardzimmer, noch einige Nebenzimmer. Es iſt einem Traiteur überlaſſen, um einen ſehr geringen Miethzins, damit er das Publikum deſto wohlfeiler bediene.

Sie gehen durch das Gebäude in den Garten. Rechts iſt ein einfaches Haus, das Joſeph gewöhnlich des Sommers bewohnte, mit einem Blumengarten. Gerade vor ſehen Sie über die Donau weg eine meilenlange Allee, durch Waldungen gehauen, deren Perſpectiv mit einer Dorfkirche endet. Links am Ende des Gartens eine Terraſſe. Hier iſt eine köſtliche Ausſicht auf den Kahlenberg, an den ſich hier Weinhügel ſanft heran ziehen. Höher hinauf verlieren ſie ſich in dichterer Waldung. Dörfer und zahlreiche Landhäuſer von verſchiedener, immer gefälliger, Form ſchmücken die Ebne bis zu dem Berge, auch die näheren, kleineren Anhöhen. Nichts ſehr Großes, nichts Erhabenes, nichts Wildes: aber alles ladet zu dem ſtillen Genuß ein, der unſern Standpunkt auf der Erde am häufigſten zuſagt.

So auch der Charakter der Gänge. Sie ſind ganz einfach, ohne künſtlichen Schmuck, aber bequem, lieblich durch erquickenden Schatten. Die Bäume ſind Kaſtanien, Silberpappeln, auch Ulmen und Linden, größtentheils von ungemeiner Höhe. Deſto friſcher, wohlthätiger iſt der Luftzug. Ein ſchöneres Grün zu ſehen iſt nicht möglich. Hie und da ſtoßen ſie auf ſehr gefällige Gruppen von verſchiedenen Bäumen und Sträuchern.

Rechts vom Augarten geht die Straße nach Böhmen über eine lange Donaubrücke durch freundliche Inſeln. Quer über dieſe Straße geht der Weg in den Prater.

Am Weſter Ende des Augartens ſind mehrere kleine Häuſer und Küchen von der Art, wie man ihrer ſo viele im Prater findet. Hier iſt eine Thüre zu einem ſehr angenehmen Fußſteig, der Sie bald nach der Birgitten-Au bringt.

Eigentlich machen die Leopoldſtadt, der Augarten, die Birgitten-Au hinter demſelben und der Prater zuſammen eine große Donau-Inſel aus. Sie wird gebildet von dem mittelſten größten Donau-Arm und von einem kleineren, der dicht an Wien von Oſten nach Weſten fließt,

und ſich endlich nördlich beugt und in den großen Arm fällt. Die Leopoldſtadt und der Prater ſind der größere Theil; der Augarten und die Birgitten-Au der kleinere in Südweſten.

Die Birgitten-Au hat, wie der Augarten, große Gänge im Gehölz, bald lichter, bald in dichterem Schatten. Beſonders angenehm iſt der Gang auf dem Damm am Waſſer; jenſeits eine gefällige Ausſicht auf den Weg nach Nußdorf mit den üppigen Wieſen am Strom. Auch finden Sie mehrere, halb verſteckte, einſame Plätze unter den Bäumen, recht geſchaffen, um ſich in ſüße Phantaſieen zu wiegen. In dieſer Rückſicht würde ich die Birgitten-Au allen andern Spaziergängen um Wien vorziehen. Uebrigens iſt in dieſem Gehölz eine kleine Kirche, zwei Wirthshäuſer, und in einiger Entfernung ein Jägerhaus, wo man auch Erfriſchungen bekömmt. Bei dem Wirthshauſe, wo wir unſer Standquartier nahmen, iſt eine ſehr gefällige, ganz ländliche Ausſicht. Faßbender, der ſehr viel Sinn dafür hat, gab ihm eben um deswillen den Vorzug.

Von unſrer ſtillen Birgitten-Au fuhren wir Nachmittags in den luſtigen Prater.

Dieſer groſze Wald iſt bis an das Jägerhaus gewiß drei viertel Meilen lang, und hält in der höchſten Breite etwa eine halbe Meile. Er liegt nur zweihundert Schritte von den letzten Häuſern der Vorſtadt Jägerzeil. Der Boden iſt durchaus ein ſchöner Wieſengrund; bedeckt mit Kaſtanien, Linden, Eichen, Büchen, Erlen, theils in natürlichen Gruppen, theils in gepflanten Alleen. In dem groſzen Raum ſind viele freie Plätze, gröſzere und kleinere. Weiter von der Stadt weg, in dem einſameren Theil iſt ein Faſanengarten. Hier weiden auch Hirſche in ganzen Heerden. Sie ſind ſehr zahm; man ſieht es ihnen an, daß ſie im Winter zur ſchlimmen Zeit gut gepflegt werden. Man bewahrt eigends Heu für ſie in groſzen Schuppen.

Der Weg aus der Stadt geht gewöhnlich durch die Leopoldſtadt und die Jägerzeil. Auſzer der Jägerzeil iſt ein ganz freier Platz, in der Form eines regelmäſzigen Halbzirkels. Von dieſem führen vier groſze Alleen in den Prater. Die beiden, welche links liegen, werden wenig beſucht; nur Wanderer, welche mehr einſame Gänge lieben, verlieren ſich von hier in das Dikkigt. Gerade in dieſem Theil, dem nordweſtlichen, den die groſze

Donau zunächſt umfließt, iſt die Gegend am ſchönſten. Hier hat man reizende Ausſichten, auf eine Menge freundlicher Inſeln gegen über. Im Waſſer ſchimmert von Ferne der Kaltenberg mit ſeinen Reben, die ſich allmählig in dunkleres Laub verlieren. Gegen Norden dehnt ſich jenſeits eine unabſehbare Ebne, lachend durch die Werke ſorgfältiger Kultur.

Der dritte Weg, mehr in der Mitte, führt zu dem Feuerwerks-Platz und zu den Wirthshäuſern. Dieſe gefälligen hölzernen Häuſer ſtehen in zahlreicher Menge, meiſtens nahe am Wege, jedes mit ſeinem Schild, wo die Erfindungskraft oft gar wunderbar ihr Spiel getrieben hat. Neben bei ſtehen noch einige kleinere Häuſer, worin minder zahlreiche Geſellſchaften ſpeiſen. Aber dieſe Dächer würden bei weitem nicht die Gäſte faſſen; eine große Menge von Tiſchen und Stühlen im Freien müſſen aushelfen, und bei dem allen lagern noch ganze Schaaren auf der mütterlichen Erde.

Der Raum zwiſchen dieſer Allee und der vierten, äußerſt zur Rechten iſt der eigentliche Taumelplatz der Freude der unterſten Volksklaſſen. Sie treiben ihr Weſen in den Wirthshäuſern; an

den zahlloſen Tiſchen im Freien; in den mannigfaltigen Veranſtaltungen zum Spiel zwiſchen den Häuſern, in Kegelbahnen, Ringelſpiel, Vogelſchießen, Scheibenſchießen, Schaukeln, Glücksbuden und Gaukeleien aller Art. Ich halte das Schauſpiel für einzig in ſeiner Art; wenigſtens konnte ich mir aus keiner Beſchreibung einen entſprechenden Begriff davon machen. An heiteren Sonntagen und Feſttagen ſind hier ſicher 10000 bis 12000 Menſchen von allen Klaſſen verſammlet, doch hauptſächlich von den unteren, um zu eſſen, zu trinken, zu lachen, zu ſpielen. Ein allgemeiner Jubelton füllt die Lüfte; alle ſind vergnügt, jeder in ſeiner Art, nach ſeiner Weiſe, ohne den andern zu ſtören, ohne ihn zu beneiden. Bei weitem die meiſten beginnen das Feſt ſchon Vormittags; es endet erſt in der ſinkenden Nacht. Es iſt ein wahrer Freude-Rauſch, und man muß ſehr ſchwarzgallig ſeyn, wenn man ſich nicht zuweilen als Zuſchauer einer ſo allgemein frohen Stimmung von Tauſenden freuen ſollte, wenn gleich die Art ihrer Ergötzung uns eben nicht feſſelt.

Aber viel beſſer geht es mir auch nicht mit den Prater-Freuden der eleganten Welt. Selten ge-

noſſen nehme ich herzlich Theil daran; oft wieder-
holt würden ſie mir Langeweile machen.

Dies Elyſium bereitet Ihnen die vierte Allee zur Rechten. Hier ſehen Sie die meiſten in Wagen oder zu Pferde. Die mittlere breite Straße iſt für die Wagen, die Straße rechts für die Reiter, die Straße links für die Fußgänger. Neben den Alleen ſind zwei Kaffeehäuſer und ein Traiteur. Auch hier ſteht eine unzählbare Menge von Tiſchen und Stühlen im Freien, um in Muſe zu ſchauen und ſich beſchauen zu laſſen und Erfriſchungen einzunehmen. Man zählt nicht ſelten gegen tauſend Wagen aller Art, vielleicht halb ſo viele Reiter. Am ſtärkſten iſt die Frequenz im April und Mai ehe der Adel auf das Land geht, und im September und October, wenn ſie zurückkommen. Dann wetteifert auch alles in der Eleganz der Equipagen und der Kleidung. So ſchöne Equipagen als hier, habe ich nie geſehen, und welch ein Zug! Erſt fährt und reitet alles zu den hergebrachten Geſellſchaftsſtunden, das iſt gegen Abend, die lange Allee immer im Schritt auf und nieder, aber ſelten mehr als zweimal; eine neue Equipage müßte denn ihre erſte Entree machen. Auch fährt die ſchöne Welt immer nur bis

an das Luſthaus, ſo will es der herriſche Gebrauch. Weiter hinaus treffen Sie nur einzelne, verflogne Kutſchen. Die junge Welt ſteigt gewöhnlich aus. Man läßt den Wagen ſachte neben bei fahren, geht einige Schritte im Schatten des Holzes, etwas von der Fahrſtraße entfernt; ſetzt ſich, nahe genug, um alles zu ſehen, was vorbeifährt. Dann wird in der Dämmerung der Rückweg angetreten. Drittehalb Stunden dauert an Lieblings-Tagen der Zug der Wagen über die Leopoldſtädter Brücke: denn in Wien darf man über Brücken nie anders, als im Schritt fahren. An ſolchen Tagen können Sie die Beſuchenden an dieſer Seite ſicher auch auf 5000 rechnen. Gewiſſermaaßen machen ſie eine von jener verſchiedene Welt. Nur zuweilen wandert man aus den höheren Regionen in die niederen, nicht leicht von dieſen in jene.

Am ſüdöſtlichen Ende des Praters, dicht an einem Arm der Donau liegt das ſogenannte Luſthaus, ein runder, ganz frei ſtehender Pavillon, mit zwei hübſchen Sälen über einander. Von außen laufen rings herum drei Gallerien, von denen man eine ſehr angenehme Ausſicht auf die umliegende Gegend hat. Das Luſthaus ſteht das

ganze Jahr hindurch dem Publikum offen. Nicht weit davon iſt ein Wirthshaus; in der Nähe von allen Seiten angenehme Spaziergänge. Die Allee vom Anfang des Praters bis hieher nach der Schnur angelegt, iſt drittehalb tauſend Klafter lang.

Ehemals war der Prater nur für Kutſchen offen, und auch dies nur in den drei Sommermonaten. Aber Kaiſer Joſeph bewirkte ſchon 1766, daß der Prater zur Unterhaltung für das ganze Publikum geöffnet ward. Seit dieſer Zeit veranſtaltete er mehrere Verſchönerungen und Bequemlichkeiten; der kleine Donau-Arm zwiſchen der Vorſtadt und dem Prater ward verſtopft und ausgefüllt; die Alleen vermehrt und ſorgfältiger gepflegt. Im Jahre 1786 ließ er neben der großen Allee, wo am meiſten gefahren wird, eigene Brunnen graben. Von dieſen wird das Waſſer auf die Straße geſpritzt, um den Staub zu dämpfen. So menſchenfreundlich ſorgte dieſer Monarch, der in ſeinem Leben ſo grauſam verkannt ward, für die Vergnügungen des Volks.

Den Spät-Abend beſchloſſen wir, wie es ächten Wienern gebührt, auf der Baſtey. So

nennt man hier den Wall überhaupt; einen der beliebteſten und beſuchteſten Spaziergänge, wo man ſtets vor Pferden und Wagen und Staub ſicher iſt, und überdies eine angenehme Ausſicht auf die nächſten Umgebungen hat.

Aber die Baſtey, wovon ich jetzt rede, iſt die eigentliche Burg-Baſtey, oder der ſogenannte Parade-Platz nahe bei der Kaiſerlichen Burg. Dieſer Theil des Walls ward 1798 mit jungen Bäumen bepflanzt, die trefflich gedeihen. In der Mitte ſteht ein hübſcher Pavillon, am Ende ein Sommerhaus eines Kaffeewirths. Während der ſchönen Jahrszeit wird das Haus alle Abend geöffnet. Der ganze Platz iſt dann mit einigen hundert Stühlen beſetzt, und reichlich erleuchtet. Dieſer Anblick gleicht, wenn man ihn das erſte mal ſieht, einer wahren Feerei. Man findet bei irgend gutem Wetter immer zahlreiche Geſellſchaft. Eine gute Muſik verſtärkt den Zauber. Gewöhnlich verlieren die Beſuchenden ſich erſt um Mitternacht. In dieſer Jahrszeit iſt das Kaffeehaus ſonſt ſchon geſchloſſen; nur die einigen ſchönen Tage, die wir noch haben, machen eine Ausnahme.

Ein anderer angenehmer Spaziergang um die Stadt iſt das Glacis oder die Eſplanade. Auch

dieſen verdankt man dem Kaiſer Joſeph. Es war ſonſt ein wüſter Platz, ſumpfig oder mit Schutt angefüllt. Er ließ ihn reinigen, Chauſſeen für Wagen anlegen, und eigene, breite bequeme Wege für Fußgänger. Seit 1781 wurden die Alleen mit Bäumen bepflanzt, die jetzt ſehr wohlthätigen Schatten geben.

XXXIV.

Wien den 9. Sept. 1804.

Wir haben geſtern einen ſehr genußreichen Tag gehabt, mein lieber Freund. Ich will Ihnen alles nach der Reihe mittheilen; Sie werden daraus abnehmen, wie mannigfaltig die Unterhaltung war.

Vormittags machte ich mit dem Baron Haus eine Tour nach Schönbrunn. Dieſer ſehr gebildete, liebenswürdige Mann, war Erzieher des Kronprinzen von Neapel. Nach vollendeter Erziehung ward ihm eine angemeſſene Penſion ausgeſetzt; der Ort ſeines Aufenthalts blieb ihm überlaſſen. Er wählte Wien, wo er manche Freunde hat, und in ſeiner ganz unabhängigen Lage ein angenehmes Leben führt. Ich ward ihm durch ſeinen Bruder in Würzburg empfohlen. Seine Bekanntſchaft war mir in mehr als einer Rückſicht ſehr intereſſant. Ich verdanke ihm meh-

rere Veranlaſſungen, mich über manches zu belehren.

In ſeiner Begleitung ſah ich auch die größte Merkwürdigkeit von Schönbrunn, den botaniſchen Garten, unter der Anleitung des Aufſehers. Der Baron Haus kannte den Herrn Boos ſehr gut, und um deſto mehr beeiferte ſich dieſer, ohnehin ſehr gefällige Mann, mich mit den Eigenthümlichkeiten dieſer trefflichen Anlage bekannt zu machen.

Das Luſtſchloß liegt in einem angenehmen, etwas niedrigen Thal an der Wien, von der Stadt etwa anderthalb Stunden, von den äußerſten Linien nur eine halbe Stunde.

Man fährt aus dem Mariahülfer Linien-Thor auf einer trefflichen Straße. Zur Linken iſt ein langes Thal, mit Häuſern und Gärten wie beſäet. Gleich hinter Reindorf, das ſich immer vergrößert, krümmt ſich der Weg nach der Allee, die gegen Schönbrunn herab läuft. Rechts bleibt das Dorf Penzing liegen. Dieſes Dorf, ſo wie Hitzing und Grünberg, auch in der Nachbarſchaft, haben viele hübſche Häuſer, die von Wienern des Sommers bewohnt werden. Der Aufenthalt iſt ſehr angenehm; nur faſt zu geſellig.

Eine Brücke führt über den kleinen Fluß. Von hier fällt das Schloß prächtig in das Auge. Ein großer, regelmäßiger Hof bildet den Zugang. Vom Eingang laufen rechts und links zwei lange Flügel von Seitengebäuden, für Stallungen, Küchen und andere Bedürfniſſe, von Nebenhöfen eingeſchloſſen. Am Eingang des Hofes ſtehen zwei Obelisken, im Hofe ſelbſt zwei Brunnen mit marmornen Figuren.

Gerade vor ſehen Sie den Pallaſt; eine prächtige doppelte Treppe führt vom Hofe gerade in das erſte Stockwerk. Er iſt viertehalb Geſchoß hoch, das dritte von unten ein Halbgeſchoß, weil das alte Hauptgebäude nur drittehalb Geſchoß war. Dieſes ward von Joſeph I. gebauet, aber nicht vollendet. Maria Thereſia bauete es aus von 1744 bis 1749. Der Architekt hatte aber nicht freie Hände; er ſollte dem alten Gebäude ein viertes Geſchoß aufſetzen, das nicht damit in Verhältniß zu bringen war. Das Erdgeſchoß iſt ruſtik. Die drei oberen haben joniſche Wandpilaſter; man konnte aber wegen des aufgeſetzten Geſchoſſes mit dem Kapital nicht bis an den Kranz reichen, ſondern mußte das Gebälke der Säulen bei jedem Fenſter des dritten Geſchoſſes durchbre-

chen. Dies giebt der Façade ein geſchnörkeltes Anſehen.

Die innere Einrichtung iſt prächtig. Treppen, Säle, Reihen von Zimmern, Communicationen, alles im großen, neuern Stil. Man findet reiche Tapeten, chineſiſches Porzellan, koſtbare Spiegel, kriſtallene Lüſter, ſchöne Gemälde, Büſten, Vaſen. Vorzüglich zeichnen ſich drei Säle aus. In einem ſind ſchöne Fresco-Gemälde von Gregor Guglialmi; im zweyten große Gemälde von Meytens von den Feierlichkeiten bei der Vermählung Joſeph II. mit der Prinzeſſin von Parma, die Figuren alle Bildniſſe nach dem Leben; im dritten die vortrefflich gearbeiteten Büſten von Joſeph II. und den Königinnen von Frankreich und Neapel. In einem Nebenzimmer iſt die ganze Familie von Maria Thereſia. In einem andern eine reiche Sammlung von Florentiniſcher Scagliola-Arbeit.

Maria Thereſia wohnte hier jeden Sommer; Joſeph II. nie. Jetzt bringt gewöhnlich die jüngere kaiſerliche Familie hier die Sommermonate zu.

Der große Garten hinter dem Schloß iſt zuerſt in dem alten franzöſiſchen Geſchmack angelegt, alles mit ſteifen, beſchnittenen Hecken und regu-

låren Plätzen; ſeit Joſeph II. hat er auch freie Partien im neueren Geſchmack erhalten.

Gleich vorne iſt ein großes, freies Parterre von bloßem Sande; zu beiden Seiten mit mythologiſchen Figuren von weißem Marmor. Unten am Schloſſe ſind Blumen- und Fruchtgärten in einer Vertiefung. Auch an den Baumreihen und in den Lauben findet man zahlreiche Statuen. Die meiſten ſind von dem Hofbildhauer Bayer, einem ſehr geſchätzten Künſtler, aus Gotha gebürtig. Zu den gelungenſten darunter gehören eine Hygea; ein Aeneas, der den Anchiſes mit den Hausgötzen trägt, und den kleinen Julus hinter ſich hat. Ferner ſind auf einem Platz, den grüne Hecken einſchließen, zwei ſchöne, ſtehende Figuren: Joſeph II. und ſeine Gemahlin von einem italiäniſchen Bildhauer. Auch eine junge Prieſterin mit Blumen, Früchten und Kuchen in einem Korbe, von Hagenauer, verdient Aufmerkſamkeit.

Am Ende des Parterre iſt am Fuß einer Anhöhe ein großes Baſſin; über demſelben eine Gruppe aus weißem Marmor, Neptun umgeben von Nereiden, Tritonen und Seepferden. An dieſer

Gruppe ſind ſpringende Waſſer, die aber ſelten ſpielen.

Zu beiden Seiten des Parterre laufen nun Gånge und Alleen mit ſchönen Båumen nach Weſten und Oſten. Rechts iſt im Gebůſch ein kleiner Faſangarten. Links, weit růckwårts, am Fuß der Anhöhe ſteht ein kleiner Tempel. Hier liegt ůber einem Waſſerbecken von rothem Marmor eine Nymphe, die ſich auf eine Urne ſtůtzt, aus der eine natůrliche, klare, friſche Waſſerquelle hervorſprudelt. Von dieſer Quelle hat der Ort ſeinen Namen.

Links vom Schloſſe, beinahe am Ende des Gartens, ſteht ein Obelisk in Form einer Pyramide, mit egyptiſchen Hieroglyphen bezeichnet. Er hat an der Spitze einen Adler aus vergoldetem Metall; am Fußgeſtell die Inſchrift: Joſepho II. et Maria Thereſia A. A. Regnantibus erect. 1777. Das Ganze ruhet auf einer Grotte, ůber ein Baſſin, wo Waſſerkůnſte angebracht ſind, die ſelten ſpielen.

Dem Schloſſe gerade gegen ůber liegt eine Anhöhe, die den Garten ſchließt, aber mit ihm verbunden iſt. Hier finden ſie kůnſtliche marmorne Ruinen eines pråchtigen antiken Tempels; aus

den Rücken tröpfelt hie und da kärglich Waſſer in den unten liegenden, auch verwilderten Teich. Das Werk macht dem Künſtler Ehre, dem Hofarchitekt von Hochenberg. Weiterhin iſt ein angenehmes Gehölz, das Ihnen in ſeinen ungekünſtelten Gränzen erquickenden Schatten bereitet.

Auf dem Gipfel ſteht das Gloriette, von Herrn von Hochenberg 1775 erbauet. Es iſt eine Sala terrene im Römiſchen Stil, mit ſchönen marmornen Treppen, Vaſen, Säulen und Trophäen. Von den Treppen und aus den Fenſtern hat man auf vier Seiten eine herrliche Ausſicht in die Gegend um Wien. Sie gehört zu den vorzüglichſten, und gewährt durch die Vergleichung ein ganz eigenes Vergnügen.

Die Menagerie, weſtlich zur Rechten des Schloſſes iſt zirkelförmig angelegt. Die Behältniſſe der Thiere im Freien ſind mit großen eiſernen Gittern verſehen. Im Mittelpunkt ſteht ein runder Pavillon, von dem man auf einmal die Ausſicht auf alle rings umher eingeſperrten Thiere hat. Einige werden auch in Käfichten und Zimmern aufbewahrt. Man ſieht hier inſonderheit zwei junge Elephanten, ein Männchen und ein Weibchen, erſt 11 bis 12 Jahre alt; zwei unge-

heure weiße Bären; einen Leopard; den ſchönen Tiger aus Bengalen; ein Zebra; eine Hyäne. Unter den zahlreichen Vögeln iſt beſonders die reiche Sammlung der kaiſerlichen und ſcepterhaltenden Vögel merkwürdig. Der Urſprung der Menagerie war, daß der Hof eine Anzahl fremder Thiere von reiſenden Italiänern kaufte, die mit ihnen herumzogen. Sie erhielten eine Penſion, und baten es ſich aus, als Wärter bei ihrem Geſchäft zu bleiben. So gewöhnt man ſich an alles.

Der botaniſche Garten, oder, wie man ihn auch nennt, der holländiſche Garten, macht einen abgeſonderten, eingeſchloſſenen Theil des großen Gartens aus. Er iſt einer der vorzüglichſten und reichſten in Europa. Auch wird er ſchwerlich in der Vegetation von einem andern übertroffen, noch in der ſorgfältigen Wartung der Pflanzen. Herr Boos iſt ein einfacher Mann von ausgezeichneten Kenntniſſen; einem originalen Geiſt, ſeltenem Eifer für die Wiſſenſchaft. Kaiſer Joſeph fand ihn zufällig und gebrauchte ihn ſogleich. Er ließ ihn reiſen nach Amerika, nach dem Cap, Isle de France und Bourbon. Er kam 1788 zurück, mit vielen Pflanzen und ande-

ren Naturprodukten der Länder, die er beſucht hatte. Nun wurden die Pflanzen in dieſem Garten mit der größten Sorgfalt gezogen. Kaiſer Joſeph intereſſirte ſich ſehr dafür; er ließ dem wackern Pfleger freie Hand. Es that mir ſo wohl, ihn von dem Kaiſer reden zu hören; es war der ungeheuchelte Erguß eines vollen Herzens. Solch ein Lob iſt wohl ſchön, das unverdächtigſte von allen.

Ein genaueres Studium dieſes Gartens muß für den Botaniker höchſt intereſſant ſeyn. Jacquin hat die ſeltneren Pflanzen beſchrieben und abgebildet.*) Aber der Reichthum vermehrt ſich noch immer; und wie belehrend iſt nicht die Anweiſung eines ſolchen Pflegers, wie Herr Boos über die Geſchichte und Wartung der Pflanzen. Ich habe ihn mit ſeinen Eleven geſehen, deren er ſtets eine Anzahl hat. Eine ſolche Art der Mittheilung kann nur Enthuſiasmus für den Gegenſtand geben.

Alle Gewächſe, die das Klima vertragen, ſtehen in freier Luft, neben jedem der Name. Man erſtaunt, wenn man ſieht, wie viel ſchon hier

*) Plantarum rariorum horti Caeſarei Schoenbrunenſis descriptiones et icones. Vindob. 1797.

die Kunſt leiſtete; aber freilich iſt zwiſchen dem Klima von Schönbrunn und Kopenhagen auch ein ſehr bedeutender Unterſchied. Für die, welche einer wärmeren Temperatur bedürfen, ſind geräumige Glashäuſer angelegt, wo die Grade der Wärme mit der größten Genauigkeit berechnet werden. In einige dieſer Häuſer hat man ſchöne, ausländiſche Vögel verſetzt, die hier heimiſche Wärme und Pflanzen finden. Eine originelle Idee, die für mich viel Anziehendes hat. In einem der Glashäuſer iſt ein Ichneumon, der ſtatt Krokodileiern mit Hühnereiern geſpeiſet wird.

Der Schloßgarten ſteht, ſchon ſeit Maria Thereſia, den Spazierenden das ganze Jahr hindurch offen. Auch die Menagerie wird jedem, der ſich bei den Aufſehern meldet, gezeigt. Sie können denken, daß es nicht an Beſuchenden fehlt. Und um für alle Bedürfniſſe reichlich zu ſorgen, iſt demſelben Traiteur Jan, der den Augarten hat, eine Reihe Zimmer in dem Seitengebäude linker Hand eingeräumet; ein angenehmes Local, wo man ſehr gut bedient wird.

Wir hatten Mühe, von Herrn Boos ſo zeitig wegzukommen, daß wir noch zu Mittag in Döbling ſeyn konnten.

Hier erwartete uns der würdige geheime Reichsrefendär, Baron von Frank, in ſeiner lieblichen Villa. Es war eine ſehr angenehme Geſellſchaft; auch Faßbender und mehrere meiner Freunde waren dort, die ich ſchon vor fünf Jahren in dieſem gaſtfreien Hauſe kennen lernte.

Wie fand ich ſeitdem den Garten verſchönert durch die milde Hand der Natur und die Aufmerkſamkeit des ſorgſamen Pflegers, der hier ſo gern einige Stunden der Erholung widmet. Die Pflanzungen, die ich noch ganz jung gekannt hatte, ſchienen ſchon vollendet zu ſeyn. Alles war in dem üppigſten Wuchs, in dem ſchönſten Gedeihen.

Die treffliche Ausſicht genoß ich wieder mit gleichem Entzücken.

So glücklich iſt der Geſichtspunkt gewählt auf der mäßigen Anhöhe, daß ich ohne Bedenken dieſen Ueberblick der Stadt für den ſchönſten von allen halte. Man iſt fern genug, um alles zuſammen zu faſſen, und nahe genug, um zu unterſcheiden. Von den Umgebungen ſehen Sie nicht ſo viel, daß ſich Ihr Auge in Unendlichkeiten verliert, aber genug, um die Schönheit, die

Mannigfaltigkeit, den Reichthum der Gegend vollkommen zu würdigen, um aus voller Bruſt zu rufen: O Gott! hier iſt gut ſeyn!

Von der andern Seite haben Sie eine ganz verſchiedene, mehr ländliche Ausſicht, aber in ihrer Art nicht minder ſchön. Hier weidet Ihr Auge ſich an den mannigfaltig ſchattirten, mannigfaltig benutzten, immer ergiebigen Ebenen und ſanften Abhängen der fernen Berge; an dem prächtigen Strom, den lieblichen Bächen, welche die Thäler durchwäſſern; an den ſchönen, lachenden Dörfern, Landhäuſern, Gärten, die allenthalben zerſtreuet ſind, die ſchöne Frucht eines hundertjährigen Friedens und einer milden, menſchenfreundlichen Regierung. Nur das ſchöne, mit keiner Ahndung von zwar erhabener, aber doch ſchauerlichen, Wildheit Vermiſchte der Berge liegt in Ihrem Horizont; alles ladet Sie zum ruhigen Genuß ein, bietet Ihnen, ſo möchte ich ſagen, Gegenſtände dar, die Sie ſich durch menſchliche Kraft können eigen machen, ohne einen Kampf gegen die widerſtrebende Natur zu verſuchen, in dem Sie vielleicht unterliegen.

Von dieſem Gefühl durchdrungen, ſah ich noch einmal aus dem freundlichen Fenſter, indem

ich von den liebenswürdigen Beſitzern Abſchied nahm. Wie innig war mein Wunſch, Sie möchten recht lange noch und ungeſtört des reitzenden Orts ſich freuen.

Der Baron Haus, der mit uns zurück fuhr, hatte meine unwillkührliche Bewegung bemerkt. Wir kamen bald in ein anziehendes Geſpräch über dunkle Gefühle und Ahndungen. Sie kennen meine Schwäche; Sie wiſſen aber auch, daß ich ihr nicht nachgebe. Indeß, wenn ich meine Phantaſieen nicht geſtatte, meine Handlungen zu beſtimmen, ſo kann ich es mir doch nicht verſagen, ſie Freunden mitzutheilen, die ſie nicht misbrauchen, mit meinen Freunden zu träumen, um die Träume möglichſt zu enthüllen.

So waren wir in die Stadt gekommen, ohne daß ich es faſt bemerkt hatte. Der Wagen hielt beim Schauſpielhauſe.

Wenig für das Theater geſtimmt, mußte ich dennoch hinauf gehen, weil mich gute Freunde gebeten hatten, in unſerer Loge den Blaubart zu ſehen.

Anfangs vermochte die ſchöne Muſik nur wenig über mich; noch weniger die trefflich Scenerei. Allein allgemach wirkte die Zerſtreuung.

Das vortreffliche Spiel der Eigenſatz riß mich nachher ganz hin. Sie giebt die ſchwere Rolle mit einer Empfindung, einer Wahrheit, einer Kraft, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Der gewaltige Wechſel ihrer Stimmung in den verſchiedenen Lagen wird bis zur vollkommenſten Täuſchung ausgedrückt. Ich weiß in der That nicht, welche Scene ich für ihr Meiſterſtück halten ſoll; ob der Kampf mit ſich ſelbſt, bis ſie den verderblichen Schlüſſel zu gebrauchen ſich beſtimmt, oder das Erſtaunen bei dem gräßlichen Anblick des verbotenen Zimmers, oder die Verwirrung bei des ſchrecklichen Gatten Zurückkunft, oder die Angſt des Todes, oder das letzte Sträuben um ihr Leben.

Auch von den übrigen Rollen wurden einige ſehr gut ausgeführt, beſonders Raûl ſelbſt. Der Schauſpieler drückte den Zug des Unmuths ſehr gut aus, wozu er wirklich Grund zu haben ſchien, und der allein ſeiner grauſamen Rache etwas von dem Empörenden benehmen kann.

Dazu nehmen Sie, was bei dieſem Stück ungemein viel thut, daß Muſik und alles eigentlich theatraliſche in Wien eine Vollkommenheit haben, wie wohl auf wenig Bühnen. Sie wer-

den dann ſchon begreifen, daß die Vorſtellung des Blaubart ſtarken Eindruck machen kann. Weit davon entfernt, es für eins der vorzüglichſten zu halten, ſo ſtehe ich doch nicht an, zu ſagen, daß es eins der ſtärkſten iſt, die ich je geſehen habe.

Und auf dieſe Unterhaltung ſollte nun am ſpäten Abend noch eine von ganz anderer Art folgen.

Wir ſaßen eben allein bei unſerm Abendbrod und beſprachen noch das Spiel, das meine Frau faſt noch mehr intereſſirt hatte, als ein Billet des Staatsraths von Stahl uns einlud, mit ihm und ſeiner liebenswürdigen Frau, einige Stunden auf die Redoute zu gehen.

Es war ein Impromptů, das man mit wahrer Courtoiſie für den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen veranſtaltet hatte. Seit, ich weiß nicht, wie vielen Jahren hatte kein preuſſiſcher Prinz die Kaiſerſtadt beſucht. Deſto mehr beſtrebte man ſich für ihn zu thun, was man irgend konnte, in der Abweſenheit des Hofes, der ſchon zu dem großen Lager bei Prag abgereiſet iſt. Daher gab man ihm auch das Schau-

ſpiel der vollen Erleuchtung des prächtigen Redoutenſaals in der Kaiſerlichen Burg.

Wirklich iſt der Anblick groß und überraſchend. Wir glaubten unſeren Ritterſaal des abgebrannten Chriſtiansburger Schloſſes wieder vor uns zu ſehen. Doch iſt der große Redoutenſaal vielleicht noch größer. An ihn ſtößt ein kleinerer, der allein auch noch für ſehr groß gelten würde. Jeder hat ſein beſonderes Orcheſter. Ueberdies ſind verſchiedene Nebenzimmer, wo man alle Erfriſchungen findet. In anderen wird förmlich ſoupirt.

Das alles iſt nun auf das glänzendſte erleuchtet; alle Zimmer ſtehen offen; in allen wogt eine Menge Menſchen. Alle müſſen maskirt ſeyn. Allein man nimmt es nicht genau mit den Masken. Männer von Stande tragen gewöhnlich einen venetianiſchen Mantel; auch wohl nur eine halbe Maske oder eine Maske am Huth bei einer gewöhnlichen, ſchwarzen Kleidung. Charakter-Masken habe ich nicht viele geſehen. Indeß war auch jetzt niemand auf die Redoute vorbereitet; ſie fängt ſonſt erſt nach dem Neujahrstage an.

Die Geſellſchaft war diesmal wenig zahlreich. Von den gewöhnlichen Beſuchenden waren noch

zu viel auf dem Lande. Man zählte nur etwa 1200 Masken; ſonſt pflegen ihrer gegen 2000 zu ſeyn.

Getanzt ward nicht viel; in den oberen Klaſſen gar nicht.

Den Ton fand ich, wie bei allen öffentlichen Verſammlungen hier, artig, frei, ungezwungen, aber nicht im mindeſten zügellos. Man ſieht keine unanſtändige Maske; wer nicht ſelbſt Anlaß giebt, iſt keiner Zudringlichkeit ausgeſetzt.

Das Entree-Geld iſt ſehr gering. Man zahlt nur 2 Gulden die Perſon. Davon fällt ein Theil den Armen zu; das übrige gehört der Theater-Caſſe, welche die Koſten beſtreitet. Was man genießt, hat ſeine beſtimmten Preiſe, die verhältnißmäßig immer noch wohlfeil ſind.

Oben läuft eine Reihe von Logen rings umher. Sie ſind nicht geſchloſſen; die Communication iſt ganz frei.

Hinter den Logen ſind noch einige matt erleuchtete Gänge. Man nennt ſie die Seufzer-Gänge. Sie werden mir leicht glauben, daß ich nicht lange darin verweilte, wenn ich Ihnen ſage, daß es mir ſchien, als ob die Seufzer ziemlich leicht Erhörung fänden.

XXXV.

Wien den 10. Sept. 1804.

Heute Mittag, mein lieber Freund, habe ich eine Probe von meiner Commerzial-Finanz-Kunde ablegen müſſen, wobei mir wirklich etwas mißlich zu muthe ward.

Der Hof- und Staats-Vicekanzler, Graf Ludwig Cobenzl, der in Raſtadt viele Güte für mich hatte, wollte, daß ich noch einen Mittag bei ihm allein zubringen ſollte. Niemand war zugegen, als ſeine Schweſter, die Gräfin Rombek, ihr Mann und der Staats- und Conferenzrath, Freiherr von Collenbach, deſſen Bruder ich in Kopenhagen ſehr gut gekannt hatte. Der Graf Cobenzl iſt der angenehmſte Geſellſchafter von der Welt. Er hat, bei einer ſehr lebhaften, durch Witz, mannigfaltige Kenntniſſe und Erfahrungen gewürzte Unterhaltung, jene verbindliche Freundlichkeit, die Sie mit Fug und

Recht für etwas mehr, als den guten Geſellſchafts-Ton nehmen können; für wirkliches Wohlgefallen. Geſetzt auch, Sie ſchlöſſen zu viel, ſo möchte dies dem Diplomaten immer erwünſchter ſeyn als das Gegentheil. Bei dieſem glücklichen Talent, bei ſeinem ſcharfen Blick, einer vollkommnen Herrſchaft über Leidenſchaft und Manier, und einer großen Leichtigkeit des Ausdrucks, war er immer ſehr glücklich in Unterhandlungen, in wie weit die Perſon etwas zum Erfolg beitragen kann.

Auch wer in den unangenehmſten Geſchäftsverhältniſſen mit ihm war, ließ dennoch ihm perſönlich immer Gerechtigkeit wiederfahren. „Man kann die herbeſten Worte," ſagte er mir einſt, „doch für den Augenblick ſehr mildern durch Art „und Ton. Als ich mich, noch ſehr jung, von „den preußiſchen Miniſtern vor dem Baierſchen „Kriege trennte, ſo gut, wie mit einer Kriegs„erklärung, verließen wir uns von beiden Sei„ten mit perſönlicher Zufriedenheit." Darum konnte ihm die Unart der Franzöſiſchen Miniſter in Raſtadt nicht anders als doppelt empfindlich ſeyn; ihm, der ſich ſelbſt in Straßburg gebildet hatte, der das gefällige Aeußere der Franzöſiſchen

Diplomaten der alten Zeit mit Recht ſo pries. Indeß merkte man ihm das Mißfallen in Raſtadt nicht an. Ich habe ihn oft bewundert, mit welcher Faſſung und Geiſtesgegenwart er durch eine feine Wendung es zu vermeiden wußte, beleidigt zu erſcheinen, ohne doch der Würde ſeines Hofes das mindeſte zu vergeben. Wie ſehr verſchieden war darin ſein College, der Graf Lehrbach, deſſen Empfindlichkeit ſich oft ziemlich unſanft äußerte.

Sie können denken, daß manche Erinnerungen jener Zeit ſich jetzt wieder erneuerten. Der Graf war ſo gütig, das Geſpräch auf mehrere Gegenſtände zu lenken, die mich, wie er wußte, vorzüglich intereſſirten. Ich erhielt, im Vorbeigehen, mehr als einen Aufſchluß aus den ſpäteren Ereigniſſen, der meine damaligen Anſichten bald beſtätigte, bald widerlegte.

Nach Tiſche verließ uns der Graf Rombek. Wir hatten uns um den Kaffetiſch geſetzt. Der Graf ging in ſein Cabinet, um mir meinen Paß aus der Staats-Kanzlei zu bringen. Als ich ihn aufſchlug, bemerkte ich, daß in dem Formular das „und zurückkehren" wie gewöhnlich hineingeſchrieben war. Ich zeigte es dem

Baron Collenbach, der den Paß gleichfalls unterzeichnet hatte, und beſchuldigte ihn, er habe diesmal wenigſtens den Paß nicht angeſehen. Der Graf gab dem Scherz eine verbindliche Wendung, indem er zufügte: Que ce ſoit de bonne augure.

Wir ſprachen noch etwas über meine Rückreiſe. Der Graf, der ſeine diplomatiſche Laufbahn in Kopenhagen angefangen hatte, äußerte noch immer eine lebhafte Theilnahme. Die Rede fiel auf unſere Finanzen, auf unſeren Cours, der, bei manchen widrigen Umſtänden, dennoch einer der beſten in Europa iſt. Ich freuete mich, der Wahrheit gemäß, dieſen glücklichen Erfolg hauptſächlich der Feſtigkeit zuſchreiben zu können, womit man richtige Grundſätze in der Anwendung befolgte.

„Aber was ſagen Sie denn zu dem Cours „unſerer Zettel“ — fragte der Graf raſch, wenn gleich nur wie hingeworfen.

Natürlich lehnte ich eine beſtimmte Aeußerung ab durch meine geringe Kenntniß der Lokal-Verhältniſſe.

„Sie werden mich nicht überreden wollen, „daß Sie ſechs Wochen in einem Lande leben,

„ohne über den Cours der Papiere und Wechſel „urtheilen zu können. Wer ſich ſo viel, wie Sie, „mit den Finanzen beſchäftigt hat, unterläßt es „kaum, dieſe Gegenſtände zu erforſchen. Ich „will Ihnen kein Compliment machen; ich denke, „es iſt Ihnen zu einer Gewohnheit geworden, „der man folgt, ohne es zu wiſſen.“

Nun glaubte ich am beſten, mich aus der Sache zu ziehen, wenn ich ſie als Scherz nähme. Ich hoffte, der Graf hätte eine zu gute Meinung von meiner Aufmerkſamkeit für die Damen, um mich in den wenigen Minuten, die ich mich mit der Gräfin Rombek unterhalten könnte, von ſo ernſten Geſchäften ſprechen zu laſſen.

Es half alles nichts. Die Gräfin verſicherte, dieſe Gegenſtände wären bei ihnen an der Tages-ordnung. Sie wäre neugierig zu hören, ob ich ſo darüber mich erklären könne, daß auch ſie es verſtände.

Ich begriff, daß ich mich äußern müßte. Sie mögen glauben, es war mir peinlich. Ueberhaupt gehe ich ungerne in ein Detail, wo von Verhält-niſſen anderer Länder die Rede iſt. Man kann ſo

leicht anſtoßen, ſo leicht abſprechend ſcheinen, ob man gleich weit davon entfernt iſt, es zu ſeyn. Und zumal in den Finanzen. Ueber die allgemeinen Grundſätze ſollte wohl kein Streit ſeyn, nicht einmal eine verſchiedene Meinung. Richtig erwogen, ſind es Wahrheiten, die den Mathematiſchen an Evidenz nichts nachgeben; auf der entgegengeſetzten Seite iſt Unſinn. Aber die Anwendung iſt ſo ſchwer. Sie müſſen ſo genau die ganze innere Verfaſſung eines Landes kennen, den geſammten Zuſtand der Gewerbſamkeit, die Geſetze über Eigenthum und Rechtshändel, die auswärtigen Handels- und Staats-Verhältniſſe. Iſt Ihre Kenntniß mangelhaft, ſo können Sie nie beſtimmt angeben, wo der Grund des Gebrechens liegt, wie zu helfen ſey. Dann müſſen Sie den Charakter der Regierung durchſchauen. Sie müſſen wiſſen, ob man mit Kraft handelt, mit Feſtigkeit; ob man ſich über verjährte Vorurtheile hinaus ſetzen will; ob die Regierung die öffentliche Meinung für ſich habe; ob die, welche den Plan ausführen ſollen, ihn immer in Rückſicht auf den oberſten Punkt in Ausübung bringen, aus dem alle Fäden auslaufen. Wie wollen Sie ſonſt mit einiger Zuverſicht Mittel empfehlen?

In dieſem Sinn hütete ich mich auch jetzt wohl, mehr zu ſagen, als ich mit vollkommener Sicherheit evident machen konnte.

Ich erklärte, meiner innigen Ueberzeugung nach, den ſchlechten Stand des Courſes für ein bloß zufälliges Uebel, das ſicher zu heben wäre, bei den großen Reſſourcen der Monarchie. Von den Urſachen erwähnte ich nur ſolcher Mißgriffe der Regierung, die einem jeden einigermaaßen Unterrichteten in die Augen ſpringen; als der verkehrten Verfügung wegen des Arroſirens der Staatseffecten während des letzten Kriegs, der an ſich nicht unbedeutenden, aber im Verhältniß zu der circulirenden Maſſe von Zetteln ganz vergeblichen Emiſſion von Silbergeld und dergleichen. Unter den Mitteln nannte ich vorzüglich ſolche, die zu allgemein bekannt ſind, um einem Zweifel über ihre Anwendbarkeit oder Wirkſamkeit Raum zu laſſen. Nun bemühete ich mich, dem Befehl der Gräfin folgſam, die Lehren der Kunſt in ein Gewand zu kleiden, das durch die unmittelbare Beziehung auf das tägliche Leben gefallen konnte. So ſtellte ich vor allen gute Geſetze über Hypotheken, Creditweſen und Wechſelgeſchäft als die Hauptgrundlage des Credits überhaupt. Davon

ließen ſich leicht Anwendungen machen, auf die Benutzung der größten Reſſource des Staats, ſeiner Domainen; um auf den auswärtigen Credit der Börſen zu wirken, für den bekanntlich die Meinung des Auslandes von der Solidität des inneren Creditweſens und der Schnelligkeit und Unpartheilichkeit der Rechtspflege entſcheidend iſt.

Ob es mir wirklich gelang, weiß ich nicht; aber es ſchien mir, als erledigte ich mich meiner Aufgabe zur Zufriedenheit der Geſellſchaft. Die Gräfin durchführte mit vieler Feinheit ihre einmal behauptete Theilnahme; ſie ſagte nun und dann verſchiedenes, was mich glauben machen konnte, ich hätte mich faßlich genug ausgedrückt. Der Graf ließ freilich merken, daß er glaube, es wäre noch mehr zu ſagen; allein er gab doch mehreren Ideen einen zu unvorbereiteten Beifall, um mich fürchten zu laſſen, ich habe ſeiner Erwartung durchaus nicht entſprochen. Der Baron Collenbach machte mir zuweilen Einwendungen, deren unmittelbare Tendenz es war, mich tiefer in die Anwendung hinein zu ziehen; indeß ſchien ihm der Gegenſtand nicht ſo geläufig zu ſeyn, daß ich nicht Mittel gefunden hätte, eine genauere Einlaſſung durch Erläuterungen zu vermeiden, die mehr be-

zeichneten, was zu beachten wäre, als ſie zu erkennen gaben, was ich beachtet hätte.

So endete die ſchwierige Unterredung nach einer kleinen Stunde, und ich finde, zu meiner großen Zufriedenheit, jetzt bei reiferem Nachdenken, daß ich über die öſterreichiſchen Staaten nichts geſagt habe, was nicht vollkommen richtig wäre.

Vielleicht intereſſirt es Sie, wenn ich Ihnen, als Beleg, eine kurze Schilderung der Kräfte dieſes mächtigen Reichs mache. Ich werde mich dabei vorzüglich nach Liechtenſtern *) richten, jedoch mit Beimiſchung meiner eigenen Bemerkungen, wo ich etwas zu ändern oder hinzuzuſetzen finde.

Die Oeſterreichiſchen Staaten liegen zwiſchen dem 42° 7′ 20″ und 52° 38′ 0″ nördlicher Breite, und dem 26° 10′ 0″ und 44° 14′ 0″ öſtlicher Länge von Ferro.

Der ganze Flächeninhalt beträgt 11989,27 Geogr. Q. M. Davon kommen auf Nieder-Oeſterreich inſonderheit 587 Q. M., nemlich Oeſterreich unter der Enns 354 und Oeſterreich ob der Enns 233 Q. M., auf Steyermark 412, auf

*) Skizze einer ſtatiſtiſchen Schilderung des Oeſterreichiſchen Staats. Von Joſeph Marx Freiherrn von Liechtenſtern. Dritte Auflage. Wien 1805 gr. 8.

Kärnthen 201, auf Krain und Idrin 233, auf das Oeſterreichiſche Friaul und Trieſt 70, auf Tyrol 517, auf das Fürſtenthum in Schwaben 81, auf Böhmen 951, Mähren und Schleſien 552, Ungarn 3832, Siebenbürgen 665, Oſt- und Weſt-Gallizien mit Bucowina 2511, die Militärgränze oder den Landesſtrich von Croatien, Slavonien, das ſogenannte Bannat in Ungarn, und in Siebenbürgen längs mit dem Osmanniſchen Reiche 722, das ehemalige Venetianiſche 662 Q. Meilen.

Alle dieſe Staaten ſind jetzt arrondirt, ſeit der glücklichen Austauſchung der Niederlande gegen Venedig. Sie haben eine ſehr gute, leichte Communication mit einander. Treffliche Chauſſeen in den meiſten der alten Erbſtaaten bieten dem Transport von Waaren und Kriegsbedürfniſſen mannigfaltige Erleichterung.

Mit Frankreich iſt Oeſterreich jetzt in keiner unmittelbaren Berührung. Freilich iſt die Begränzung mit der Ciſalpiniſchen Republik im politiſchen Sinn nicht viel beſſer; indeß iſt doch von der Seite her ein Angriff nicht ſo leicht, als ehemals auf die weit entlegenen Niederlande. Sonſt gränzt Oeſterreich mit Rußland, Preußen und

dem Osmanniſchen Reich. Das letzte iſt nie gefährlich; von den beiden andern iſt es keins allein. Die großen deutſchen Reichsfürſten Baiern, Sachſen, Würtemberg und Baden werden Oeſterreich nie anders angreifen, als gezwungen. Oeſterreich hat alſo nicht abſoluten Grund, große Summen auf die Sicherung ſeiner Gränzen zu wenden. Welche Gränze vor anderen ausgeſetzt wäre, wenn Frankreich die Ciſalpiniſche Republik oder die deutſchen Fürſten angreifen läßt, iſt eine mehr militäriſche Frage. Dem Finanzier iſt kein Angriff furchtbar für einen ſo mächtigen Staat, wenn die Magazine verſehen ſind, Gewerbſamkeit blühet, und der Staat Credit hat. Eines todten, aufgeſparten Schatzes bedarf es dann nicht. Das Geld iſt beſſer in den Händen der Unterthanen; wir wollen es ſchon finden, wenn wir es brauchen.

Venedig, Görz, Trieſt, Krain, Croatien, Dalmazien, Albanien werden von dem Adriatiſchen Meere begränzt. In den übrigen Staaten ſind große, zum Theil ſchiffbare Flüſſe. Oeſterreich bedarf alſo glücklicherweiſe keiner Marine zu ſeiner Vertheidigung. Aber es kann leicht eine Marine haben, ſeinen Küſtenhandel zu ſchützen; und die großen Flüſſe gewähren unendliche Vor-

theile für den Abſatz der Produkte und den inländiſchen Handel.

Die Gebirgsgegenden von Nieder-Oeſterreich, Steiermark, Ober-Kärnthen, des Landesſtrichs in Krain und Lacbach, an der Save, und zum Theil in Iſtrien, der größte Theil von Tirol, Hohenberg und Nellenberg, der größte Theil von Böhmen und Mähren, der größte Theil von Weſt-Gallizien, der nördliche und südöſtliche Theil von Oſt-Gallizien, die Bucowine, die südlichen und südöſtlichen Gegenden Ungarns, auch einige mittlere weſtliche Landesſtriche daſelbſt, Slavonien und der größte Theil von Siebenbürgen, haben einen ungemein fruchtbaren Boden. Die übrigen minder fruchtbaren Gegenden ſtehen mit jenen in keinem Verhältniß. Wenn Sie von der ganzen Fläche $\frac{2}{54}$ als uncultivirt abrechnen, ſo behalten Sie $\frac{12}{54}$ Ackerland, $\frac{7}{54}$ Wieſenland, $\frac{11}{54}$ Hütung, $\frac{21}{54}$ Waldung, $\frac{1}{54}$ Weinberg. Dieſe, wie man mich verſichert, zuverläſſige Durchſchnittsberechnung macht ſchon ſonnenklar, daß Sie die geſammte Kraft des Staats wenigſtens um $\frac{1}{5}$ vermehren können, wenn Sie die Hütung abſchaffen!

Nach mehreren politiſchen Berechnungen ſchätze ich die geſammte Volksmenge der Oeſterreichiſchen

Monarchie auf 27,600,000 Menſchen. An der Richtigkeit dieſes Reſultats darf ich kaum zweifeln; es erwächſt aus der Zuſammenhaltung verſchiedener Rechnungsarten. Aber eben deswegen wage ich nicht, die Bevölkerung der einzelnen Provinzen mit Sicherheit zu beſtimmen.

Von Ungarn habe ich ſie Ihnen ſchon angegeben. Von den übrigen ſetze ich ſie her nach Roſier und Liechtenſtern, mit Beifügung der Jahrszahl der Angabe.

1803	Oeſterreich unter der Enns	1,060,479
1800	Oeſterreich über der Enns	629,945
1800	Steyermark	812,464
1801	Kärnthen	285,533
1801	Krain	409,054
1801	Görz und Gradiska . .	119,057
1801	Trieſter Gebiet . . .	27,344
1785	Tirol	680,473
1785	Trienter Bezirk . . .	147,864
1785	Brixner Bezirk . . .	26,759
1786	Vorarlberg	77,971
1799	Vorder-Oeſterreich . .	160,922
1801	Böhmen	3,013,614
1801	Mähren und Schleſien .	1,634,668
1801	Croatien	358,526

1801	Slavonien	186,457
1801	Siebenbürgen	1,620,696
1801	Oſt-Gallizien	3,644,892
1801	Weſt-Gallizien	1,288,988
1801	Gebiet von Venedig . .	1,631,172
1801	Cattaro	40,924
1801	Venetianiſch Iſtrien . .	94,278
1801	Dalmatien	256,902

Im Ganzen leben alſo gegenwärtig 2300 Menſchen auf die Quadrat Meile im Oeſterreichiſchen. Die Verhältniſſe für die einzelnen Provinzen ſetze ich ihnen nach Liechtenſtern in abnehmender Stufenfolge her.

Trieſt	9707
Gebiet von Venedig . .	5253
Cattaro	3637
Böhmen	3167
Mähren und Schleſien .	2861
Oeſterreich unter der Enns	2931
Oeſterreich ob der Enns	2706
Vorder-Oeſterreich . .	2600
Oſt-Gallizien	2231
Siebenbürgen	1838
Venetianiſch Iſtrien . .	1809
Görz und Gradiska . .	1778

Krain	. . . .	1752
Kärnthen	. . . .	1424
Tirol	. . . .	1270
Croatien	. . . .	1647
Slavonien	. . . .	1522
Weſt = Gallizien	. . . .	1456
Dalmatien	. . . .	890

Nach einer Geburts = und Sterbe = Liſte von 1793, welche De Luca mittheilt, war in dieſem Jahre in den Deutſchen und Galliziſchen Erblanden die Summe der geſchloſſenen Ehen 110,207, der Gebornen 505,741, der Geſtorbenen 376,235, alſo ein Ueberſchuß von 129,506 auf eine Bevölkerung von etwa 15,500,000 Menſchen, das iſt ungefähr $\frac{1}{120}$ des Ganzen. Von den Geſtorbenen ſtarben 346,809 an gewöhnlichen Krankheiten, 16949 an Orts = Krankheiten, 8653 an Epidemien. Selbſtmörder waren 215, von anderen ermordet 192, und 3423 ſtarben an Unglücksfällen. Der Ermordeten ſind bei uns ohne allen Vergleich weniger. In den Däniſchen Staaten ſind jährlich kaum 7 Mordthaten; das wäre im Verhältniß der Volksmenge nur $\frac{1}{3}$ gegen jene Staaten. Wahrſcheinlich iſt aber ein Fehler in der Liſte eingeſchlichen, weil die Zahl der Ermor-

deten in Vorder=Oeſterreich auf 59 angegeben wird. Dies überſchritte alles Verhältniß, wenn nicht etwa eine ganz beſondere Urſache eingetreten wäre. Ich habe mich ſorgfältig darnach erkundigt, aber hier nichts erfahren können. Unter Kaiſer Joſeph vermehrte ſich die Volksmenge während ſeiner zehnzährigen Regierung um 4 Millionen Menſchen, des Türkenkrieges ungeachtet. Die Sterblichkeit iſt ſehr verſchieden, doch im Ganzen der Bevölkerung günſtig. Im Venetianiſchen iſt ſie am ſtärkſten. Im Lande unter der Enns ſtirbt jährlich einer von 28; in den Mittelgebirgen Böhmens und Ungarns, im nördlichen Tirol und in beiden Gallzien von 41, 43, 44 und 47 jährlich nur einer.

Sehr verſchieden ſind dieſe Völker nach Stamm, Sitten und Sprache. Man kann ſie unter vier Hauptnazionen bringen: Deutſche, auch in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen, etwa 7 Millionen; Slaven in Unterſteiermark, Kärnthen, Krain, Polen, auch in Mähren, Schleſien und Böhmen etwa 13 Millionen; Ungaren etwa 3,400,000; Italiäner in Venedig, das ſüdliche Tirol, und der Seeküſte 2 Millionen. Dazu kommen kleinere Völkerſtämme: die Wallachen,

in Siebenbürgen und Ungarn über 700000 Menſchen; Gothen und Vandalen in Krain und Ungarn; Juden; Zigeuner; ſehr viele Fremde von verſchiedenen Nazionen. Die Hauptſprachen ſind die Deutſche, nach dem Oeſterreichiſchen *) und Schwäbiſchen Dialekt, die Illiriſche bei den Slaven, die Ungariſche, und die Italiäniſche, zum Theil nach einem verdorbenen Dialekt.

Alle Völker ſind ſtark an Körperbau, beſonders die Slaven; die vom Deutſchen Stamme haben größtentheils eine ausgezeichnet ſchöne Phiſionomie. Es iſt im Ganzen ein gutes, ausdauerndes, ſtrebſames, der Regierung ſehr getreues Volk. Die Oeſterreicher, inſonderheit die Tiroler und die Ungaren, zeichnen ſich durch eine eifrige Anhänglichkeit aus, wovon die Geſchichte wenig Beiſpiele kennt. Ein geſchickter Regent, der die Einzelheiten gehörig zu ſchonen und zu benutzen weiß, kann aus dem Ganzen machen, was er will. Trotz allen Verſchiedenheiten der einzelnen Länder, kann man ihre Kräfte ſehr gut zum Einverſtändniß in der Wirkung bringen, nur will die

*) Die Volksſprache in Oeſterreich, vorzüglich ob der Enns von Mathias Höfer. Wien 1808. 8.

Klugheit, ſie in der Regel als abgeſondert wirkend erſcheinen zu laſſen.

Man zählt in der ganzen Monarchie 884 Städte, 2116 Märkte und über 74740 Dörfer oder Weiler. Davon ſind die meiſten der erſten, viele der zweiten, und in den Deutſchen Ländern und im Venetianiſchen auch mehrere Dörfer ziemlich wohl gebauet. Nicht nur in den Hauptſtädten, auch in ſehr vielen Landſtädten und in einigen Märkten und Dörfern ſind die Häuſer faſt durchaus von Back- und Bruchſteinen; in den Holzreichen Gebirgsgegenden, beſonders auf dem Lande, von Holz.

Die Kultur ſo verſchiedener Nazionen, die ſo abwechſelnde Schickſale hatten, zum Theil noch nicht lange unter dem öſterreichiſchen Zepter kamen, muß natürlich ſehr ungleich ſeyn. In den Deutſchen Staaten, in Böhmen, Mähren und Schleſien habe ich keine bedeutende Verſchiedenheit von anderen Ländern bemerkt; unter dem gemeinen Mann in Ungarn und Gallizien mag freilich der Druck viel Barbarei noch übrig laſſen. Ihre Aufhellung muß man erſt von der wohlthätigen Hand der Zeit erwarten, unter einer verſtändigen Mitwirkung der Regierung. Was ich von der Ver-

ſchiedenheit der Aufklärung der gebildeten Stände halte, wiſſen Sie. Ich bleibe bei meiner Meinung, und ſage auch hier im Ganzen: tout comme chez nous. Uebrigens zählt man jetzt in allen Oeſterreichiſchen Staaten 1000 Schriftſteller, wovon 729 Deutſche ſind. Auf fünf kommt etwa jährlich ein litterariſches Produkt.

Der Flächeninhalt des ganzen nutzbringenden Bodens wird auf 81,212,543 Joch zu 1600 Quadrat-Klaftern angeſchlagen. Solche Joche gehen 9555$\frac{1}{10}$ auf eine geographiſche Quadratmeile. Alſo würden 8497 Quadratmeilen benutzt, und 3492 Quadratmeilen unbenutzt ſeyn. Dieſe Berechnung ſtimmt ungefähr mit der überein, die ich Ihnen vorhin gab. Den mittleren Ertrag eines Jochs Weinland rechnet man auf 20 Oeſterreichiſche Gulden, Gartenland auf 5, Kornland auf 6, Wieſen und Weiden auf 2, Waldung auf 1 Gulden. Das ganze Produkt des Landes kann man, nach den niedrigſten Preiſen, auf 252,677,260 Gulden annehmen. Die Bauern ſind in den alten Deutſchen Erblanden gröſstentheils in hohem Wohlſtand. Sie haben in den letzten Jahren ſeit dem Kriege viel in Silberzeug angelegt, und in Münzen. Sie halten auch nicht ſelten ihre

Waaren, in Hoffnung auf beſſere Preiſe, zurück, weil ſie kein Geld brauchen.

Wieſewachs und Ackerbau ſind noch einer großen Verbeſſerung fähig. In Ungarn ſind allein über 5,700,000 Joch Hutweiden; in Böhmen ſelbſt noch $\frac{1}{11}$ der Oberfläche; in Steiermark $\frac{1}{8}$; im Land unter der Enns $\frac{1}{10}$, im Land ob der Enns $\frac{1}{24}$ der nutzbaren Oberfläche. Die Ackergeräthſchaften ſind meiſtens ſchlecht; die Düngerwirthſchaft wird nachläßig betrieben. Und dennoch welch ein Ertrag! Der Waizen giebt in den Ungariſchen Ländern, im Venetianiſchen, im ſüdlichen Tirol das 9te, in den übrigen Erblanden das 6te Korn; Roggen in den Ungariſchen Ländern und auch im Venetianiſchen 10, in Gallizien 7, in den übrigen Erblanden 6fach; Hafer und Gerſte 11, 8, 7fach; der Türkiſche Waizen im ſüdlichen Ungarn 50, in Unterſteiermark 40fach.

Die Waldungen geben bei weitem nicht den Ertrag, den man erwarten müßte. Schlechte Wirthſchaft, Mangel an kundigen Beamten und Aufſehern, und Schwierigkeiten der Communication mit dem flachen Lande, beſonders zu Waſſer — ſind die Haupturſachen.

Pferde zählt man etwa 1,600,000 Stück; Hornvieh 12,700,000, worunter ſich nicht volle 3 Millionen Zug- und Maſtochſen befinden. Ungarn und Gallizien haben die meiſten Pferde; Siebenbürgen und Buccowina die beſten. Die Pferdezucht iſt auf einem guten Fuß; die Landesgeſtütte werden allenthalben aus den Landesfürſtlichen Geſtütten in Ungarn zu Mezöhegyes und Babolna, beſonders aus erſterem, mit Beſchälern verſehen. Auf die Vervollkommnung der Rindviehzucht wird im Ganzen wenig Aufmerkſamkeit gewandt. So auch bei der Schaafzucht. Böhmen zählte 1793 auf 2,100,000 Schaafe; Ungarn hat über 3,500,000 Stück. Am beſten iſt die Schaafzucht in einigen Gegenden von Böhmen, Mähren und Schleſien, zum Theil auch in Niederöſterreich.

Goldbergwerke ſind in Ungarn, Siebenbürgen, Tirol. Sie liefern jährlich 17 bis 18 Zentner; die Siebenbürgiſchen allein an 13. Silberbergwerke ſind in Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Mähren, den Inneröſterreichiſchen Herzogthümern und Tirol. Ungarn allein giebt jährlich 160000 Mark. Der Amalgamationsprozeß iſt in Ungarn und Siebenbürgen wieder abgeſchaft, weil

die Schmelzkoſten nach der bisherigen Art nicht ſo hoch kamen, auch zu viel Gold bei den göldiſchen Erzen verloren ging.

Den Ertrag der Kupfergruben kann man auf 65 bis 70000 Zentner annehmen. Bleibergwerke giebt es ſehr viele; die wichtigſten in Kärnthen geben jährlich 35 bis 36000 Zentner. Zinn wird in Böhmen gewonnen. Eiſen iſt allenthalben in der größten Menge vorhanden. Steiermark, welches das vorzügliche Eiſen hat, liefert jährlich an 320000 Zentner. Das reichſte Queckſilberbergwerk in Europa iſt zu Idria in Krain. Jährlich werden 4000 bis 4500 Zentner gewonnen.

An Kochſalz iſt ein unerſchöpflicher Reichthum in Siebenbürgen, Ungarn, Gallizien, dem Lande ob der Enns, Steiermark und Tirol. An Stein- und Südſalz werden jährlich über 4,300,000 Zentner erzeugt. Uberdies wird in den Küſtenländern eine große Menge Seeſalz bereitet. Das von Iſtrien iſt von vorzüglicher Güte, und kann das Neapolitaniſche erſetzen, was ſonſt, beſonders von Barleta in Croatien eingeführt ward.

Der Geldwerth der jährlich erzeugten Metalle, Salze, Brennſtoffe und anderer Mineralien beträgt wenigſtens 50 Millionen. Davon kommen

auf die Metalle allein 13 Millionen; und eben ſo viel zieht der Staat von allen eigenen und Privatbergwerken in der Monarchie.

Die Materialien zu den meiſten Manufacturen und Fabriken liefert alſo das Land ſelbſt, und in ſo großer Menge, daß ſie durch den einheimiſchen Verbrauch nicht erſchöpft werden. Dabei hat das Reich Lebensmittel im Ueberfluß, und zu verhältnißmäßig wohlfeilen Preiſen; eine hinlängliche, in manchen Provinzen ſehr ſtarke, Bevölkerung; alle Anlagen zu einer leichten und ſicheren Communication. Inſonderheit ſind in den Deutſchen Erblanden, vorzüglich in Böhmen, Oeſterreich unter und ob der Enns, Steiermark, Kärnthen, Mähren und Tirol die Gewerbsanſtalten in einem blühenden Zuſtande. In Ungarn und Gallizien iſt die Landwirthſchaft noch nicht auf den Grad gebracht, der allein eine gewiſſe Ausdehnung der Fabrikation ſichert. Im Ganzen aber hatte Kaiſer Joſeph allerdings hinlänglichen Grund die Einfuhr fremder Fabrikate zu verbieten.*) Seitdem

*) Dies hat ſchon Hornegk in ſeinem Oeſterreich über alles, wenn es nur will, dargethan. Die erſte Ausgabe dieſer merkwür-

hat ſich die Gewerbſamkeit erſtaunend gehoben. Man rechnet jetzt in den ſämmtlichen Staaten 11 Millionen Landbauer, und 9 Millionen, die von ſtädtiſchen Gewerben leben. Der Werth der verarbeiteten Waaren wird angeſchlagen auf 362 Millionen, 72 für das rohe Material, 260 für den Verdienſt der Arbeiter.

Getraide, Vieh, Wein, Salz, Tabak, Holz, Eiſen, Queckſilber, Zinn, Blei, Kupfer werden in bedeutender Menge ausgeführt; von Manufacturwaaren, vorzüglich Leinenwaaren, Glas, Eiſenwaaren, Stahl- und Meſſingwaaren, dann baumwollne Zeuge, Tücher, Seidenwaaren, Spiegel, Porzelän, Leder, Hüthe. Dagegen zieht man aus dem Auslande Zucker, Thee, Kaffee, Gewürze, Baum- und Schaafwolle, rohe Seide, auch einige Medizinalwaaren, fremde Weine, Baumöl, Rauchwaaren, Bücher und Landkarten. Rechnen wir die letzteren, als ein geiſtiges Bedürfniß, zu den Nothwendigkeiten der erſten Klaſſe, deren Einfuhr, Gottlob, noch in keinem polizirten Staat unterſagt ward, ſo ſind die andern größ-

digen Schrift, welche ich beſitze, iſt vom Jahre 1701 in 12. Sie ſoll jetzt ſehr ſelten ſeyn.

tentheils entbehrliche Artikel. Die Oeſterreichiſchen Staaten finden ſich alſo in der glücklichen Lage, des Auslandes nur wenig zu bedürfen, und in der Lage der Gewerbſamkeit iſt durchaus kein Grund der Unterbilanz des Handels, folglich des nachtheiligen Wechſelcourſes. Eine ſolche Urſache allein macht die Heilung der Krankheit langwierig und bis auf einen gewiſſen Punkt unſicher; andere laſſen ſich heben ohne große Schwierigkeit.

Auf den Ueberſchuß nach den Ein- und Ausfuhrliſten rechne ich nicht viel, wie Sie wiſſen; indeſſen ſteht es doch auch hiernach ſehr gut um die Oeſterreichiſche Monarchie. Man rechnet die Einfuhr auf 27, die Ausfuhr auf 22 Millionen. Allein von den letzteren werden 2 bis 3 Millionen wieder ausgeführt. Dazu kömmt ein bedeutender Kommiſſions- und Tranſitohandel, und die Konſumtion der Fremden, welche die berühmten böhmiſchen Båder beſuchen. Sie haben ſonach wohl an 2 Millionen, und ſo viel wird der Werth der eingeſchlichenen fremden Waaren kaum betragen.

Der ſtårkſte Handel iſt mit dem Osmanniſchen und Deutſchen reich, dann mit dem Norden von Europa, vorzüglich mit Rußland und Preußen. Minder bedeutend iſt der directe Handel mit Ita-

lien, Frankreich, Spanien, England und Nord-amerika. England hat in den letzten Jahren für 30 Millionen Gulden Korn aus Gallizien gezogen. Indes bringt den meiſten Gewinn der Levantiſche Handel; ſeine möglichſte Erweiterung iſt einer der wichtigſten Punkte des Handelsintereſſe. Ueberhaupt wird die Aufmerkſamkeit eines jeden Staats auf ihren Handel nothwendiger in eben dem Verhältniß, wie ſie allgemeiner eingreift. Wenn jeder Staat darauf bedacht iſt, den Gebrauch fremder Fabrikate einzuſchränken, durch die Vervollkommnung ſeiner Werkſtätten, ſo gehört eine immer ſteigende Sorgfalt dazu, die Concurrenz bei dem auswärtigen Abſatz auszuhalten. Naturprodukte bleiben dann am Ende der einzige unverſiegliche Quell des Reichthums; Erleichterung des Transports, weiſe Handelsgeſetze, kluges Benehmen gegen andere Staaten das Hauptmittel zu ihrer vortheilhafteſten Benutzung. In dieſer Rückſicht hat Oeſterreich viele, noch kaum erſchärfte Schätze. Ich nenne Ihnen nur Holz, beſonders Schiffbauholz, das in unſeren kriegeriſchen Zeiten immer wichtiger und wichtiger wird.

Meſſen ſind nur zu Botzen in Tirol und zu Brody in Oſtgallizien; Hauptjahrmärkte zu

Wien, Prag, Brünn, Troppau, Linz, Grätz, Peſt, Venedig, Verona, Trieſt, Krakau, Lemberg; Jahrmärkte vom zweiten Range zu Laibach, Klagenfuhrt, Inſpruck, Presburg, Oedenburg, Raab, Komorn, Debrezin, Hermannſtadt, Padur. Dieſe Orte ſind die vorzüglichſten Handelsplätze, und die Haupt-Legſtädte und Legſtädte, wo die aus der Fremde in größerer Menge eingeführten Waaren zur Verzahlung gebracht werden. Indeß giebt es der Legſtädte noch weit mehrere. Privilegien zu wöchentlichen oder jährlichen Märkten zum Abſatz und Austauſch der Waaren und Produkte zwiſchen Stadt und Land giebt es in hinlänglicher Menge.

Für die Deutſchen und Galliziſchen Erbſtaaten erſchien 1788 eine eigene Zollordnung; ſie iſt aber nachher ſchon verſchiedentlich abgeändert. Ueberhaupt ſind die Oeſterreichiſchen Zollgeſetze zwar nicht eben hart; aber ſie ſcheinen mir nicht auf vollkommen richtige Grundſätze berechnet zu ſeyn. Auch iſt die Erhebungsart wohl kaum die zweckmäßigſte, wenn gleich minder verkehrt als im Preußiſchen.

Auf gewiſſe Weiſe gilt dies auch von der Stempeltaxe. Für alle Kaiſerlichen Staaten, mit

Ausnahme der Ungariſchen und Venetianiſchen Länder und Tirol, erſchien am 5. October 1802 ein neues, allgemeines Stempelpatent. *) Die Staatseinkünfte ſind dadurch beträchtlich erhöhet, auf eine, im Ganzen, nicht drückende Art. Allein bei der Wahl der Gegenſtände, ſo wie bei der Stufenfolge der Taxe mögte manches zu erinnern ſeyn.

Die Wechſelordnungen **) enthalten manche gute Vorſchriften; doch wäre hie und da mehr Beſtimmtheit und Beſchleunigung des Verfahrens zu wünſchen. In allen Hauptſtädten der Deutſchen, Galliziſchen und Oberitaliäniſchen Provinzen, ſo wie in einigen vorzüglichen Handelsplätzen, wie Fiume, Botzen, ſind eigene Merkantil- und Wechſelgerichte niedergeſetzt. Nur in den Ungariſchen Ländern hat man ſie noch nicht mit der Verfaſſung

*) Das neue Stempelpatent, alphabetiſch geordnet (mit Anmerkungen) von Dr. M. Adolph Kopatz. Prag 1802. 4. mit einem Nachtrag 1805. 4.

**) Alphabetiſches Handbuch zur Kenntniß der Handlungs- und Wechſelgeſchäfte von J. M. Edlen von Zimmerl. 2 Theile. Wien 1805. gr. 8.

vereinbarlich gefunden. Beſonders wichtig iſt der Wechſelhandel in Wien und Venedig. Beide Plätze wechſeln nach dem wirklichen Silberpari mit den vornehmſten Europäiſchen Handelsſtädten.

Eine Wechſel, Commerzial- und Leihbank ward in Wien 1787 errichtet, und auf 25 Jahre privilegirt. Sie erhielt 1792 ein neues Reglement. Von ihr ſind die 1, 2, 5, 10, 25, 100, 500 und 1000 Gulden-Zettel ausgeſtellet, alle vom 1. Januar 1800 datirt. Sie ſind auf dünnem Papier, ſehr gut gemacht, allein dennoch nicht genug geſichert vor den trügeriſchen Künſten engliſcher und franzöſiſcher Falſchmünzer. Venedig hat die erſte und älteſte Giro-Bank. Trieſt eine eigene Börſe und Wechſelbank. In jener Stadt befindet ſich auch eine Aſſecuranzgeſellſchaft; in dieſer ſieben.

Land- und Commerzial-Straßen ſind in allen Oeſterreichiſchen Staaten, inſonderheit in den Deutſchen Erblanden in hinlänglicher Anzahl und von vorzüglicher Güte. Carl VI. und Joſeph II. haben ſich inſonderheit große Verdienſte darum erworben. Auch iſt dafür geſorgt, daß es an allen Straßen nicht fehle an Orten, wo Reiſende Obdach und Lebensmittel und Vorſpann finden. Das

Poſtweſen ſowohl für Briefe, als die Poſtwagen und Extrapoſten, iſt in der vollkommenſten Ordnung.

Die ungemein günſtige Gelegenheit, welche die vielen ſchiffbaren Flüſſe und Ströme zum Waſſer-Transport darbieten, wird zum Vortheil des Handels bei weitem nicht genug benutzt. Faſt bei allen Veranſtaltungen der Art fänden wichtige Verbeſſerungen ſtatt; mehrere wichtige Ströme ſind noch gar nicht zu einem ordentlichen Bau benutzt; wie die Drau, und inſonderheit die Muhr. Auf den Transport auf der Donau wird noch die größte Sorgfalt gewandt. Es geſchieht theils auf Flößen von 3 bis 400 Zentner, theils auf Schiffen von verſchiedener Größe und Benennung, ſchlecht genug von weichem Holz erbauet, und ſchlecht verſehen. Daher darf auch kein Donauſchiff länger als drei Jahre gebraucht werden.

Schifffahrtskanäle giebt es in Niederöſterreich, in Ungarn und im Venetianiſchen. Man iſt in neueren Zeiten auf Anſtalten der Art aufmerkſamer geworden. Der große Vortheil, den die letzte Unternehmung gegeben hat, läßt hoffen, man werde auf mehrere ſinnen. Die hydrographiſchen Charten und Vorſchläge des Ingenieurs la

Maire mögten in dieſer Rückſicht wohl Aufmerkſamkeit verdienen.

Dem Oeſterreichiſchen Seehandel iſt durch die Erwerbung des Venetianiſchen Staats ein ganz neues Leben aufgegangen. Mir, dem Seeländer, werden Sie es inſonderheit zutrauen, daß ich dieſen Vortheil recht beherzige. Schon in dieſer Rückſicht allein ſchlage ich Oeſterreichs Gewinn bei dem Frieden von Campo Formio ſehr hoch an. Auch Trieſt und Fiume ſind bedeutende Seehandelsplätze. Beide wurden ſchon 1719 für Freihäfen erklärt. Trieſt hob ſich inſonderheit unter Maria Thereſia. Sie erbauete die neue Thereſienſtadt, den koſtbaren Molo zur Sicherheit der Schiffe; legte einen neuen Kanal an und die koſtbare, ſehr gut unterhaltene Frachtſtraße; errichtete eine Börſe, Aſſecuranzkammern, eine eigene See-Schule, vier beſondere Schiffswerfte. Mit Fiume ſtehen die ſüdlicheren Häfen von Buccari und Porto-Ré in Verbindung; ferner nehmen Zeng und Carlopago Theil an dem Handel der Ungariſchen Küſten mit Fiume. Das Lokal von Buccari und Zeng, inſonderheit das letztere, heiſchen aber noch mehrere Vorkehrungen, die freilich einige Koſten erfordern, aber ſich über-

reichlich bezahlt machen. Die Seehäfen am adria=tiſchen Meer werden zuſammen jährlich von etwa 10000 Schiffen beſucht; ja wohl von 14000, wenn man auch die kleinſten Fahrzeuge mit zählt. Davon liefen 1803 in Trieſt allein 2586 Fahrzeuge aller Art ein; in Fiume bei 2000, in Buccari nur 2 bis 300. Man rechnet, daß die Oeſterreichi=ſchen Unterthanen dieſer Gegend ſchon an 2000 Schiffe beſitzen, theils im Lotorale erbauet, theils ehemalige Venezianiſche, theils von Fremden er=kauft. Die erſteren werden ſehr gerühmt, inſon=derheit die kleineren, die ſich für die Küſten vor=züglich eignen.

Die ordentlichen Staatseinkünfte beſtehen aus den noch immer ſehr bedeutenden Domänen; aus den Regalien, den Einkünften der Poſt, der Mauth und Zölle, Weg= und Brückenzölle, Forſt= und Jagd=Gefälle, Berg= und Münzregals, des Tabacksgefälls von drei Millionen Gulden jähr=lich, des Salzgefälls, des Papier=Karten=Waa=ren= und Zeitungsſtempels, der Lotterie; aus den Steuern, als der Realſteuer, die in den Deut=ſchen und Galliziſchen Ländern von dem Adel wie von dem Bauer entrichtet wird, der Hausſteuer

nach dem Ertrag des Hauszinſes,*) der Erbſchaftsſteuer, der Gewerbſteuer, von der jedoch die Künſtler frei ſind, der ſehr beträchtlichen Acciſe, der Perſonalſteuer und Judenſteuer. Die Judenſteuer wird eingetheilt in die Verzehrungs- und Duldungsſteuer; dazu kommt noch die Steuer für die Aufſtellung des Ehehimmels, und in einigen Ländern das ſogenannte Pardongeld. Die jüdiſche Leibmauth iſt aufgehoben.

Zufällige Einkünfte geben die Rückfälle; die Leheneröffnungen, die bei einem Regierungsantritt bedeutende Summen bringen; verſchiedene Taxen und Sporteln.

Außerordentliche Steuern erhebt man im Kriege von den Beſoldungen oder von dem reinen Vermögensertrag. Sie werden nach verſchiedenen Abſtufungen bezahlt; aber dennoch zu drückend für den, der nur ein mäßiges Einkommen hat. Außerdem hilft man ſich durch Anleihen in mannigfaltigen Formen. Die unglücklichſten von allen

*) Im Jahre 1789 betrug der Zins der Häuſer in Wien 2,897,275 Fl. 19 Kr., und in der eigentlichen Stadt 1,658,210 Fl. 29 Kr. Jetzt kann man wohl das doppelte annehmen.

ſind die Ausgebung einer unverhältnißmäßigen Menge von Bankzetteln.

Zur Tilgung der Staatsſchulden waren ſonſt beſtimmt die Erbſchaftsſteuer, der Conſumtionsaufſchlag, einige zufällige Einnahmen und der Vortheil von der Wiener Stadt-Bank. Allein wie es mit ſolchen pragmatiſchen Sanktionen geht, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen.

Die geſammten Staatseinkünfte — verſteht ſich, die außerordentlichen nicht mitgerechnet, die keiner Schätzung unterworfen ſind — wurden von Nicolai 1756 unter dem Grafen Cholak zu 57 Millionen Gulden angeſchlagen, von Büſching 1770 auf 90 Millionen, von Gilbert 1790 auf 91 Millionen. Jetzt betragen ſie ſicher 130 Millionen; das iſt verhältnißmäßig nicht viel über die Hälfte der Staatseinkünfte von Frankreich, und kaum ein Viertel der Staatseinkünfte von England. Habe ich denn nicht Recht, wenn ich ſage, die Regierung in Oeſterreich iſt arm, aber der Staat iſt ſehr reich? Das Privatvermögen in England läßt ſich vielleicht mit dem in Oeſterreich vergleichen; das Franzöſiſche gewiß nicht.

Ganz abgeſondert von den Staatsdomänen beſitzt die Kaiſerlich Königliche Familie bedeutende

Privat-Patrimonial- und Familien-Herrſchaften und Güter in verſchiedenen Theilen des Reichs. Sie werden unter der Aufſicht einer eigenen Ober-Direction verwaltet.

Die Armee iſt freilich ſehr ſtark; aber nicht größer, als dieſer weit gedehnte Staat ſie bedarf, um ſich kampfluſtigen Nachbaren ſchnell widerſetzen zu können. Sie beſteht aus 64 Regimentern Linien-Infanterie von 2 Feld- und einem dritten Bataillon, zuſammen 16 Compagnien, die Ungariſchen und Siebenbürgiſchen aber zu 22 Compagnien; ferner aus 17 Grenzregimentern Infanterie zu 12 Compagnien; die Cavallerie aus 8 Cüraſſierregimentern und 6 Dragonerregimenter, jedes zu 3 Diviſionen; 6 Regimenter Chevaux Legeres, 12 Huſarenregimenter und 3 Uhlanenregimenter. Die Feldartillerie beſteht aus einem Bombardiercorps und 4 Regimentern. Zu dem Geniecorps gehören ein Ingenieurcorps, ein Mineurcorps, ein Sappeurcorps. Ueberdies iſt ein eigenes Pontonierbataillon, ein Militair-Fuhrweſencorps, ein Invalidencorps in Wien, Prag, Pettau in Steiermark, Tyrnau und Leopoldſtadt. Zu dem Generalquartiermeiſterſtab gehören 2 Generalquar-

tiermeiſter, 4 Oberſten, 6 Oberſtlieutenants, 12 Majors, 16 Hauptleute, 6 Oberlieutenants.

Zu den bewaffneten Fahrzeugen auf dem Adriatiſchen Meer, iſt ein Czaikiſtenbataillon beſtimmt. Es hat ſeinen Stab zu Titel in Ungarn.

Man ſchlägt die Stärke der geſammten Armee in Friedenszeiten auf 300000 Mann an. Die Infanterie beſteht aus 246422 Mann, die Cavallerie aus 45835. Darunter ſind denn die Gardes, das Fuhrweſencorps, das Invalidencorps nicht begriffen. Schon im Jahre 1745 war die Armee nach dem offiziel bekannt gemachten Schema 272,008 Mann.*) In Kriegszeiten treten die Pioniers, die verſchiedenen Freicorps, die Jägercorps, das Staabsinfanterieregiment u. ſ. w. ein. Sie wird alsdann leicht auf 400000 Mann gebracht, ohne von einem freiwilligen Aufgebot Gebrauch zu machen, wozu die Oeſterreicher bei einer zweckmäßigen Aufmunterung leicht zu bringen ſind.

*) Schema dero zu Ungarn und Böhmen Kön. Maj. regulirten Regimenter zu Fuß und zu Pferde, wie ſolche mit Anfang April 1745 zu bevorſtehendem Feldzuge wirklich in Bereitſchaft ſtehen. Wien 1745. 8.

Aber die Staatsſchulden?

Sie betragen 900 Millionen Gulden. Die dürfen der Regierung bei ſolchen Reſſourcen nicht bange machen — vorausgeſetzt, daß ſie den gehörigen Gebrauch davon macht.

XXXVI.

Wien den 14. Sept. 1804.

Ihr armer Freund wird nicht viel geſünder zuzück kommen, als er ausreiſete.

Stellen Sie Sich meine Betrübniß und meinen Unmuth vor, da ich ſeit vier Tagen wieder an meinem Uebel leide, wie ſonſt. Schon bin ich nicht im Stande, mehr die Gaſſe ohne Schmerz herunter zu gehen; bei jeder plötzlichen Gemüthsbewegung iſt mir die Bruſt eingenommen, wie ſonſt.

Gall, dem ich meine Noth klagte, beruft ſich auf das, was er mir im Voraus ankündigte. Inzwiſchen verſpricht er mir eine baldige Linderung von dem regelmäßigen Gebrauch der bitteren Infuſion, die er mir vorgeſchrieben hat. Kann ich es denn am Ende nur ſo weit bringen, daß die Schmerzen mich nicht am Arbeiten hindern, ſo

muß ich mich damit tröſten, daß es noch ärger ſeyn könnte.

Wir haben indeſſen unſeren Aufenthalt in Wien noch um einige Tage verlängert, um Galls Vorleſungen über die Schädellehre zu hören. Das lebhafte Intereſſe, was ich dafür bezeugte, nach dem erſten Vorſchmack, den ich vor fünf Jahren erhielt, hat ihn bewogen, uns während dieſer Tage täglich einige Stunden zu ſchenken. Die Belehrung ward um deſto vollſtändiger, da wir ganz allein waren; wir konnten durch Fragen und eigene Bemerkungen über manchen Gegenſtand einen genaueren, deutlicheren Aufſchluß erhalten. Nur in den erſten Stunden war Herr Bartholdy zugegen, deſſen Reiſen Sie gewiß mit Intereſſe geleſen haben. Von einer Vorleſung mußte auch meine Frau ausgeſchloſſen ſeyn, die ſonſt eine ſo aufmerkſame, forſchende Zuhörerin war, wie Gall wohl nicht viele hatte.

Sein Vortrag iſt für mich ſehr angenehm; einfach, deutlich, lebhaft, überzeugend. Man ſieht es ihm bald an, daß er ſelbſt Schöpfer der Idee iſt, die dem Ganzen zu Grunde liegt. Aber Sie theilen ſeine Ueberzeugung, wenn Sie ihm auf dem Wege der ſcharfſinnigen Beobachtung,

der unbezweifelten Erfahrung folgen, wodurch er ſeine Theorie bildete, woran er ſie erprobte. Auch ſtoßen Sie auf ſo manche für die menſchliche Bildung, für das geſellige Leben wichtige Folge, die aus ſeinen Wahrnehmungen hervorgeht.

Seit funfzehn Jahren hat er Erfahrungen geſammlet; ſeit zwölf Jahren iſt er auf das Reine mit den Haupt-Ideen. Der erſte Gedanke, die Fähigkeiten und Anlagen eines Menſchen aus der Bildung des Kopfes zu beurtheilen, entſtand bei ihm aus der Beobachtung der Köpfe einiger Schüler von vorzüglichen Fähigkeiten. Durch die Vergleichung dieſer Köpfe mit andern bildete die Idee ſich weiter aus. Nun ſuchte er ſich Gipsabgüſſe von ausgezeichneten Köpfen zu verſchaffen; auch ſtellte er viele Beobachtungen an Thieren an. Mit bedeutenden Koſten und großer Mühe verſchaffte er ſich eine große Anzahl merkwürdiger Schädel. Mehr als einen auffallenden Kranken hat er bis an ſein Ende unterhalten, um ſeinen Kopf zu bekommen. Er hat ihrer jetzt an ſechshundert. Die Sammlung wird täglich vermehrt. Auch hat er zu gleichem Zweck eine Anzahl Kupferſtiche geſammlet. Sie können nicht glauben, bis zu wel-

chem Grad der Evidenz er mehrere Sätze durch dieſe länge Beobachtung gebracht hat. Seine Freude, wenn er neue, ſtärkere Beweiſe einer Vermuthung findet, muß jeden hinreißen, der Sinn für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen hat.

Er will nun eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und England machen, um ſein Syſtem anzutragen, neue Erfahrungen zu ſammeln, mit Anatomen und Ärzten ſich zu beſprechen. Alsdann wird er ſein Syſtem herausgeben, mit ſehr genauen Abbildungen erläutert. Die Kupfer werden unter ſeinen Augen geſtochen. Sie ſind nach vortrefflichen Wachspräperaten gezeichnet, die er mit der größten Sorgfalt verfertigen ließ.

Ich gebe Ihnen vorläufig die Sätze, die ich mir nach jeder Vorleſung aus dem Gedächtniß aufzeichnete. Sie ſind freilich nur rhapſodiſch, aber ſie geben doch, wie ich glaube, ungefähr eine Ueberſicht des genialiſchen Syſtems.*)

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich auch jetzt bei der Durchſicht meiner Handſchrift keine der nachher über Gall's Lehre erſchienenen Schriften genützt oder nachgeſehen habe. Meine Abſicht war nur getreu zu geben, was ich ſelbſt aufgezeichnet hatte, ehe er ſeine Reiſe antrat. Dies ſcheint mir auch jetzt noch nicht unintereſſant.

Das Gehirn iſt die alleinige Urſache der organiſchen Thätigkeit, verſchieden von der animaliſchen. Es iſt nicht ein einzelnes Organ, ſondern ein Inbegriff mehrerer einzelnen Organe, deren jeder ſeine beſondere Beſtimmung hat, ſich auf Fähigkeiten oder Neigungen bezieht.

Unter Organe werden nicht die Geiſtesanlagen ſelbſt verſtanden, ſondern die Bedingungen, unter welchen die Anlagen vorhanden ſind.

Die Enden der Nerven, welche an der äußeren Oberfläche des Gehirns ausgehen, bilden dort die Formen und Erhabenheiten, wodurch man ſie von außen erkennt. Durch Uebung und Anſtrengung dehnt ſich alſo der Schädel aus. So wächſt er bis 40 Jahre. Nachher nimmt die innere Maſſe des Gehirns eher ab; in demſelben Verhältniß wird die Caloſität ſtärker, der Schädel dicker.

Unleugbare Beweiſe, daß das Gehirn und die Schädel auf dieſe Weiſe gebildet und verändert werden, geben die Erfahrungen ab, daß Organe durch Fall und Verletzung geweckt wurden, die vorher nicht in Thätigkeit waren. Andere wurden auf dieſelbe Weiſe zerſtört. Oft wird jemand durch einen Fall blödſinnig, oder verliert dieſe

oder jene Neigung. Dagegen hat man Beiſpiele, daß jemand nach einem Fall anfing zu ſtehlen, der vorhin nie daran gedacht hatte. Trepanirte ſind durch die Operation geſcheut geworden. Ein Kopf, der mit der Zange genommen war, hatte an beiden Seiten die Vertiefung behalten; inwendig war alles platt; ein Beweis, daß ſich der Schådel von innen bildet. Der Schådel der Narren iſt allemal erſtaunend dick und ſchwer. Greiſe haben einen leichten, aber dennoch dicken Schådel, weil das Gehirn im Alter ſchwindet. Die Cretins haben alle kleine, ſpitze Kôpfe. Ein Waſſerkopf, wenn das Gehirn verletzt wird und ſich in wåſſerigte Feuchtigkeit auflôſet, kann keinen Verſtand haben. Wenn aber die Auflôſung nicht total iſt, ſo bleiben noch einige Reſte von Verſtand. Das Waſſer drůckt die Knochen und den Schådel nach allen Seiten. Daher drůcken ſolche Menſchen immer die Augen vor.

Der Menſch hat weit mehr Organe, als die Thiere, darum iſt er vollkommener. Kein Thier hat ſo viel und ſo mannigfaltiges Gehirn. Die Scheidelinie zwiſchen dem Kopf des Menſchen und des Thieres liegt darin, daß des letzteren Kopf und Schådel flach iſt. Der Kopf des Men-

ſchen hebt ſich. Die Höhe der Stirn eines Orang-Outang beträgt kaum $\frac{1}{3}$ der Stirn eines gebildeten Menſchen. Je nachdem der Schädel einer Thierart mehr oder weniger flach iſt, bemerken wir auch bei ihr mehr oder weniger Intelligenz, mehr oder weniger beſtimmter Triebe und Fähigkeiten.

Die Organe gehen alle aus in das Rückmark. Hier iſt wahrſcheinlich der Sitz des Lebens. Darum giebt eine Wunde oder Verletzung in dieſer Kreutzung augenblicklich den Tod.

Wer viel Gehirn hat, alſo einen großen Oberkopf, der hat viel Geiſt. Das Geſicht oder der untere Theil des Kopfs entſcheidet nichts.

Eine Aehnlichkeit dieſer Ideen ſcheint ſtatt zu finden mit jenem Syſtem Bonnets von dem feinen Körper, der die Seele umgiebt, und von dem ſie unzertrennlich iſt.

Die Form des Kopfs iſt in einem gewiſſen Sinn erblich. Daher Nationen mit ſchönen Köpfen, andere mit kleinen, flachen. Dieſe mit einemmal aufzuklären iſt unmöglich. Jene können verfallen durch eine ſchlechte Regierung, durch Entwöhnung der Kinder von Entwicklung des Geiſtes. Aber bei ihnen iſt die Ausbildung leichter wieder hergeſtellt.

Alle wahre Phyſiognomik iſt Pathognomik, wie auch Lichtenberg ſehr ſchön gezeigt hat. Daher die Bewegungen, die ſich immer auf die Organe beziehen, wie das andächtige Beten mit dem erhabenen Kopf. Das Auge drückt auch viel von Fähigkeiten und Neigungen aus, weil es zur Mimik gehört.

Keine Kraft kann ohne ihr Organ ſeyn. Alſo hat der Menſch keine Fähigkeit, keine Neigung, als wozu er ein Organ hat. In einem gewiſſen Sinn iſt alles angeboren. Man kann mit Recht ſagen: Gott hat die Religion in den Menſchen gelegt; denn die Religioſität hat ihr eigenes, ſehr beſtimmtes Organ.

Wie das Organ auf die äußern Theile wirke, z. B. das Organ des Geſchlechtstriebes auf die Geſchlechtstheile, läßt ſich nur noch durch Vermuthungen angeben. Wahrſcheinlich geſchieht es durch das Rückenmark.

Indeß folgt aus dem Daſeyn eines Organs nicht, daß man die Fähigkeit, die Neigung ſelbſt in einem gewiſſen Grade habe. Hier iſt nur die Rede von der Anlage. Man kann ſie ſchwächen, ihr entgegen wirken; das iſt vorzüglich Sache der Erziehung, zum Theil auch des Geſetzgebers. Man

kann ſie auch ausbilden, durch Uebung verſtärken. Sie wachſen, wie ſie angeſtrengt mehr entwickelt werden. So entſteht ſtufenweiſe Trieb, Begierde, Leidenſchaft. Man erforſche bei Kindern die Organe, welche ihre größten Fähigkeiten, ihre ſtärkſten Neigungen bezeichnen. Darauf gründet ſich der Unterricht und die ſittliche Bildung. So entwickelt ſich das Organ zu Gedächtniß, Beurtheilung, Einbildungskraft. Die bloße Erinnerung der Vorſtellungen iſt der erſte Grad der Fähigkeit; die Vergleichung und Beurtheilung der zweite; die Schöpfung durch Hervorbringung von Vorſtellungen von innen der dritte. Das iſt das eigentliche Genie.

Wie ein Organ durch Thätigkeit unterhalten wird, ſo nimmt es ab durch den Nichtgebrauch. Arbeiten, die wir lange nicht trieben, werden uns ſchwerer; aber wir können uns wieder hinein werfen. Daher die Regel, eine Sache nie ganz liegen laſſen, die man wieder braucht.

Weil Leidenſchaft die höchſte Entwicklung des Organs iſt, ſo müſſen ſtärkere Kräfte ihr entgegen wirken. So läßt es ſich aus phyſiſchen Urſachen darthun, daß Strafen auf wiederholte

Verbrechen härter ſeyn müſſen, daß man dem Hausdieb vor anderen härter beſtrafen ſoll.

Die höchſte Entwicklung eines Organs gränzt immer an Krankheit. Daher arten überſpannte Ideen ſo leicht in Narrheit aus. Man hat Beiſpiele, daß die geſcheuteſten Leute auf dieſe Weiſe verrückt wurden. Das Vorbeugungsmittel iſt ein Gegengewicht durch andere Organe zu bewirken; durch Zerſtreuung, durch Einwirkung anderer Neigungen.

Wenn man ſchläft, ſo ruhen die Organe des animaliſchen Lebens, nicht die des organiſchen. Jene bedürfen der Ruhe, dieſe nicht.

Träume entſtehen, wenn die Organe von innen in Bewegung geſetzt werden, es ſey durch gehabte Vorſtellungen oder andere Anläſſe. Der unterſcheidende Charakter iſt, daß die Spontaneität dabei fehlt.

Wenn der Traum einige Werkzeuge, wodurch die Sinnen handeln, in Bewegung ſetzt; ſo treten die Erſcheinungen des Nachtwandelns ein. Aber auch bei dieſen Handlungen fehlt die Spontaneität. Dadurch laſſen ſich alle Sonderbarkeiten erklären, daß der Nachtwandler ſogar reden, die Augen öffnen kann, ohne ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu ſeyn.

Wahnſinn iſt Krankheit eines Organs, oder etlicher, oder aller. Daher die verſchiedenen Grade. Sind die Organe lange krank geweſen, ſo ſchwindet das Gehirn; die Schale wird dann hart und knotig; daher die dicken Schädel.

Die Verrückung kann auch vorübergehend ſeyn, wie bei Fiebern, ſelbſt beim Rauſch.

Hält ſie lange an, ſo wirkt ſie Blödſinn. Der Blödſinn iſt zuweilen angeboren, zuweilen Folge des Wahnſinns.

Nicht alle Krankheiten des Gehirns ſind Verrückung. Sie können auch vom Drang des Bluts verurſacht werden. Darnach muß die Behandlung verſchieden ſeyn.

Wenn der Wahnſinn nicht total iſt, ſo kann der Kranke in allen andern Punkten geſcheid ſeyn, und vielleicht nur in einem verrückt; umgekehrt nur in einem geſcheid, ſonſt verrückt. Durch Zerſtreuung und Beſchäftigung mit anderen Gegenſtänden läßt ſich das Uebel oft heben.

Dieſer Fall iſt bei weitem der häufigſte. Er entſteht gewöhnlich durch übermäßige Anſtrengung und Entwicklung eines Organs in einem Kopf, der nicht Kraft genug hat, zu Combinationen mit andern. So werden die meiſten mäßi-

gen Köpfe toller Männer krank aus Ruhmſucht; der Weiber aus Liebe, Eiferſucht, häuslichen Kummer.

Der Fehler iſt periodiſch und heilbar. Man muß die Kranken behandeln, wie bei Phantaſien in Nervenfiebern. Zerſtreuung, andere Beſchäftigungen gehören zu den wirkſamſten Mitteln. Aber das Einſperren in Tollhäuſern iſt ſehr nachtheilig. Das Uebel wird nur zu oft ärger, und aus dem heilbaren Wahnſinn wird ein unheilbarer Wahnſinn oder Blödſinn.

Kranke, die an einer ganzen Seite beſchädigt ſind, oder denen ein einzelnes Organ verletzt iſt, gehören in dieſe Klaſſe. Sie können geheilt werden, wenn das Uebel nicht zu lange anhält oder Recidive kommen.

Ob der Wahnſinn unheilbar ſey, iſt ſchwer zu beurtheilen. Es beruhet auf Mediziniſchen Kennzeichen, die ſich nicht gut beſtimmt angeben laſſen. Fälle der Art ſind locale Beſchädigungen, ein Gewächs im Gehirn und dergleichen. Sehr zu wünſchen wäre es, daß man in Tollhäuſern mehrere Beobachtungen anſtellte. Nur auf dem Wege allein können wir zu einer Art Gewißheit kommen. Jeder Kranke, der in ein ſolches Haus kömmt,

müßte eine Geſchichte ſeiner Krankheit mitbringen. Nach ſeinem Tode müßte man die Schädel unterſuchen und aufbewahren.

Blödſinnige und unheilbar Wahnſinnige müſſen in gemeinſchaftlichen Häuſern verpflegt werden, damit ſie nicht ſchaden. Man ſuche ihnen ihr Loos ſo erträglich zu machen, als möglich, das iſt alles, was für ſie geſchehen kann. Sie können, gleich Thieren, zu gewiſſen Arbeiten gebraucht werden, nur immer unter gehöriger Aufſicht. Eine ſolche Arbeit iſt ihnen Wohlthat; ſie trägt phyſiſch bei zur Minderung der Krankheit.

Auch Gall beſtätigt meine Behauptung gegen die meiſten Rechtslehrer, daß ein Wahnſinniger oder Blödſinniger keine gültige Verfügungen machen könne, in ſeinen ſogenannten hellen Augenblicken. Es iſt nie zur Gewißheit zu bringen, ob er das volle Bewußtſeyn habe, das zu Combinationen erfordert wird. Selbſt der heilbare Wahnſinn bewirkt dieſe Unfähigkeit, ſo lange er nicht gänzlich gehoben iſt.

Eben ſo beſtätigt er aus anatomiſchen Gründen meine pſychologiſche Anſicht des Selbſtmords. Er iſt immer Krankheit, wenn die That nicht in dem Augenblick der Ueberraſchung geſchieht. Dann

ließe ſie ſich erklären, als Wahnſinn in der Fieberhitze. Man entferne die Werkzeuge des Todes in dem Augenblick, und die Krankheit kommt nicht wieder. Erinnern Sie Sich der würdigen Hausmutter, die ſchon in einem Alter von faſt funfzig Jahren, außer ſich über die Mißhandlungen ihres untreuen, ſonſt doch auch guten Mannes, mit einem Strumpfband ſich erdroſſeln wollte? Das Band brach. Die fromme Frau erhielt ſogleich wieder die Herrſchaft über ſich ſelbſt. Sie bereuete nach ihren Religionsgrundſätzen ihren Vorſatz innig, und hatte nie wieder eine Anwandlung davon, obgleich die Urſache ihres Kummers noch mehrere Jahre dauerte. Sollten nicht die glänzenden Selbſtmorde in der Geſchichte in eben dieſe Kathegorie gehören?

Die Selbſtmörder hingegen, die lange mit dem Vorſatz umgingen, ſich zu tödten, haben Fehler in den Organen. Ihre Schädel ſind dick, wie der Narren ihre. Es folgt alſo von ſelbſt, daß alle Moralität dieſer Handlung vor dem menſchlichen Richterſtuhl wegfällt. Die Polizei muß nur dafür ſorgen, alles Aufſehen zu vermeiden, um nicht etwa die Einbildungskraft eines anderen Kranken zu verwunden.

Hundswuth wirkt auf das Gehirn, wie andere äußere Urſachen durch unbekannte Kraft. Der höchſte Grad iſt eine bloße, unwiderſtehliche Krankheit. Die Menſchen müſſen beißen, wieder ihren beſten Willen. Man hat Beiſpiele, daß ein ſolcher Raſender die Umſtehenden ſelbſt gewarnt hat. In ſolchen Fällen bleibt nichts übrig, als die Menſchen in ein Betttuch einzufangen, wie wilde Thiere, und ſie ſo ſich ſelbſt zu überlaſſen. Die Natur ſchaudert zurück davor; aber die Gefahr der Berührung iſt zu groß.

Indeß ſind ſolche Fälle ſehr ſelten. Durch eine zeitige Behandlung läßt ſich den Folgen des Hundsbiſſes immer vorbeugen. Das Ausſchneiden oder Ausbrennen hilft unfehlbar, wenn es bald geſchieht; bei oberflächlichen Wunden können auch Viſicatorien ſchon das Gift tödten.

Aber wenn auch nur jährlich ein einziger in einem ganzen Reiche das Opfer würde, habe ich denn nicht Recht genug, ſo ernſtlich auf eine beſſere Hundepolizei zu dringen, die noch nirgends meinen Wünſchen genügt? ich weiß wohl, daß ich nicht unbefangen bin, weil mich ſeit einem Traum in meinem neunten Jahre ſtets die Furcht verfolgt, von einem tollen Hunde gebiſſen zu werden.

Allein ganz abgeſehen von meinem Ich, ſo ſagt mir doch die Vernunft ſelbſt, daß in dem Reich der Möglichkeiten die Gefahr für jeden gleich iſt. Der tolle Hund kann einen Wanderer ins Grab ſtrecken, an deſſen Leben dem Staat nicht viel gelegen iſt; er kann auf einem Spazierritt den Feldherrn vernichten, der das Reich würde gerettet haben.

Nein, ſolche Unfälle muß die Regierung unmöglich machen, ſo weit es in den Kräften der Sterblichen ſteht. Warum greifen ſie nicht zu den beiden ganz einfachen Mitteln: alle männlichen Hunde des erſten Wurfs zu verſchneiden, und keinen Hund ohne Führer auf der Straße zu laſſen. Jenes ſoll aller Wuth bei den Hunden ſelbſt vorbeugen. Man hat mich oft verſichert — und Sie wiſſen, wie genau ich den Polizeigebrechen ſuche auf den Grund zu kommen — daß nie andere Hunde toll würden, als männliche vom erſten Wurf.

Das Gehirn beſteht aus zwei ganz gleichen Maſſen. Alle Nerven und Organe ſind doppelt. Daher kann eine halbe Seite des Gehirns verletzt, beſchädigt, verſteint ſeyn, und der Menſch hat doch Verſtand. Man hört, riecht, ſieht an einer

Seite; man kann an einer Seite gelähmt ſeyn. Daß wir mit beiden Augen ſehen, verſtärkt das Geſicht nur um $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$, mehr nicht. Eigentlich ſehen wir nur durch ein Auge. Es giebt Menſchen, die nur an einer Seite denken; auch nur an einer Seite wahnſinnig ſind. Ein namhafter Kranker beobachtete ſelbſt mit der geſunden Seite die kranke linke; er klagte, er höre an dieſer Seite immer Injurien. Ein anderer ward wieder hergeſtellt, indem man die kranke Seite des Gehirns durch Umſchläge, Viſicatorien und dergleichen Mittel heilte.

Die einzelnen Organe ſind noch bei weitem nicht alle aufgefunden, auch iſt ihr Sitz durch die Erhabenheit auf der äußeren Oberfläche des Kopfs noch nicht bei allen völlig beſtimmt anzugeben. Bei einem, noch ſo neuen, Syſtem läßt ſich das nicht mit Billigkeit erwarten. Es muß erſt durch vielfachere Beobachtungen reifen.

Mit größerer Sicherheit laſſen ſich diejenigen Organe beſtimmen, die wir mit den Thieren gemein haben. Die Schlüſſe von den Erſcheinungen bei dieſen ſind uns hier ſehr zu ſtatten gekommen.

In dem kleinen Gehirn finden wir zwei vollſtändig bewieſene Organe: die Kindesliebe und das Geſchlechtsorgan. Jene iſt immer ſtärker bei dem weiblichen Geſchlecht; es entwickelt ſich oft erſt durch die Niederkunft. Thiere haben es in verſchiedenem Grade, wie ſie ihre Jungen mehr oder weniger lieben; die ſich nicht darum bekümmern, haben es gar nicht. Das Geſchlechtsorgan verhält ſich bei allen Thieren nach denſelben Regeln. Alle männliche Thiere haben den Nacken breiter, alle weibliche ſchmäler; bei den weiblichen entwikkelt es ſich erſt durch die Beiwohnung. Bei der Beiwohnung hat man deutlich in den Knoten, die das Organ bildet, große Hitze bemerkt. Daher die Einreibung geiſtiger Mittel, um eine periodiſche Schwäche zu heben.

An der untern Fläche des Gehirns ſind bisher folgende einzelne Organe beſtimmt wahrgenommen:

Sachgedächtniß oder Perfectibilität überhaupt in einer ſehr bemerkbaren Stufenfolge auch bei Thieren, nach ihren verſchiedenen Fähigkeiten, und wieder bei Menſchen, von den einfältigſten bis zu den edelſten, nach der Erhabenheit des Kopfs.

Ortgedächtniß und Reiſeſinn vorne an der Stirne, auch ſehr bemerklich bei Zugvögeln.

Perſonengedächtniß, Fähigkeit Individuen zu unterſcheiden.

Kunſtſinn: Farbenſinn, etwas anders als das Geſicht; Tonſinn, verſchieden von dem Gehör. Dieſe Organe haben ſich bei allen großen Künſtlern bewährt.

Zahlenſinn: Mathematik. Das Organ drückt das Auge heraus, etwas zum Schielen.

Wortſinn: Sprachſinn, ein eigenes Gefühl für die Feinheit und Ausbildung der Sprache.

Freundſchaft und Liebe.

Schlauheit, bei Menſchen wie bei Thieren. Daher das Sprüchwort: Fauſtdick hinter den Ohren.

Diebsſinn, eigentlich nur die Geneigtheit ſich anderer Gut zuzuwenden, nicht gerade um es zu behalten. Man hat merkwürdige Beiſpiele davon. Gall zeigte mir den Schädel eines unverbeſſerlichen Diebes. Der Beichtvater gab ihm die Abſolution. Er bat, nur noch einmal ſtehlen zu dürfen. In dem Augenblick entwandte er die Uhr, und gab ſie zurück, ehe der Diebſtahl bemerkt ward.

Rauferſinn, auffallend ſtark bei Kriegern, die mit Leidenſchaft kämpften, auch bei ſtreitſüchtigen Thieren. Man mögte daraus auf die phyſiſche Nothwendigkeit des Kriegs ſchließen.

Würg= oder Mordſinn bei dem Menſchen, wie bei allen fleiſchfreſſenden Thieren. Eine Mutter, die mehrere ihrer Kinder bei der Geburt ermordet hatte, hatte das Organ ſehr ſtark. Ueberhaupt ſollen Kindesmörderinnen ſelten Gutmüthigkeit haben, gewöhnlich einen abgeſtumpften Hinterkopf. Mit dieſer Wahrnehmung ſtimmt meine Erfahrung aus ſo vielen Criminalacten nicht völlig überein. Ich halte mich feſt überzeugt, das Verbrechen werde in einer Art Fieberhitze verübt, wo die unglückliche Gebährerin keine deutliche Vorſtellungen hat, nur nach vorhergegangenen dunklen Einfällen handelt. Daher die geringe Moralität und die Nothwendigkeit, durch angemeſſene Mittel vorzubeugen. Indeß mag es ſeyn, daß bei denen, die dieſer Zuckung, wenn ich ſo ſagen darf, nachgeben, auch eine phyſiſche Anlage mitwirkt; zumal in den Ländern, wo Gall ſeine Beobachtungen anſtellte, weil dort die moraliſchen Anreizungen, Furcht vor Schande und Mangel, durch wohlthätige Anſtalten ſchwächer ſind.

Hochſinn, auffallend bei Thieren, welche die Höhen ſuchen, nicht immer der Nahrung wegen, als bei Gemſen, dem Steinbock.

Ruhmſucht und Eitelkeit zu beiden Seiten der länglichten Erhöhung, die der Hochſinn macht. Ruhmſucht treibt den Kopf in die Höhe; Feſtigkeit drängt ihn gerade vor. So drücken auch die größten Schauſpieler dieſe Empfindungen aus.

Bedächtlichkeit, ebenfalls ausgezeichnet bei Thieren, die Wachen ausſtellen.

Die Organe am oberen Kopf ſind nicht ſo ſicher, weil man hier die Erfahrungen von den Thieren nicht mit benutzen kann. Sie gehen alle in die Höhe. Die folgenden glaubt Gall mit einiger Sicherheit annehmen zu können.

Vergleichender Scharfſinn oder Combinationsvermögen.

Tiefſinn.

Witz.

Dichterſinn, vielleicht auch Einbildungskraft; zwei große Knollen.

Theoſophie, eine Erhöhung oben auf dem Kopf. So ſind alle Chriſtusköpfe abgebildet; auch alle Heiligen. Es iſt Beobachtung der Andacht. Die

Haare fallen zu beiden Seiten, die Erhöhung bleibt frei.

Darſtellungskraft.

Gutmüthigkeit.

Beharrlichkeit und Feſtigkeit.

Verwandte Organe findet man immer bei einander, als Kindesliebe und Freundſchaft. Daraus folgt, daß der Menſch auch einen Inſtinkt zur Geſelligkeit habe.

Haß, Abſcheu, Rache ſind keine Leidenſchaften, die eigene Organe haben. Es ſind nur unangenehme Affectionen der Organe.

Auch giebt es keine negative Organe, wie Leichtſinn, Feigheit. Man ſchließt aber richtig auf dieſe Eigenſchaften aus der Abweſenheit der entgegengeſetzten Organe.

Die letzte Unterhaltung war einer äußerſt intereſſanten anatomiſchen Zerlegung des Gehirns gewidmet. Dieſe Demonſtration hat Gall erſt vor anderthalb Jahren gefunden, und ſein Syſtem dadurch ſehr beſtätigt.

Man hat bisher immer falſch geſchnitten, von oben herab; man ſoll von unten hinauf ſchneiden.

Wenn der Schädel abgedeckt iſt, liegen drei Häute: die äußerſte am Schädel, die feine mit Blutgefäßen, und die graue Haut.

Wo das Gehirn aufhört oder ſchwindet, treten immer Verknöcherungen an deſſen Stelle.

In die graue Haut greift die innerſte weiße ein, oder das eigentliche Nervengewebe. Dieſe innig verbundene Haut läßt ſich völlig ausdehnen, wenn die Blutgefäßhaut abgelöſt iſt. Die Haut iſt nur ſo zuſammengefaltet; daher kommen die kleinen Erhabenheiten, die man darin wahrnimmt.

Der Nervenbündel, der mit dem Rückmark zuſammenhängt, oder daraus entſpringt, geht durch das Gehirn, durch die ſogenannte Brücke in den Schenkel des großen Gehirns, durch die ſtreifigen Körper in die weiße Haut, welche er bildet, indem er ſich nach allen Seiten hin verbreitet. Dieſe Haut iſt ſo zu ſagen ſelbſt Nerv: dahin wirkt der Nerv nach allen Seiten.

Das innere Material des Gehirns iſt eine nervigte Zaſer; die unendliche Mannigfaltigkeit und Zartheit der Nerven iſt im höchſten Grade

bewundernswürdig. Vielleicht iſt auch die Subſtanz der Nerven dieſer Organe ſelbſt verſchieden. Für wahrſcheinlich hält er es, aber noch iſt unſer Auge nicht in dies Geheimniß der Natur gedrungen.

XXXVII.

Prag den 17. Sept. 1804.

Auf Galls Veranſtaltung habe ich das Irrhaus, oder den ſogenannten Narrenthurm in Wien unter der Leitung des Dr. Nord geſehen. Dieſer verdiente Mann iſt ſchon ſeit zehn Jahren Arzt dieſes Hauſes. Er nimmt ſich deſſen, ungeachtet er einer der geſuchteſten Aerzte Wiens iſt, mit dem größten Eifer an. Mit der menſchenfreundlichſten Sorgfalt richtet er ſeine Bemühungen inſonderheit auch auf die pſychologiſche Behandlung dieſes für die Menſchheit ſo traurigen Uebels. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie lehrreich die detaillirten Bemerkungen waren, die er die Güte hatte, mir mitzutheilen, und an manchen Kranken, den er mir zeigte, zu erläutern. Nur unter einer ſolchen Aufſicht laſſen ſich die möglichſte Hülfe für die Kranken und Fortſchritte in der Heilkunſt erwarten. Seine große Erfahrung

muß ihm dabei ſehr zu Hülfe kommen. Welch eine Menge und Mannigfaltigkeit von Fällen. Die Anzahl der Kranken iſt jetzt 317, davon befinden ſich 192 in dem eigentlichen Narrenthurm; 125 in dem Reconvaleſcenten-Hauſe. Seit Mai 1803 ſind die gänzlich tollen ganz getrennt von dieſen, auf Nords Vorſchlag. Die Reconvaleſcenten befinden ſich in einem eigenen Hauſe, nahe bei jenem. In dieſes werden auch Blödſinnige aufgenommeu, und einige, die eine partielle Geiſtesſchwäche zeigen.

Seitdem iſt der Dr. Georger ihm aſſociirt. Er wohnt in dem Reconvaleſcenten-Hauſe. Auch er treibt dies ſchwere, undankbare Geſchäft mit einem Intereſſe, das für den Erfolg ſo entſcheidend iſt. Jetzt fängt er an, die Schädel zu analyſiren. Das Reſultat ſeiner Bemerkungen muß durchaus Galls Syſtem entweder zur völligen Gewißheit bringen oder es umſtürzen. Noch getrauet er ſich nicht, ſich für oder wider zu erklären. Er hat Erfahrungen geſammlet, die der Theorie zuſagen; andere, die ihr zuwider laufen. Aber er verlangt erſt weit mehrere, ehe er eine beſtimmte Meinung haben kann. Indeß ſchien

es mir, daß er im Ganzen bisher mehr für Galls Theorie iſt.

Das Irrhaus liegt in einer Vorſtadt in der Nähe des allgemeinen Militärſpitals, in einer freien Gegend, ziemlich iſolirt. Um das Haus iſt ein geräumiger Garten, in dem die Tollen umher gehen, die man ohne Gefahr frei läßt. Oben auf dem Thurm hat man eine ganz vortreffliche Ausſicht; unſtreitig die beſte Ueberſicht und ihrer nächſten Umgebungen.

Dem Kaiſer Joſeph hat die Anſtalt viel zu danken. Er wandte bedeutende Summen darauf; er that mehr als das, er zeigte Intereſſe dafür. Dieſer Monarch überließ ſich nicht ſelten Aeußerungen der Menſchlichkeit, die zu dem moraliſchen Phänomenen gehören. So bewies er auch die lebhafteſte Theilnahme an dem Zuſtand der Verrückten. Er beſuchte das Haus wöchentlich einmal, zuweilen zweimal, und ſah immer im Detail.

Man kann die Anſtalt nicht anders ſehen, als auf ſpezielle Erlaubniß des Oberdirectors, Hofrath Franke. Ich finde dies ſehr zweckmäßig. Gewöhnlich ſind fremde Beſuche den unglücklichen Bewohnern dieſer Häuſer ſehr ſchädlich,

beſonders den Geneſenden. Es fallen ſo leicht Unbehutſamkeiten vor. Ein einziges Lachen kann oft ſchreckliche Folgen haben, und den ſchon bezwungenen Ausbruch wieder hervor rufen. Das heißt in der That eine Neugier zu ſehr auf Koſten der leidenden Menſchheit befriedigen; denn die meiſten Beſucher treibt doch nur Neugier her. Die wenigen, die höhere Zwecke haben, wiſſen ſich auch ſchon anders zu benehmen. Doch ſollte auch bei dieſen immer ein Arzt oder Aufſeher zugegen ſeyn, um alle Unordnungen zu verhüten.

Das Gebäude iſt bei weitem das vollkommenſte der Art, das ich noch geſehen habe. Es iſt ganz rund, fünf Stockwerk hoch. Im zweiten und dritten Stock ſind die Männer und Weiber, die ſich ruhiger verhalten; im vierten und fünften die unruhigen.

In jedem Stockwerk ſind 28 Kammern die Runde herum. Den Diameter nehmen die Zimmer der Weiber und Wärterinnen ein. Längs den Kammern läuft ein langer Gang, der erleuchtet iſt. Hier befinden ſich die Röhren, wodurch alle Zimmer Wärme erhalten aus den unten geheitzten Oefen. Die Zimmer der Wärter ſind ſo, daß man alles daraus ſehen kann, was auf den

Gang vorfällt. Es iſt unmöglich, daraus zu entwiſchen. Daher läßt man die Tollen hier meiſtens frei herumgehen. Dieſe Einrichtung befördert zugleich den Luftzug ungemein.

Jede Kammer hat zwei Betten, zwei Stühle, einen Tiſch und ein Geſchirr, das befeſtigt iſt. Es läßt ſich leicht leeren; Unordnungen können dabei nicht vorfallen. Die Unreinigkeiten werden in gewiſſen Abſtänden geleeret. Vollkommen gute Luft zu erhalten, iſt freilich nicht möglich; mir ſchien aber doch viel geleiſtet zu ſeyn. Auch ſind die Kammern hinlänglich erleuchtet; eine Vorkehrung, auf die man hier mit Recht Werth legt. Die Betten ſind ſchräge, damit die Unreinigkeiten allenfalls ablaufen. Dieſe Einrichtung iſt beſſer als die in München, wo die Betten aus einem Klotz unbeweglich feſt ſind, unten mit einem Loch. Solche Betten ſind ſehr koſtbar und minder reinlich.

Man läßt gewöhnlich zwei in jeder Kammer beiſammen, aber ſorgfältig für einander gewählt. Es iſt in manchen Krankheiten beſſer, daß ſie bei einander ſind. Der eine iſt oft der Aufſeher des andern. Zuweilen dämpft die Gegenwart eines andern die Wuth der Krankheit. Beſonders bei

denen, die Neigung zum Selbſtmord haben, iſt dies das beſte Mittel. Selbſt Geſchloſſene läßt man nach dieſen Beſtimmungen zuſammen.

Nur ſehr wenige werden geſchloſſen. Auch dieſe ſind es nur ſo weit, als es zur Verwahrung nöthig iſt.

Die Kranken werden mit der größten Sorgfalt behandelt. Man vereinigt pſychologiſche und mediziniſche Mittel. Auch die Medizin hilft viel, aber keine allgemeine, keine empiriſche Mittel. Die Heilart muß immer verſchieden ſeyn, nach der Art der Verletzung und dem Grad der Krankheit. Eben in dieſer Rückſicht beklagt man es auch hier ſehr, daß nur ſelten eine Krankengeſchichte eingeſandt wird; von Militär und von Unvermögenden geſchieht dies faſt nie. Die Kranken vom Militär-Etat ſollen gewöhnlich ſchon verdorben ſeyn, durch vorhergehende harte Behandlung.

Man heilt in dieſem Hauſe verhältnißmäßig mehrere, als wohl in irgend einem andern. Die Anzahl der Ankommenden iſt über 20 monatlich. Als curirt werden im Durchſchnitt monatlich 12 entlaſſen. Die Anzahl der Entlaſſenen iſt aber noch größer, weil manche von ihren Anverwand-

ten zurückgenommen werden. Etwa 50 ſterben jährlich.

Ob der Erfolg größer ſeyn würde, wenn man die Anſtalt mehr vereinzelte?

Freilich, wenn jede Stadt oder Medizinalbezirk eine Anſtalt für die Wahnſinnigen des Orts hätte, ſo könnte der Arzt dem Einzelnen größere Sorgfalt widmen. Viele würden geneſen, die in der Geſellſchaft anderer Tollen unheilbar werden. Allein darf man bei ſo vielen Aerzten die gleiche Kenntniß, den gleichen Geiſt vorausſetzen. Und wären ſie damit ausgerüſtet, ſo fehlt ihnen die Erfahrung. Sie können in einzelnen, ſehr wichtigen Fällen kaum leiſten, was Aerzte wie Nord und Georger vermögen. Wenn jede Familie die Freiheit behält, für ihre Kranken die Verpflegung, den Ort, den Arzt zu wählen, von dem ſie das beſte erwartet, ſo dürfte doch eine öffentliche Anſtalt immer den Vorzug verdienen, wo der Staat für den Leidenden ſorgen muß.

Aber dann iſt es auch wünſchenswerth, ſie zugleich als wiſſenſchaftliche Anſtalt zu benutzen. Ich würde ſtrenge darauf halten, daß bei jedem Aufgenommenen eine Geſchichte der Krankheit eingeſandt würde. Dieſe ſollten in Protokolle ein-

getragen werden, worin man den Fortgang, die Heilung oder den Tod bemerkte, auch den Befund der Section. Mich dünkt, angehende Aerzte konnten ſo viel Nutzen aus einer ſolchen Einrichtung haben, daß es wohl der Mühe lohnte, einige Koſten auf die Gehülfen zu wenden, die das Detail allerdings nöthig machte.

In dieſer Anſtalt werden die Wahnſinnigen aus Oeſterreich, Mähren und Ungarn aufgenommen. Die Aufnahme geſchieht unentgeldlich für die Armen; die, welche Vermögen haben, zahlen täglich 40 Kreutzer.

Die Anzahl der Männer iſt größer, als die der Weiber. Von jenen waren die meiſten toll aus Ruhmſucht oder Nahrungsſorgen; von dieſen aus Liebe, Eiferſucht, Gram über ſchlechte Behandlung des Mannes. Die Weiber lärmen immer mehr als die Männer.

Ueberhaupt hört man ein wildes, dumpfes Getöſe, wenn man dem Hauſe naht. Alle Tollen haben etwas verſtörtes in dem Auge und in den Mienen. Hat die Tollheit einen gewiſſen Grad erreicht, ſo hören ſie nicht, wenigſtens verſtehen ſie niemand, als den ſie täglich ſehen, auch dieſe nur über gewohnte Gegenſtände. Sie ver-

wirren ſich immer in ihren Antworten, fallen ſchnell von einem Gegenſtand auf den andern.

Wenn die Wahnſinnigen die fallende Sucht haben, ſind ſie unheilbar. Bei dieſen iſt nichts weiter zu thun, als ſie abzuhalten, Schaden zu thun.

Sonſt giebt man nicht leicht bei einem die Hoffnung auf, ihn zu heilen; die Krankheit müßte denn ſehr alt ſeyn.

Man zeigte mir einen, der keine Beſinnung verrieth, kein Wort ſprach, ſeinen Unrath gefreſſen hatte. Es iſt unglaublich, wie lange ſie dies aushalten können. Endlich hatte man es ihm doch abgewöhnt, und man hoffte, ihn noch herzuſtellen.

Ein unglücklicher Mann, den ich in Raſtadt gekannt hatte, der dort verſchiedenes ſchrieb, das nicht ſchlecht war, erregte mein innigſtes Mitleiden. Er war mir völlig unkenntlich geworden; ſein Anſehen war ſcheußlich. Geheilt kann er nie werden; er hat die fallende Sucht.

Sehr viele ſind nur periodiſch toll. Außer den Zeiten des Anfalls ſind ſie völlig vernünftig; man kann ſie dann ſogar zu Aufſehern gebrauchen.

Aber wenn die Wuth kömmt, müſſen ſie geſchloſſen werden. Dieſe werden leichter geheilt.

Andere merken ſelbſt den Anfall der Wuth. Einer dieſer Unglücklichen winkte meinem Begleiter auf deſſen Frage, wie es ihm gehe. Es war das Zeichen, wir müßten uns entfernen; ſonſt wäre der Anfall gekommen. Zu anderen Zeiten hat er nicht dieſe Beſonnenheit. Er wird ohne weiteren Anlaß oft plötzlich wüthend, wenn er ein fremdes Geſicht erblickt, einen ungewöhnten Ton hört.

Einer ward wüthend, weil man ſeinem Stubengefährten eine Kleinigkeit gab. Ein neuer Beweis, daß man ſich hüten muß, in Irrhäuſern oder Zuchthäuſern Geld zu geben.

Mehrere arbeiteten in ihren Kammern. Sie ſpinnen oder pflücken Wolle. Nichts ſoll mehr zu ihrer Heilung beitragen als ſolche Beſchäftigungen. Man bedauerte nur, daß es an einem Mittel fehle, ſie im Freien zu beſchäftigen. Ich habe ihnen Reiferarbeit vorgeſchlagen. Unter einer bedeckten Bahn hätte dieſe zugleich den großen Vortheil, ſie vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen, denen man ſie weniger, als andere ausſetzen darf. Geſetzt auch, ſie verdürben manches Geſpinn, was wäre daran verloren? So viel kön-

nen ſie, beſonders die Reconvaleſcenten mit eingerechnet, immer verdienen, daß die Anſtalt balanciren kann, wenn ſie das Spinnlohn für nichts rechnet. Und wie viel wird dann nicht in jeder Rückſicht dabei gewonnen?

Oft kann der eine des andern Tollheit merken. Es giebt Einzelne, die ſich in einem ſolchen Fall ganz vorzüglich zu Wärtern eignen.

Von denen, die eine fixe Tollheit haben, führen einige ſie ſehr gut durch.

Eine Frauensperſon hielt ſich für die Königin von England. Sie putzt ſich jeden Morgen regelmäßig, ſo gut ſie kann. Ihr Ton iſt nicht ohne Würde. Man fragte ſie, als ſo viel von einer Landung in England die Rede war, ob ſie nicht für ihr Land fürchtete. Sie antwortete: auf den Fall habe ſie längſt ihre Vorkehrungen gemacht. Eben ſo gut half ſie ſich in anderen Fällen. Sonſt zeigte ſie oft ein Bild, wovon ſie aber eine ganz verkehrte Erklärung giebt.

Ein Soldat, Namens Danzel, hatte durch eigenes Genie und Aufmerkſamkeit auf anderer Reden ſich einige taktiſche Kenntniſſe erworben. Er war brav und lebte ſehr ordentlich. Von

ſeinem Verdienſt gab er oft einen Kreutzer aus, um ſich Zeitungen vorleſen zu laſſen. Er redete während des Kriegs über die Operationen; tadelte Offiziere, ſogar Generals; ſagte, ſie müßten geſchlagen werden, wenn ſie ſo verführen. Er behielt einigemale Recht. Es machte Aufſehen; er ward beſchwerlich. Man prügelte ihn nach Noten. Er empfand die Behandlung ſehr; ſein Tadel ward bitter. Die Behandlung ward auch ſtrenger. Nun fing er an, irre zu reden. Man ſperrte ihn in das Stockhaus, und behandelte ihn noch immer fort als widerſpenſtig. Endlich kam er als unheilbar in das Irrenhaus Hier nahm ſeine Tollheit einen anderen Schwung. Er wollte nicht mehr dem Kaiſer dienen, ſondern den Franzoſen. Als er von der Hinrichtung Ludwig XVI. hörte, wollte er König von Frankreich werden. Seine Gefährten, die mit ihm frei herum gingen, ſagten ihm: er könne ja nicht leſen und ſchreiben, das müßte doch ein König können. Das begriff er. Er lehrte ſich im Tollhauſe ohne alle Hülfe, ohne alle Anleitung, vollkommen leſen und ſchreiben. So lebt er nun beſtändig in ſeinem Wahn fort; ſeine Reden ſind oft durchaus nicht unvernünftig.

Ich ſah einen jungen Mann und ſeine Geliebte, die ein ſchreckliches Schickſal hatten. Beide wurden toll an einem Tage, in demſelben Augenblick, weil die Mutter der Geliebten den Umgang verbot, und die Ehe durchaus nicht zugeben wollte. Als ſie nur die erſte Spur des Erfolgs ſah, hätte ſie den Schritt gerne um den Verluſt ihres Vermögens zurück genommen; aber es war zu ſpät. Es iſt ein ſehr ſchönes, junges Mädchen. Man zweifelt an ihrer Heilung.

In einer anderen Familie ſchien die Krankheit erblich. Mehrere Geſchwiſter hatten ſie bekommen in einem gewiſſen Alter. Auch die Groseltern ſollen ſie gehabt haben; aber die Eltern waren frei geblieben. Dieſer Fall verdiente, dünkt mich, eine beſondere Aufmerkſamkeit.

Man zeigte mir einige, die blödſinnig auf die Welt kamen. Uebermäßiges Trinken der Mutter während der Schwangerſchaft ſoll die Urſache ſeyn.

Ein ſehr ſchönes junges Mädchen, eine der ſchönſten Figuren, die ich je ſah, ward völlig wüthend in demſelben Augenblick, wo ſie die Verheirathung ihres Liebhabers mit einer andern erfuhr. Ich werde den ſchrecklichen Anblick nie

vergeſſen. Sie lag ganz ruhig, die Augen aufwärts gekehrt. Ihre Lippen bewegten ſich, als ob ſie rede; aber ſie giebt keinen Laut von ſich. Sie iſt immer geſchloſſen. Man ſagt mir, ſie ſey gewöhnlich fürchterlich.

Eine andere verlaſſene Geliebte, völlig nackt, raſete fürchterlich in ihren Ketten. Sie zerreißt noch immer ihr Stroh, der Ketten ungeachtet.

Mehrere Weiber bilden ſich ein, Gattinnen oder Verlobte von Prinzen aus dem Oeſterreichiſchen Hauſe zu ſeyn. Dieſe können ſelten Widerſpruch ertragen.

Einige, werden aus Geilheit raſend, ſogar wüthend. Bei ihnen pflegt ſich die Neigung zum Beiſchlaf noch immer auf die unanſtändigſte Art zu äußern.

Onaniſten giebt es von beiden Geſchlechtern. Sie ſind faſt unheilbar; man ſieht ihnen große Schwäche an. Wenn die Onanie auch nicht die Urſache der Tollheit iſt, ſo vermehrt ſie doch die Krankheit ungemein. Um ſie abzuhalten, muß man ſie ſchließen.

Es iſt eine erheiternde Empfindung, wenn man aus dieſem Hauſe in die Wohnung der Reconvaleſcenten kömmt. Dort herrſcht ein wildes

Getümmel, hier Stille und Ruhe. Man freut ſich der Beſſerung, man hofft Geneſung.

Eigentlich ſind es zwei Häuſer, in einem eigenen verſchloſſenen Hof. Leider iſt dicht dabei eine Kapelle; das Geräuſch iſt zumal den Reconvaleſcenten ſehr gefährlich, da ſie leicht wieder zurückfallen.

In dem einen Hauſe ſind in kleinen Zimmern zu 2 und 4 Männer und Weiber; jene unten, dieſe oben. Man wählt die Geſellſchaft mit Vorſicht, eben wie bei den Tollen. Hier arbeiten alle; die Reinlichkeit müſſen ſie ſelbſt beſorgen. Bei den Weibern ſah es weit reinlicher aus.

In dem zweiten Hauſe ſind unten zwei große Säle für Männer und oben für Weiber, jeder zu 8 bis 10 Perſonen. Man ſetzt beſonders ſolche hieher, die in Gefahr ſind, Selbſtmörder zu werden, oder Onanie zu treiben, aber ſonſt nicht die Ruhe ſtören. Für dieſe iſt die zahlreichere Geſellſchaft ſehr gut; die andern ſind ihre beſten Aufſeher. Hier herrſchte allenthalben die größte Reinlichkeit.

Einen Onaniſten ſah ich doch, den man wieder geſchloſſen hatte. Sein äußerſt ſtüpides Anſehen war in hohem Grade niederſchlagend.

In dem weiblichen Saal war ein wohlgebildetes Frauenzimmer, die den entſchiedenſten Trieb hatte, ſich umzubringen. Sie ſagt es ſelbſt und bittet ſie zu hüten. Von dem Leben ſpricht ſie mit einem ſchauderhaften Ueberdruß. Sie ſpann ſehr fleißig. Auf meine Frage nach allgemeinen angenehmen Empfindungen, Wärme, gutes Eſſen u. ſ. w., antwortete ſie: nichts mache ihr Freude. Sie ſpricht ſonſt ganz vernünftig; aber ihr Blick zeugt doch von einem verſtörten Geiſt. Man kann ſie nicht anſehen, ohne gewiß zu werden, daß Selbſtmord nur Krankheit iſt.

Ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren, die eben gekommen war, hatte ſich bei eintretender Pubertät zügellos dem erſten, beſten an den Hals geworfen. Gegen Vater und Mutter, die ſie zurückhalten wollten, war ſie höchſt unnütz geworden. Ihre Verwandten thaten ſie daher auf einige Zeit hier in die Koſt, um ſie vor größerer Gefahr zu bewahren.

Einige haben ſich große Fertigkeiten erworben. Es giebt mehrere, die vortrefflich abſchreiben. Man kann ſie dazu ſehr gut gebrauchen und mit der größten Sicherheit. Einer blieb nur noch in

dem Hauſe, bis man eine Copiſtenſtelle für ihn finden könnte.

Hier ſah ich auch den einſt als Schriftſteller bekannten Groſsing, aber unter einem andern Namen. Er hatte ein bedauernswürdiges Schickſal. Nachdem man ihn 20 Jahre lang in den Feſtungen umher ſchleppte, brachte man ihn endlich hieher. Er hat ein gutes, rundes, etwas jovialiſches Geſicht. Er hat hier eine Ueberſetzung der Pſalmen verfertigt. Jetzt arbeitete er an einem mathematiſchen Werk, wovon er nur viel ſprach, aber, wie es ſchien, invita Minerva.

Das Tollhaus in Prag, das ich wenige Tage nachher beſah, hält 117 Perſonen. Es iſt eigentlich nur für Böhmen beſtimmt.

In zwei Stockwerken ſind hier neben einem Gange an beiden Seiten eine Reihe Zimmer. In der Regel ſoll hier in jeder Kammer nur einer ſeyn, man nimmt aber jetzt oft zwei, aus Mangel an Platz. Luft und Reinlichkeit fand ich ziemlich gut. Nahe dabei ſteht noch ein kleines Haus für die, welche von tollen Hunden gebiſſen ſind.

Im Ganzen wiederholen ſich hier eben die Scenen des Jammers; eben die Urſachen der Tollheit; eben die Aeußerungen. Auch hier ſah

ich geſchloſſene Männer und Weiber ganz nackt, weil ſie keine Kleider an ſich leiden, ihren eigenen Unrath freſſend.

Von der Onanie mehrere traurige Beiſpiele. Ein zwanzigjähriger junger Menſch, von einnehmender Phyſiognomie, der ſie durchaus nicht laſſen will, wird bald ihr Opfer werden. Solche Unglückliche ſterben zuletzt an der Auszehrung.

Hier fand ich einige, die vor Hochmuth toll geworden waren, von ganz beſonderen Phantaſien.

Einer bildete ſich ein, er wäre Kaiſer Leopold. Er begehrte gekrönt zu werden. Mit dem größten Scharfſinn verfertigte er das Krönungs-Ceremoniel. Nicht das geringſte war vergeſſen. Er war ein Schulmeiſter, dem man nicht ſo viel Kenntniß der Etiquette zutrauete. Auch gab er manche recht angemeſſene Vorſchriften. Er ſorgte für das Volk; ordnete Feſte an, wollte Wein und Fleiſch Preis geben. Zugleich ſorgte er, daß nichts veruntreuet wurde. In dem Reglement ahmte er vollkommen die Sprache der Verordnungen nach.

Man rechnet überhaupt, daß ein Viertel der ganzen Zahl der Kranken geheilt werde.

In dem Carlshof ſind die Blödſinnigen und die, welche bald ſollen entlaſſen werden. Man giebt ihnen Arbeiten, und ſinnt überhaupt ſehr darauf, ſie zu beſchäftigen.

Hier iſt zugleich eine große Schule und Arbeitsanſtalt für Einfältige, Gebrechliche und andere Unglückliche, die, Ekel und Abſcheu erregend, ſich nicht gut ohne Hülfe ernähren können. Man findet verſchiedene Handwerker, Schuſter, Schneider, Tiſchler, neben einander in großen Sälen arbeiten. Auch Greiſe und Kinder ſind unter den Arbeitenden. Die nichts anders können, lernen Wolle pflücken, ſpinnen und ſolche Beſchäftigungen. Ich fand die Luft hier ſehr gut; aber die Menſchen ſehen dennoch blaß und elend. Es iſt ein trauriger Anblick ſo mannigfaltige Gattungen des menſchlichen Elends bei einander.

Ueber alles wird genaue Rechnung geführt. Der Buchhalter verſicherte, die Anſtalt ballancirte. Ich kann es nun einmal nicht unterlaſſen, den guten Leuten Troſt einzuſprechen, wenn ſie auch bei ſchlechten Jahren nicht ausreichen. Die Arbeit, ſey ſie noch ſo wenig werth, iſt doch immer baarer blanker Zuwachs des Nationalvermögens.

Und was wollen Sie darauf rechnen, daß die Armen beſchäftigt ſind?

In dieſer Anſtalt können auch Arme hingehen, ſich Arbeit geben zu laſſen. Ich würde damit ein Zwangsarbeitshaus verbinden. Jetzt muß man gegen Bettler noch Schläge brauchen; Schläge aber taugen nicht als Beſſerungsmittel für Erwachſene.

Dieſe beiden Anſtalten liegen am Ende der Vorſtadt. Sie ſchließen mit dem bürgerlichen Krankenhauſe und dem Gebährhauſe gewiſſermaßen einen Zirkel ein. Sie ſtehen alle vier mit einander in Verbindung, unter einer gemeinſchaftlichen Direction.

In dem großen bürgerlichen Krankenhauſe ſind in dem einen Stockwerk verſchiedene Säle für die innerlichen Kranken, in dem anderen für die äußerlichen. Männer und Weiber ſind getrennt. Bei der Abtheilung für Weiber iſt zugleich eine chirurgiſch-praktiſche Schule angelegt. Allenthalben herrſcht große Reinlichkeit und ſehr gute Luft. Unter den Ofen ſind Zugröhren angebracht. Ueberdies iſt unten an der Erde ein Queerrohr, das von außen Luft erhält. Wenn man die Klappen zu beiden Seiten aufmacht, erhält man einen

ſehr ſchnellen Luftzug. Die verdorbene Luft geht im Kanälen aus, die bis unter das Dach reichen.

Ueberhaupt iſt in allen Einrichtungen ſehr große Oekonomie und Einfachheit zugleich. Man hat koſtbare Einrichtungen vermieden, und denſelben Zweck durch mindere Mittel zu erreichen geſucht. So fand ich einen ſehr ſparenden Küchenheerd, viel einfacher eingerichtet, als andere der Art.

In der Buchhalterei oder Kanzlei, wie man ſie nennt, herrſcht die größte Ordnung. Die ausgetheilten Portionen werden beſtändig controllirt nach tabellariſchen Extracten. So wird jede Tagesliſte, der Summe nach, in die monatliche Tabelle eingeführt. In den Tagzetteln hat jeder ſeine Nummer, die auch in dem Repoſitorium bemerkt iſt.

Das Gebährhaus iſt ungemein gut eingerichtet. Im unteren Stock ſind Zimmer, wo mehrere Wöchnerinnen liegen; auch eine Ammenſtube. Indeß ſind nur wenig Gebährende in jedem Zimmer. Man zahlt wöchentlich 1 Fl; Unvermögende zahlen nichts. In dem zweiten Stock ſind Zimmer für die zweite und dritte Klaſſe der Wöchnerinnen; für jede an einer Seite der Treppe. Jene Klaſſe zahlt 2 Fl. wöchentlich; dieſe 6 Fl. Beide

haben eigene Zimmer. Nur das Ameublement iſt etwas verſchieden; auch wird es denen in der dritten Klaſſe erlaubt, eine Begleiterin mitzunehmen. Ich ſah einige Zimmer, die gerade leer waren. Sie ſchienen mir ſehr angemeſſen; das Ameublement einfach, aber bequem. Alle genießen die beſte Wartung. Arzt und Hebammen ſind im Hauſe.

Für die Verſchwiegenheit trägt man die gewiſſenhafteſte Sorge; man hat kein Beiſpiel, daß je ein Fehltritt durch den Eintritt in dieſes Haus ruchtbar ward. Der Aufgang iſt von außen, nicht durch die Pforte. Die Gebährerin ſteigt bedeckt hinaus, geht eine bedeckte Treppe hinauf, ſchellt, um ſich aufmachen zu laſſen, geht rechts oder links in ein Zimmer, wie ſie bezahlen will, ohne von jemand, ſelbſt im Hauſe, geſehen zu werden, bis Arzt und Hebamme, auf ihr Anrufen, erſcheinen. Wenn ſie einen Wagen begehrt, ſo wird ſie durch Leute weggebracht, auf deren Verſchwiegenheit man vollkommen rechnen kann. Man hat Beiſpiele, daß arme, betrogene Mädchen aus großen Familien, am andern Morgen ſchon wieder weggingen, und, als an einem

Blutfluß krank, das Bett hüteten, ohne daß ſelbſt der ſtrenge Vater etwas ahndete.

Wer es will, kann ſein Kind mitnehmen; ſonſt wird es verpflegt gleich anderen armen Kindern.

Bei allen Anſtalten ſind die Wärter gute, ſorgſame Leute, die ihr Geſchäft lieben. Auch hierin fand ich eine nicht gemeine Aufmerkſamkeit.

Die Gegend, wo die Gebäude liegen, iſt hoch und frei. Man hat, zumal von dem Carlshofe und dem Gebährhauſe aus, die ſchönſte Ausſicht auf die Stadt und die umliegende Gegend. Bei dem Krankenhauſe iſt ein geräumiger Garten, deſſen Pflanzungen trefflich gedeihen.*)

Der Oberdirector dieſer verbundenen Anſtalten, der Gubernialrath, Doctor von Bayer,

*) Beſchreibung der öffentlichen Armen-Verpflegungs-Anſtalten in der Königlich Böhmischen Hauptſtadt Prag. 1793. m. K. Eines der vorzüglichſten praktiſchen Werke, die ich kenne. Die Direction theilte es der Magdeburgiſchen Armendirection vor einigen Jahren mit, als dieſe es ſich ausbat zum Gebrauch bei ihren vorhabenden neuen Einrichtungen.

iſt auch ein ſeltener Mann. Ganz für das Geſchäft gemacht, verbindet er bei ſeinen großen Medizinischen Kenntniſſen, einen ſchnellen praktiſchen Geſchäftsblick, mit Ordnungsliebe und einem raſtloſen Eifer. Er iſt bei dieſen Anſtalten alt geworden. Ehemals war er Profeſſor; aber er legte ſein Amt nieder, da Engbrüſtigkeit ihn wegzuraffen drohte. Kaiſer Joſeph, der ſeine Leute zu wählen wußte, nahm ihn als Ober-Spitalarzt mit in den bairiſchen Krieg. Seitdem blieb er bei dieſem Fach in Prag, und richtete die Spitäler ein. Es iſt eine Freude, auch dieſen wackeren Mann über den Kaiſer zu hören. So oft wird mir der Genuß zu Theil, daß die trefflichſten Geſchäftsmänner dieſen Monarchen ſo erheben, den ich aus ſeinen Thaten und Abſichten, nach dem, was wir von ihm geleſen haben, ſo innig ſchätze. Er war vortrefflich für die Geſchäfte; hatte große Ideen, griff durch, und konnte dennoch Widerſpruch ertragen. Wer ſein Zutrauen beſaß, konnte ihn zu allem Guten leicht bewegen. Bayer nutzte die Gelegenheit, bei Aufhebung der Klöſter gute Gebäude zu bekommen. Sogleich ward die neue Einrichtung mit großem Ernſt angefangen. Aber vollendet ſah Joſeph ſie nicht. Sein Name ſteht,

verbunden mit Leopolds, auf den einfachen Inſchriften, welche die vier Häuſer bezeichnen: Saluti aegrorum, Cuſtodiae mente captorum, Solatio languentium, Securitati, Parturientium.

Das erſte Jahr, in welchem alle Anſtalten durch volle zwölf Monate beſtanden, war das Militär-Jahr 1792. In demſelben wurden im Kranken- Toll- und Gebährhauſe 95864 Tagportionen ausgegeben, welche 33569 Fl. $38\frac{6}{8}$ Kr. koſteten, mithin jede $21\frac{3}{8}$ Kreuzer. Im Jahre 1803 war die Zahl der Tagportionen 134772, die 58410 Fl. $4\frac{4}{8}$ Kr. koſteten, alſo jede $26\frac{1}{32}$ Kr. Bei dem Siechenhauſe wurden in jenem Jahr 108981 Tagportionen gegeben, die 12701 Fl. $28\frac{2}{8}$ Kr. koſteten, alſo jede $6\frac{7}{8}$ Kr.; in letzterem Jahr hingegen 109560, die 17309 Fl. $8\frac{2}{8}$ Kr. koſteten, mithin jede $9\frac{4}{8}$ Kr. Alſo waren im Jahre 1803 bei allen Anſtalten 39487 Portionen, das iſt ungefähr $\frac{3}{15}$ mehr, und der Aufwand betrug 29448 Fl. $5\frac{6}{8}$ Kr., das iſt $\frac{10}{15}$ mehr, als vor zehn Jahren.

In dem Krankenhauſe verblieben zu Ausgang 1803 zuſammen 226, nämlich 172 unentgeltlich und 54 Zahlende, in der erſten Klaſſe zu 1 Fl.,

in der zweiten Klaſſe zu 30 Kr., in der dritten, welche Armenportionen von Inſtituten genießen, 10 Kr., und die Polizeiſoldaten 5 Kr. wöchentlich. Aufgenommen wurden unentgeltlich 1162, Zahlende 442, zuſammen 1604. Der Abgang betrug 1583, unter dieſen 1279 Geneſene und 304 Geſtorbene, unter denen 47 ſterbend und 2 todt Eingebrachte begriffen ſind.

In das Tollhaus wurden aufgenommen unentgeltlich 8, Zahlende 59, zuſammen 67; es gingen ab 58, unter dieſen 26 Geneſene und 32 Geſtorbene; blieben am letzten Dezember 119, nämlich 37 unentgeltlich und Zahlende 82, nach denſelben Regeln, wie beim Krankenhauſe.

Das Gebährhaus nahm auf 102 unentgeltlich, 259 Zahlende, zuſammen 361. Es traten aus 351, unter denen nur eine ſtarb. Die Zahl der Geburten war 335 Kinder, 14 Todtgeborne und 1 Zwillingsgeburt; von außen wurden eingebracht 263 Kinder, nämlich 164 unentgeltlich und 99 Zahlende. Von allen 612 Kindern gingen 594 wieder ab, nämlich 313 todte, 279 zu anderer Verſorgung übergeben, und 2 von der Anſtalt als eigen übernommen. Der Beſtand war am letzten December 25 unentgeltlich, 14 Zah-

lende, zuſammen 39 Schwangere oder Wöchnerinnen, und 18 Kinder.

In dem Siechenhauſe oder dem Carlshofe verblieben am letzten December 1803 zuſammen 302, nämlich 180 unentgeltlich und 122 gegen Zahlung. Aufgenommen wurden im Lauf des Jahrs unentgeltlich 38, Zahlende 50, zuſammen 88. Der Abgang war 89, unter dieſen 15 Entlaſſene und im Dienſt oder bei Handwerkern untergebracht, 1 Entwichener, 73 Geſtorbene.

Jährlich wird ein kurzer Bericht an das Publikum über den Zuſtand der Anſtalten gedruckt. Seit einigen Jahren ſchon muß der würdige Oberdirektor, bei dem immer zunehmenden Bedürfniß, die öffentliche Mildthätigkeit um Beihülfe anrufen. In dem letzten Bericht nennt er eine Wohlthäterin, die Frau von Cuidl, geborne Freyin von Hilebrand, eine geborne Böhmin, die als Wittwe zu Klagenfurt lebte und den Armen in Prag eine Obligation von 20810 Fl. hinterließ. Aber ſollten Sie es für möglich halten, daß er in dem Bericht vom Jahre 1801 öffentlich den Unfug rügen mußte, daß 84 Perſonen in das Krankenhaus ſterbend gebracht wurden, die ſo vernachläßigt waren, daß ſie keine ärztliche Pflege mehr

annehmen konnten, oder bei denen man dem Kran-
kenhauſe die Begräbnißkoſten aufbürden wollte,
nachdem ihre Krankheit auch unter ärztlicher Pfle-
ge auf das äußerſte geſtiegen war? ja daß dieſer
Unfug auch unter Zahlung der für die höhere
Klaſſe beſtimmten Aufnahmegelder ſtatt fand?
Dennoch wurden im Jahr 1802 wieder 69 Ster-
bende und 3 Todte eingebracht, und im Jahre
1803 noch 47 Sterbende und 2 Todte. So ſteht
allenthalben in der Welt Licht und Schatten neben
einander.

XXXVIII.

Prag den 20. Sept. 1804.

Bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Prag habe ich Gelegenheit gehabt, viele intereſſante Bekanntſchaften zu machen. Ich war dem Obriſtburggraf, Grafen Chotek empfohlen, einem ſehr unterrichteten, verdienſtvollen Staatsmann. Er iſt der Präſident des Landes-Guberniums, alſo der Chef der Adminiſtration. Sowohl um das geſammte Wohl des Landes, als um die Stadt, auch um ihre Verſchönerung hat er ſich große Verdienſte erworben. An den Gubernialrath, Grafen Chorinsky, den Polizeidirektor der Stadt, lernte ich ebenfalls einen einſichtsvollen, thätigen Geſchäftsmann kennen. So finde ich täglich der Anläſſe mehr zur Beſtätigung meines Urtheils auf meiner erſten Reiſe nach Wien vor fünf Jahren, daß man von der Geſchäftsführung in den Oeſterreichiſchen Staaten auswärts ganz

ungegründete Vorſtellungen verbreitet. Umgekehrt halte ich mich überzeugt, daß die innere Verwaltung im Oeſterreichiſchen eine der vorzüglichſten ſey in allen was Sicherheit, Ordnung, Bequemlichkeit des Lebens betrifft. Auch in der Juſtizverfaſſung giebt ſie, meines Wiſſens, anderen Staaten nicht viel nach. Und wenn von Mängeln der Geſetzgebung die Rede iſt, ſo fürchte ich gar ſehr, ſie könne, bei einer genauen, unpartheiiſchen Vergleichung, ihre kopfwerfende Kritiker fragen, ob ſie den erſten Stein werfen dürfen?

Sie werden mich für beſtochen halten, mein Freund, und ich geſtehe Ihnen ganz offenherzig, daß ich es bin. Man hat mich, einen Fremden, der faſt keine Empfehlungen hatte, dem der Staat nicht die mindeſte Verbindlichkeit ſchuldig war, mit einer zuvorkommenden Güte, mit einer Liberalität aufgenommen, die mich zu dem innigſten Dank verpflichtet. Ich habe alle Gelegenheit gefunden, mich von allem zu unterrichten, was mir intereſſant war; man hat mir allgemein Zutrauen bewieſen, offen und gerade, nicht ſelten ſehr freimüthig gegen mich geredet. Alſo begehre ich auch meine Geſinnung gar nicht zu verhehlen.

Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich Gutes mit Gutem vergelten kann; wenigſtens dazu beitragen, richtigere Begriffe dem Auslande zu geben.

Auch von dem geſelligen Ton in Prag muß ich viel Gutes ſagen. Ich fand ihn ſehr gebildet; fein und doch in einem gewiſſen Sinn herzlich; ungezwungen aber höchſt anſtändig; lebhaft und unterhaltend durch mannigfaltige Kenntniſſe; gefällig und verbindlich gegen Fremde. Weniger ſtolz ſcheinen mir die Prager als die Wiener. Aber liegt in der etwas ſtarken Aeußerung dieſes an ſich nicht zu tadelnden Gefühls etwas Unangenehmes für Fremde; ſo müſſen Sie auch bedenken, daß die Oeſterreicher nur zu oft von den Norddeutſchen ſehr ungerecht und unglümpflich behandelt ſind, beſonders wenn von Litteratur und Aufklärung und geſelliger Bildung die Rede war. Haben nicht auch ähnliche, unüberlegte und unrichtige Beurtheilung der Dänen den Hauptanlaß zu dem Haß gegeben, wodurch dieſe in den letzten dreißig Jahren ſich rächten?

Der Böhmiſche Adel iſt zahlreich und zum Theil ſehr begütert. Er liebt, trotz dem Oeſterreichiſchen, bei feierlichen Gelegenheiten mit Pracht

zu erſcheinen. Ich habe noch nie ſo vielen prächtigen Schmuck geſehen, als vorgeſtern auf dem Ball, welchen die Landſtände den Kaiſerlichen Majeſtäten auf dem Landſtändiſchen Hauſe gaben. Alles ſtrahlte von Juwelen, die bei der herrlichen Erleuchtung doppelten Glanz zurückwarfen. Der Kaiſer und die Kaiſerin unterhielten ſich faſt mit allen Anweſenden mit ungemeiner Freundlichkeit. Ein aufmerkſamer Beobachter kann dennoch auch bei ſolchen Gelegenheiten ſehr gut in dem gegenſeitigen Verhältniß das Innere von dem Anſtrich unterſcheiden. Man ſah es dem Monarchen an, daß er ſich wirklich umgeben von ſeinen Getreuen fühlte; und der Ton der Unterthanen zeigte, daß ſie den väterlichen Regenten ehrten. Das Feſt war ganz in dem Sinn einer Privatgeſellſchaft; aber es iſt nicht möglich, Ehrfurcht mit Ungezwungenheit vollkommner zu verbinden. Jeder war an ſeiner Stelle; jeder war herzlich froh und freuete ſich nicht minder der allgemeinen Freude.

Böhmen iſt überhaupt ein treffliches, der Oeſterreichiſchen Monarchie ſehr wichtiges Land. Es liegt zwiſchen dem 48° 38′ 53″ und 51° 2′ 39″ nördlicher Breite und 29° 59′ 20″ und 34° 26′ 45″

öſtlicher Länge von Ferro; ein ſehr fruchtbares, gut bevölkertes, von einem guten, lebhaften, induſtriöſen Volk bewohntes Land. Man zählt über 3,200,000 Menſchen, 262 Städte, 298 Marktflecken, 11926 Dörfer, 7,769,610 Joch nutzbares Land. Jetzt ſind die Wunden völlig verblutet, die ihm einſt die Wuth der Intoleranz ſchlug, die auch hier hunderttauſende zur Auswanderung zwang, oder durch Hunger und Schwerd vertilgte. Katholiken und Proteſtanten leben nun in brüderlicher Einigkeit neben einander, wie es der Sinn der erhabenen Religionslehre heiſcht; und Gewerbe und Handel blühen voller und voller im Schooß des tiefen Friedens. Auch Böhmen hat nun in vierzig Jahren keinen Feind geſehen; den kurzen Krieg an der Grenze über die Baierſche Erbfolge kann man nicht rechnen. Während des ganzen Franzöſiſchen Kriegs hat es unmittelbar nie gelitten, vielmehr nahm es in mancher Rückſicht Theil an den glücklichen Folgen der langen Neutralität des nördlichen Deutſchlands. Der Gewerbfleiß hat ſich daher in den letzteren Zeiten ſehr gehoben. Inſonderheit haben Fabriken und Manufacturen ungemein zugenommen. Böhmen iſt jetzt ohne Ver-

gleich der Theil der Oeſterreichiſchen Monarchie, wo der Kunſtfleiß am meiſten blühet. Es hat an ſeinen Glaswerken und der Leinenmanufactur ein ſehr ausgebreitetes National-Gewerb, das zugleich einem wichtigen Activ-Handel Nahrung giebt. Die Leinewand wird zu einer großen Feinheit gebracht. Sie geht beſonders nach der Levante und nach Italien. Der Kaiſer hat auf ſeiner Reiſe ein Stück von 72 Ellen für 900 Fl. gekauft. Der Glashütten ſind viele und ſehr beträchtliche. Eine der größten iſt die Fürſtlich Schwarzembergiſche. Man verfertigt Kronenleuchter von erſtaunender Größe und Mannigfaltigkeit. Ein Stück, das 36000 Fl. an Ort und Stelle koſtet, iſt für einen Tempel in China beſtimmt. Zwei Böhmen reiſen damit hin, um ſie aufzuſetzen. Sie gehen auch nach Indien und häufig nach Nord-Amerika. Man hat dort Comptoire eingerichtet, die mit den Werken in Verbindung ſtehen. Beſonders iſt ein ſolches Comptoir in Amſterdamm, das von dort aus die weiteren Speditionen beſorgt. Auch die Steinſchleifereien in Töplitz ſind berühmt. Ueberhaupt verfertigt man in Böhmen ſehr gute und wohlfeile Juwelier- und Gold- und Silber-Arbeiten.

Die Einkünfte des Staats ſind bedeutend. Die Rubriken ſind etwas mannigfaltig: Contribution, Bancogefälle, Zollgefälle, Weg- und Paſſagenmauth, Trankſteuer, Lottogefäll, Salzauflage, Pferdeſteuer, Muſikimpoſt in den Wirthshäuſern, Erbtag, Montaniſticum, Taxe auf Stärkmehl, Haarpuder und rothe Schminke, Tabaksgefäll, Stempel- und Siegelgefäll, Acciſe, Klaſſenſteuer, Perſonalſteuer, Judenſteuer. Dazu kommt noch der Ertrag der wichtigen Staatsherrſchaften. Im Ganzen läuft die Summe auf 15 Millionen Gulden. Inſonderheit beträgt die Contribution 5,290,488 Fl.; die reine Einnahme der Zollgefälle 500000 Fl; die Weg- und Paſſagenmauth über 100000 Fl; die Trankſteuer von Bier 2,100,000 Fl., von Wein und Branntwein gegen 200000 Fl; der reine Ertrag der Salzgefälle gegen 2,000,000 Fl.; die Judenſteuer 220,000 Fl.

In Böhmen ſcheint mir mehr noch als in Oeſterreich ein reger Nationalgeiſt zu herrſchen; es iſt etwas von dem köſtlichen public ſpirit, den ich bei unſerer Nation ſo ungemein liebe. Ungarn hat unſtreitig noch ſtärkere Anlagen da-

zu, in mehr als einer Rückſicht; aber er kann nicht ſo ausgebreitet ſeyn, als in Böhmen, weil die Zahl der Freien bei weitem nicht ſo groß iſt. Hier gedeihen gemeinnützige Anſtalten mit beſonderer Kraft, ſobald das Publikum ſich dafür intereſſirt. Dies habe ich bemerkt bei dem Schwung der Studien, vorzüglich in Rückſicht auf die Böhmiſche Litteratur, die gewiß Aufmerkſamkeit verdient; und ganz beſonders bei den Privatanſtalten zur Unterſtützung der Nothleidenden. Außer Prag beträgt der Werth aller Grundſtücke, Hebungen und Capitalien der Armenhäuſer 2,178,913 Fl. In Prag haben Sie, die öffentlichen Spitäler und milde Stiftungen abgerechnet, eine Wittwen- und Waiſenkaſſe, ein Penſionsinſtitut für die Tonkünſtler in Böhmen, eine Geſellſchaft zur Unterſtützung der Armen, eine Humanitätsgeſellſchaft zur Rettung Verunglückter, Einrichtungen zur Vertheilung der Rumfordſchen Suppen; alles Privatanſtalten, die durch freiwillige Beiträge geſtiftet und unterhalten werden. Der Böhmiſche Religionsfond, der doch auch auf mannigfaltige Weiſe zu wohlthätigen Endzwecken mitwirkt, hat 4,725,210 Fl. an Capitalien und 30 einzelne Güter und Herrſchaften.

Gleichwohl iſt auch in Böhmen noch ein weites Feld für Verbeſſerungen im Innern. *) Durch die Umwandlung und Loskaufung der Frohnen und Grundzinſe würde der größte Theil der Bauern in eine Lage kommen, die den Beſitzern einen ungleich größeren Wohlſtand verſchaffte, die Production des Landes ſehr erhöhete. Die Güter der Geiſtlichkeit, die wenigſtens 50 Millionen betragen, und jene des Religionsfonds, wären, bei dem jetzigen hohen Preiſe des Landeigenthums, auf ſehr vortheilhafte Bedingungen zu veräußern, nach eben den Grundſätzen als andere Staatsgüter. Gerade der jetzige Zeitpunkt ſcheint der bequemſte dazu, in der Vorausſetzung, daß

*) Demian Darſtellung der Oeſterreichiſchen Monarchie. 1. Band 1804. 8. Beobachtungen in und über Prag von einem reiſenden Ausländer. 2 Theile, Prag 1747 8.; enthält manche freimüthige, auch jetzt noch zum Theil anwendbare Bemerkungen. Staatswirthſchaftliche Aufſätze in ſtrenger Beziehung auf Zeitumſtände und beſonderer Rückſicht auf Böhmen 1801. 2 Theile gr. 8., ein treffliches Werk, mit Einſicht und Beurtheilung verfaßt.

Oeſterreich Frieden behalte, indeß in wie vielen Gegenden Deutſchlands noch mancherlei Unruhen, Beſorgniſſe und Unluſt herrſchen. Aber dann müßte man zugleich, oder vielmehr vorläufig, einige Veranſtaltungen treffen, die der Privatcredit dringend von der Geſetzgebung fordert. Die rechtlichen Verhältniſſe der Hypotheken wären genauer zu beſtimmen, mit Abſchaffung mancher eingeſchlichenen Mißbräuche. In dem Wechſelgeſchäft und dem Concursproceß müßte ein ſchnelleres, unpartheiiſches, größere Sicherheit auch dem Ausländer gebendes Verfahren ſtatt finden. Zur Belebung neuer Unternehmungen zur Verbeſſerung von Grund-Boden, die bei bedeutenden Landveräußerungen immer nothwendig ſind, auch wenn Sie wollen, zur erſten Unterſtützung geſchickter, nur nicht reicher, Fabrikanten wäre eine Creditcaſſe zu errichten, nach den Grundſätzen, die der Erfolg bei uns ſo herrlich bewährt hat. Und dann iſt die Verbeſſerung der Lage der zahlreichen Juden vor anderen für Böhmen wichtig, beides weil ſie ſo zahlreich ſind, und weil ſie faſt nur von einem wucherlichen Handel ſich ernähren, der für die Gewerbſamkeit im Ganzen ſo nachtheilige Folgen hat. Wann wird man doch von dem

Vorurtheil zurückkommen, daß dieſe Nation nicht gleichen Antheil nehmen könne an bürgerlichen Gerechtſamen und Pflichten, unbeſchadet ihrer religiöſen Meinungen! Nach dem Zeugniſſe aller Verſtändigen unter ihnen, und ſelbſt ihrer aufgeklärteren Religionslehrer, ſteht nichts im Wege, dieſen Meinungen allen nachtheiligen Einfluß auf die bürgerlichen Verhältniſſe zu benehmen. Dann läßt ſich kaum ein ſcheinbarer Grund denken, warum nicht Jüdiſche Bürger dieſelbe Gewerbfreiheit genießen könnten als Chriſtliche.

Vielleicht werden einige dieſer frommen Wünſche für Böhmen, unterſtützt durch die beredte Stimme der wärmſten Patrioten, jetzt dem Kaiſer unmittelbar vorgetragen. Er hat ſich mit ſeiner Gemahlin längere Zeit hier aufgehalten. Auf ſeinen Reiſen im Lande hat er ſich nach manchen Gegenſtänden im Detail mit jener Aufmerkſamkeit, jenem Intereſſe erkundigt, das ſo glücklich auf die Belebung des Gemeingeiſtes wirkt. Jetzt bei dem Lager findet ſich mehr als eine Gelegenheit für die, welche Ihm nahen, ſeine innigen Wünſche für die Beförderung des gemeinen Beſten zu nutzen.

Die Lager ſind dieſes Jahr in Ungarn, Mähren und Böhmen gehalten. Das zu Peſt dauerte vom 6. bis 22. Auguſt, das zu Brünn vom 23. Auguſt bis 7. September, das zu Prag vom 7. bis zum 27. September. In jedem werden die Regimenter, die in der Provinz cantoniren, zuſammengezogen und exercirt. Der Erzherzog Carl reiſet von einem zu dem andern. Erſt werden ihm die Regimenter producirt; dann iſt Revüemanöuvre, und an zwei Tagen Feldmanöuvre.

Der Kaiſer kam am 24. Auguſt von Wien nach Brünn, ging den 9. September nach der neuen Böhmiſchen Feſtung Joſephſtadt, wo am 10. ein merkwürdiges Minen-Experiment gemacht ward, und kam am 12. hier an. Seine Reſidenz iſt in dem kleinen Schloß Lieben, jenſeits der Moldau, an der Seite des Lagers. Es liegt ſehr angenehm an einen waldigten Hügel gelehnt. Der Fluß macht hier eine ſtarke, ſehr gefällige Krümmung, die der Landſchaft ein mahleriſches Anſehen giebt.

Das Lager ſteht an der rechten Seite der Wiener Straße, nicht ſehr weit davon entfernt, zwiſchen Hloupetin und Wiſſoczan. Vor

der Fronte iſt ein Bach; rechts lehnt es an einen Hügel. In Wiſſoczan hat der Erzherzog Carl ſein Hauptquartier. Die ganze Strecke beträgt eine gute Stunde.

Geſtern machte ich dem Erzherzog meine Aufwartung. Er erinnerte ſich meiner ſehr gütig, ſo bald Er mich ſah, auch der Umſtände, unter denen ich Ihn damals, im Hauptquartier zu Kloten, bei Zürich, verließ.

„Sie ſehen ja wohl nun auch dem Manöu„vre zu,“ ſagte Er. „Ich will wieder für Sie „ſorgen, wie damals in der Schlacht.“

Wirklich ward uns heute früh ein ſehr bequemer Platz angewieſen.

Es war ein heiterer, ſonniger Morgen. Die ganze Gegend nahm ſich vorzüglich ſchön aus. Das große Gewühl, das mannigfaltige Kriegsgetümmel erweckte jetzt nur angenehme Ideen von Thätigkeit. Wir ſahen die Vertheidiger des Landes gerüſtet, ſchlagfertig aber nicht im Streit.

Die ganze Armee marſchirte vor dem Kaiſer auf; machte ihre Evolutionen ſehr ſchnell und pünktlich; feuerte mit großer Fertigkeit. Sie mochte 30000 Mann ſtark ſeyn; eine ſchöne Armee. Ich ſah mehrere Regimenter wieder, die

ich von Zürich her kannte. Sie waren wieder in vortrefflichem Stande. In zwei Jahren, verſicherte Faßbender mich, würde die Armee wieder ſeyn, als hätte ſie nichts im Kriege gelitten.

Auf das Revüe-Manöuvre folgte Abends ein Artillerie-Manöuvre. Es war ein prächtiger Anblick, wie der Wurf der Feuerſchlünde die Schatten der einbrechenden Nacht erhelleten.

Wir kamen ziemlich ſpät zurück und werden morgen ſehr früh reiſen. Man iſt jetzt nicht immer ſicher, Pferde zu finden. Das Lager verurſacht hier eine ungemeine Lebhaftigkeit des Verkehrs. Die Prager wiſſen auch die Gelegenheit zu benutzen. Alle Preiſe ſind unverhältnißmäßig geſtiegen. Ein Miethwagen, der ſonſt nur 3 bis 4 Fl. koſtete, gilt jetzt 11 Fl. Aber was mir am meiſten auffält, iſt die Politik der Unternehmer des Theaters. Sie erhöhen die Preiſe für die, welche nicht abonnirt haben, je nachdem ein Stück vorzüglichen Beifall findet. Bei Stükken, die vielen Aufwand erfordern, möchte das nicht ſo übel ſeyn.

XXXIX.

Comotau den 21. Sept. 1804.

Meine Frau iſt nicht wohl, mein lieber Freund. Die ſchnelle Reiſe von Prag hieher hat ſie zu ſehr ermüdet. Wir mußten hier ſchon um ſieben Uhr Abends unſer Nachtlager nehmen, in einem ſchlechten Hauſe, das freilich gegen das Hotel in Prag ſehr abſticht.

Alles um mich ſchläft. Ich ſitze allein vor meiner Schreib-Chatoulle, und widme dieſe nächtlichen Stunden der Unterhaltung mit Ihnen. Eine wunderbare Unruhe, eine mir unerklärbare Bewegung reißt mich unwillkührlich fort. Dieſe Monarchie intereſſirt mich in hohem Grade. Es iſt ein gutes, glückliches Volk; ein geſegnetes Land, reichlich ausgerüſtet mit allen Elementen der Macht und des Wohlſtands; die Regierung hat die beſten Abſichten von der Welt. Ich wünſche ſo innig, daß man kräftige Maasregeln er-

greifen möge, um den inneren Wohlſtand ſo zu begründen, daß kein äußerer Sturm ihn erſchüttern könne; und dennoch fürchte ich, es werde nicht geſchehen, man werde nicht ſo durchdrungen ſeyn von der Nothwendigkeit, als ſie dem wohlgeſinnten, unbefangenen Beobachter einleuchtet.

Die Finanzen ſind der Krebsſchaden dieſes mächtigen Reichs. Der Wohlſtand der Unterthanen kann nicht ſeine volle Höhe erreichen, das Reich kann nicht beſtehen in einem Kampf gegen mächtige, auswärtige Feinde, wenn nicht die Finanzen auf einen ganz anderen Fuß kommen.

Glauben Sie nicht, ich wolle einem Staat, wie dem Oeſterreichiſchen, wegen des ſchlechten Courſes ſeiner Pappiere den Untergang prophezeien. Eine ſolche Beſorgniß wäre lächerlich in einem Lande, wo ſo viel Reichthum iſt, das ſolche enorme Hülfsquellen hat. Es bedarf des Auslandes zu wenig, es kann die Handelsbalanz nie in dem Grade gegen ſich haben, daß die Einwohner verarmen müßten, die Gewerbe darnieder liegen, das Land in den minder ergiebigen Gegenden eine Wüſte würde. Aber das kann allerdings geſchehen, daß es nicht verhältnißmäßig fort-

wächſt an Macht, mit anderen, aufmerkſameren Nachbaren. Das kann geſchehen, daß der Staat, in ſchwere Kriege verwickelt, bei aller Wohlhabenheit ſeiner Einwohner, plötzlich nicht hinlängliche Mittel finde, ſeine Armeen im Felde zu halten, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Das kann geſchehen, daß er, bei aller Tapferkeit ſeiner Krieger, bei dem brennendſten Eifer ſeiner Völker, unter ſolchen Umſtänden, durch Ueberſchwemmungen feindlicher Heere ſehr viel leide, Provinzen verliere, auf lange Jahre hinaus in ſeinen Fortſchritten gelähmt werde. Das kann geſchehen, — ach! und das wird geſchehen, wenn man nicht kräftig vorbeugt, weil es Zeit iſt.

Es giebt andere Staaten, die ich in einer ähnlichen Gefahr erblicke, weil ihr ganzes Adminiſtrations-Syſtem nichts taugt, und, bei der Stimmung des Volks, dem Ganzen nicht Einheit und Kraft geben kann, um einem Sturm von außen zu widerſtehen. Das iſt in Oeſterreich nicht der Fall. Die Adminiſtration mag freilich großer Verbeſſerungen fähig ſeyn; aber im Ganzen iſt ſie gut, und, was vorzüglich entſcheidet, beliebt. Hingegen hier ſind es die Finanzen, die

bei einer außerordentlich groſsen Anſtrengung ein groſses Unglück befürchten laſſen.

Man hat im Oeſterreichiſchen Fehler gemacht, die ich kaum begreife. Sie fallen nicht in eine Zeit, wo über dieſen Zweig der Staatshaushaltung noch ein myſtiſcher Dinkel ſchwebte; nein, gerade in die Zeit, da ganz Europa, durch das Beiſpiel von Schweden und Dänemark, über die traurigen Folgen ſolcher Mißgriffe die vollſtändigſte Belehrung erhielt. Nachdem wir auf die richtigen Grundſätze zurückkamen, nachdem unſere Schriftſteller zum Nutzen und Frommen der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft, wenn ich ſo ſagen darf, dieſe Grundſätze genau zu entwickeln, durch Beiſpiele zu beleben ſuchten*) — da erſt machte man in Oeſterreich Uebel ärger.

Der Anfang des Unglücks war die Erhöhung des Goldes gegen das Silber im Jahre 1786 über das richtige Verhältniß. Man wollte das etwas zu niedrige Verhältniß berichtigen, und ſetzte das Gold ſo hoch, daß ſich bei der heim-

*) Ich glaube hier, ohne Anmaaßung, auf meine Memoiren über die Däniſchen Finanzen verweiſen zu dürfen, die vorzüglich eine allgemeine praktiſche Tendenz haben.

lichen Ausfuhr des Silbergeldes ein Gewinn von 5 bis 8 pro Cent zeigte; Beweggrund genug, um die Gefahr zu beſtehen. So wie aber das Ausbringen des Silbergeldes, aus ganz natürlichen Urſachen, abnahm, ſank der Wechſelcours zum Nachtheil Oeſterreichs auf 6 pro Cent im Durchſchnitt. Schon das war ein ſehr bedeutender Geldverluſt bei einem Umſatz von 50 Millionen im Jahre, der allein es ſchon begreiflich macht, warum ſich die Geldmaſſe nicht ſo im Oeſterreichiſchen vermehrte, als die Natur der Sache es ſonſt nothwendig mit ſich gebracht hätte. Allein dabei blieb es bei weitem nicht, und konnte nicht dabei bleiben, nachdem andere wichtige Ereigniſſe in einer gleichen Richtung wirkten.

Als der Staat bald darauf in Kriege verwikkelt ward, machte man auswärts Staatsſchulden. Die Zinſen, zum Theil auch Kapitalabträge, mußten dem Auslande durch Wechſel bezahlt werden. Natürlicherweiſe mußte der Cours dadurch mehr ſinken, in eben dem Verhältniß, wie ſich das Bedürfniß des auswärtigen Credits vermehrte.

Nachdem Frankreich Hollands Handel und Mittel ſequeſtrirte, ward es ſchwieriger, auswärts Gelder zu finden. Man griff nun zu dem gefähr-

lichſten von allen Mitteln, zu dem Mittel, das ſo oft durch die traurigſten Folgen ſich als verderblich gezeigt hatte; man vermehrte die Maſſe der Bankzettel über alles Verhältniß zur Realiſation. Ich weiß nicht, wie groß die Maſſe iſt, ich habe mich nicht darnach erkundigen mögen; aber dieſe Kenntniß iſt mir auch zu meiner Beurtheilung des Zuſtandes der Finanzen nicht nothwendig. Der Erfolg liegt vor Augen, der immer ſinkende, jetzt äußerſt nachtheilige Cours; eines weiteren Beweiſes in Zahlen bedarf es nicht. Und um die Fehler der Adminiſtration in dieſem Fach zu erſchöpfen, ſo machte man noch 1 und 2 Gulden-Zettel. Das heißt, man jagte das Silbergeld bei dem ſchlechten Stand des Courſes zum Lande hinaus, was ſonſt noch durch abſolute Nothwendigkeit des Mittels zum Umſatz im täglichen Verkehr zurückbleiben mußte.

Noch hatte Oeſterreich ſehr guten Credit im Auslande. Die Regierung hatte ſtets ihre Verpflichtungen erfüllet, hatte von Alters her den Glauben der Treue, der Billigkeit, der Gewiſſenhaftigkeit für ſich. Oeſterreichiſche Staatspapiere waren daher geſucht, waren von Fremden in allen Ländern gern gekauft. Da griff man während des

Krieges zu dem unglücklichen Behelf, die Beſitzer gewiſſer Obligationen zu einem Darlehn zu zwingen, indem man ihnen Nachſchüſſe abforderte, wenn ſie nicht die ganze Summe aufopfern wollten. Das arroſiren brachte den Staat wenig ein, im Verhältniß zu dem unwiederbringlichen Nachtheil in der Meinung. Was mußte das Ausland, was mußte der ſchlaue Feind ſelbſt, von dem Umfang der Mittel denken, wenn man ſolche Quellen eröffnete.

Weit mehr dieſe unglücklichen Schritte waren es, als die Franzöſiſchen Waffen, die im Jahre 1800 dem Kriegsglück eine ſo nachtheilige Wendung für die Oeſterreichiſche Monarchie gaben. Wie ſeufzte ich im Stillen, als ich im Junius 1799, da ich von der Armee des verehrten Erzherzogs Carl gerade nach Wien kam, nur zu deutlich bemerkte, daß man von Seiten der Finanzen nicht genug für unvorhergeſehene Fälle geſorgt hätte. Wie beklagte ich einen Miniſter von Thuguts Eifer und Entſchloſſenheit, das er nicht hinlängliche Unterſtützung von der Seite fand, auf welche die Diplomatic unfehlbar bauen muß, wenn ſie mit Kraft und Würde handeln ſoll. Ich äußerte damals im engſten Vertrauen gegen einen

würdigen Freund*) meine Beſorgniſſe und meine Wünſche; denn warum ſollte ich nicht ſagen, meine Wünſche, weil ich allerdings glaubte, das damalige Franzöſiſche Directorium könne nicht und wolle nicht dem geplagten Europa den Frieden geben? Er zuckte die Achſeln. Die Ideen ſind zu kühn für uns; wir wollen keine ganze Maaßregeln, als bis es zu ſpät iſt. Leider rechtfertigte der Erfolg ſeine Anſicht und meine Beſorgniſſe nur zu ſehr. Ich habe es noch einſt zur Belehrung meines Sohnes entwickelt;**) der Friede von Lüneville war hauptſächlich eine Folge von den Finanzgebrechen der Oeſterreichiſchen Monarchie.

Doch das iſt noch nicht alles. Man veränderte auch während des Krieges den Münzfuß, und brachte anfangs leichtere Kronthaler für einen zu hohen Werth in Umlauf, nachher auch eine unverhältnißmäßig ſchlechte Scheidemünze. Ihr

*) Er iſt jetzt, da ich dieſes wieder durchſehe, ſchon in die Ewigkeit übergegangen.

**) Dieſe Darſtellung, die, wie lehrreich ſie mir auch ſchien, doch nie gedruckt werden ſollte, iſt mir unter meinen übrigen Finanz-Sammlungen von den Engländern entwandt.

geringer Gehalt läßt allerdings befürchten, daß man ſie auswärts nachgeprägt habe, um auch noch deſto mehr von dem noch übrigen beſſern Gelde aus den Oeſterreichiſchen Staaten heraus-zuziehen. Aber auch ohne dies wäre ſie ein kräftiges Mittel zu dieſer Operation geworden nach der natürlichen, ſo oft bewährten Regel, daß das ſchlechtere Geld das beſſere jeder Zeit aus dem Lande treibe.

Unter dieſen Umſtänden dürfen Sie ſich nicht wundern, daß der Cours auch nach dem Frieden ſich nicht beſſerte; Sie werden es vielmehr begreiflich finden, daß er immer ſchlechter ward. Denn die Urſachen beſtehen fortdauernd; ſie wirken in ſteigendem Verhältniß, je länger die Sachen in dieſer Lage bleiben. Vergebens hat die Regierung mehrere Verſuche gemacht. Sie hat Anleihen in verſchiedenen Formen eröffnet, zum Theil auf ſehr vortheilhafte Bedingungen; ſie hat zu wiederholten malen neu geprägte Münze in Umlauf geſetzt; ſie hat geſucht, durch verſchiedene Operationen auf den Cours zu wirken. Alles nur Palliative. Sie wirkten wenig an ſich, und ſchadeten vielmehr, weil das Publikum, das davon Kenntniß erhielt, ihre Unzulänglichkeit durchſchauete. Und das iſt

bei dem kaufmänniſchen Publikum immer der Fall. Ihm läßt ſich der Zuſtand der Finanzen, ſelbſt das Innere der Karten, nie verbergen. Er urtheilt nach Thatſachen, die vermöge ihrer Natur offenkundig ſind. Dieſe ſpeziellen Schlüſſe zu verbinden, und die Reſultate auf das geſammte innere Wohl des Landes anzuwenden — das iſt die Kunſt des Finanziers.

Gleichwohl würde ich nicht rathen zu einer plötzlichen Einziehung oder Verminderung der zirkulirenden Zettelmaſſe. Eine ſolche Operation iſt immer ſehr bedenklich, nachtheilig für den gegenwärtigen Stand der Gewerbſamkeit, ſelbſt wenn die Zirkulationsmaſſe entſchieden zu groß wäre. Davon halte ich mich aber in dieſem Fall nicht einmal überzeugt. Der Zinsfuß, der keinesweges übertriebene Preis des Grundeigenthums, der meiſten einheimiſchen Produkte, ſelbſt der Fabrikation, ſcheinen das Gegentheil darzuthun. Ohnehin iſt eine ſolche Einziehung nicht gut möglich ohne Staatsbankerot. Dazu wird eine Regierung ſich nicht anders entſchließen, als im Fall der äußerſten Noth. Abgeſehen von der Moralität, entſteht daraus ein Umſturz des Privateigenthums, der die gefährlichſten Folgen haben kann. Nur

in dem Revolutionskrampf läßt ſich ſo etwas durchſetzen; unter den jetzigen politiſchen Conjunkturen wäre es Unſinn.

Von außen her kann die Hülfe auch nicht kommen. Die Regierung wäre ſicher nicht im Stande, ſo große Summen im Auslande anzuleihen, die ſie in den Stand ſetzten, das Gleichgewicht zwiſchen Geld und Münze herzuſtellen. Und dies iſt doch das einzige Mittel.

Alle Palliative, die in ihren Kräften ſtehen, ſind fruchtlos, mehr ſchädlich als nützlich; wären ſie auch noch ſo erfinderiſch ausgeſonnen, noch ſo künſtlich, noch ſo täuſchend für den Layen.

Es bleibt nichts übrig, als eine Radicalkur aus der inneren Kraft des Reichs; ein weiſer, das Ganze umfaſſender Finanzplan, mit Feſtigkeit und Beſonnenheit ausgeführt. Was ich vor zwanzig Jahren für die Summe der Politik in allen Staaten hielt, wo ſich einige Gährung zeigte — reformiren weil es Zeit, um Revolutionen zu vermeiden — das wende ich auch ſchlechterdings auf die Finanzen an.

Auch darf man nicht glauben, man könne alles auf einmal thun. Der Knoten kann nicht zerhauen werden; er will aufgelöſet ſeyn. Nicht

alle Verwickelungen laſſen ſich ſogleich entfalten. Der Anfang wird bei denen gemacht, die jetzt das Ganze zuſammen halten.

Mögen in dem Abgaben-Syſtem, in der Erhebung noch ſo große Fehler ſeyn, mag noch ſo viel zu thun übrig ſeyn zur Vermehrung der Induſtrie und zur Belebung des Handels — damit muß man nicht anfangen. Solche Verbeſſerungen erfordern weitläuftige Unterſuchungen, ſie erfordern längere Zeit, heiſchen mannigfaltige Vorbereitungen. Sie folgen von ſelbſt, wenn die Grundlage gut iſt.

Vor allen Dingen müßte man mit dem Münzfuß auf das Reine ſeyn. Es ſcheint, daß der gegenwärtige nicht beſtehen könne, nach den begangenen Fehlern. Ich würde mich, glaube ich, für den 21 Gulden Fuß erklären.

Sobald eine hinlängliche Menge der neuen Münze fertig wäre, könnte man eine neue auf dieſe berechnete Bank einrichten, welche ihre Zettel augenblicklich realiſirte. Man gewinnt dadurch, außer anderen bedeutenden Vortheilen, daß man noch einmal ſo viel Geld in Umlauf bringt, als geprägt wird.

Die Mittel zu dieſer Ausmünzung muß die Regierung ſich im Lande verſchaffen. Es iſt viel heimlich zurück gelegtes Geld, in Gold und Silber; viel Silberzeug, nur verfertigt, um ſich einen Metallwerth zu erhalten. Die patriotiſchen Oeſterreicher werden es der Regierung gerne geben, wenn ſie von der wohlthätigen Anwendung gewiß ſind. Auch muß die Regierung es gut bezahlen, in Obligationen zu etwas mehr als gewöhnlichen Zinſen, wovon jährlich eine Anzahl gezogen wird.

Dann muß man ſogleich die Gulden und zwei Gulden einziehen, indem man ſie aus den Kaſſen nicht wieder ausgiebt; nur verſteht es ſich, daß für eine hinlängliche Menge Scheidemünze geſorgt ſey.

Ferner würde eine große Anleihe in Bankzetteln eröffnet, auf Staatsobligationen, Leibrenten oder in andern beliebten Formen; immer nach dem Grundſatz einer jährlichen Rückzahlung gewiſſer Summen und der Zinszahlung in der neuen Münze. So erhielte man ſicher ſehr große Summen. Sie würden nicht der Zirkulation entzogen, weil die dafür gegebene Papiere die Maſſe erſetzten; aber das Schädliche, auf Realiſation lautende und

dennoch nicht zu realiſirende Repräſentation, würde in ein weit Beſſeres verwandelt.

Durch allgemeine Wittwencaſſen und Brandverſichrungs-Anſtalten, könnte man ſich gleichfalls für den Augenblick bedeutende Summen verſchaffen. Die Zahlungen, wozu der Staat ſich dagegen verpflichtet, erfolgen nach der Natur der Sache nur theilweiſe und in Zwiſchenräumen. Sie können nicht beſchwerlich fallen, und befördern überdies wohlthätige Zwecke.

Dieſe Mittel, mit einander verbunden, ſollten in der Ausführung ſo auf einander folgen, wie die nothwendigen Vorbereitungen es zulaſſen. Wahrſcheinlich würden ſie hinreichen, die Maſſe der auf augenblickliche Realiſation lautenden Zettel ſo weit zu vermindern, daß die Regierung das, was noch übrig wäre, auf einem andern Wege an ſich bringen könnte, ohne genöthigt zu ſeyn, ſie ferner in den Kaſſen anzunehmen.

Dazu würde ich die Domainen beſtimmen. Die Krone hat 1001 große Herrſchaften. Zwei Drittheile von Gallizien beinahe ſind Domänen. Allein ſie bringen ſehr wenig ein. Hauptſächlich liegt die Schuld an der Adminiſtration. Gehörig benutzt, würden ſie die Einkünfte des Staats

ungemein vermehren. Aber ich glaube, es iſt vortheilhafter, ſie größtentheils zu veräußern, um das Geldweſen in Ordnung zu bringen. Das ſehr bedeutende Staatseigenthum iſt allein weit mehr werth, als die ganze Unterballanz der Zettel beträgt. Wahrlich in einem Staat, der ſolche Reſſourcen hat, braucht man nicht zu zagen.

Aber ich will keinesweges dem Staat dieſe großen Einkünfte auf immer entziehen; das hieße das Recht der Erſtgeburt um ein Linſengericht verkaufen. Die bisherigen Einkünfte ſollen als Canon in Naturalien unablöslich liegen bleiben. Unter dieſer Bedingung werden ſie öffentlich verkauft, an Einheimiſche und Fremde; an Chriſten, Juden, Türken. Der Kaufſchilling wird in mäßigen Terminen bezahlt; ein Drittheil in neuer Münze oder Zetteln — denn das iſt gleich gut — zwei Drittheil in alten Bankzetteln. So behalten dieſe immer einen reellen Werth, und ſie können nicht gut unter die Hälfte fallen, weil alsdann ihre Maſſe ſo bedeutend verringert iſt. Ueberdies würde die Produktion und ſelbſt die Bevölkerung durch eine ſolche Veräußerung ſo ſehr gewinnen, daß die Operation ſchon um deswillen ſehr anzurathen

wäre, wenn auch kein unmittelbares Finanzbedürfniß ſie heiſchte.

Uebrigens verſteht es ſich, daß dieſe höchſt wichtige Maaßregel, die ich allein ſchon entſcheidend für Oeſterreichs Wohlfahrt halte, Vorbereitungen erfordert, und große Sorgfalt bei der Ausführung. Nicht alle Domänen ſind wohl jetzt in der Verfaſſung, daß ſie mit dem möglichſten Vortheil verkauft werden können; die Zeitumſtände müſſen auch in Betracht kommen. Aber deswegen kann doch der Plan gelegt werden; deswegen kann man doch theilweiſe mit der Ausführung anfangen. Inzwiſchen trifft man bei den übrigen die nöthigen Einrichtungen, um dieſe, ſobald räthlich, folgen zu laſſen. Die Operation muß ohnehin nach und nach geſchehen; aber der Plan muß das Ganze umfaſſen, muß offenkundig werden, um Einländer und Ausländer Zutrauen einzuflößen, und den Cours der Zettel gleich jetzt zu heben.

Nachdem ſo das Finanzweſen in ſeinen erſten Elementen geſichert wäre, hätte die Regierung Spielraum und Mittel zu andern wichtigen Verbeſſerungen. Das ganze Steuerſyſtem würde ſorgfältig geprüft; einige Steuern vermindert,

andere erhöhet, andere angemeſſener angeordnet. Mehrere würden ganz abgeſchafft, als anerkannt ſchädlich, wie das unſelige Lotto; einige neue würden eingeführt, meiſtens auf Gegenſtände des hohen Luxus. Die Zollabgaben würden in genauere Uebereinſtimmung gebracht, mit den Sitten der Zeit und den Handelsverhältniſſen. Eigene Kaſſen würden errichtet zur Unterſtützung von Landverbeſſerungen und dem Fabrikfleiß, ſey es durch Prämien oder Vorſchüſſe, gegen allmählige Rückzahlung. Bedeutende Summen würden verwandt auf die Beförderung des inneren Transports, inſonderheit durch Flüſſe und Kanäle. Durch alle zweckmäßige Mittel ſuchte man den Handel zu beleben, in deſſen Rückſicht das ehemalige Venetianiſche ſo große Vortheile darbietet. Gallizien und Venedig ſind, wiewohl in verſchiedenem Geſichtspunkt, zwei neuere Erwerbungen der Monarchie, die ſie, gehörig benutzt, auf einen nie erreichten Gipfel des Wohlſtandes und der Macht heben müſſen.

Dabei muß, wie es dem verſtändigen Geſchäftsmann von ſelbſt einleuchtet, die Geſetzgebung immer gleichen Schrittes gehen; den Weg bahnen, erleichtern, ſichern. Einige ſehr wichtige

geſetzliche Reformen müſſen, nach meiner beſten Ueberzeugung, ſogar allen Finanzopertionen vorangehen. Dahin gehören inſonderheit zweckmäßige Creditgeſetze, Wechſelordnungen, Concursordnungen. Sie ſind die Stütze des inländiſchen und des ausländiſchen Privatcredits; ſie wirken auf den Cours und des Geldverkehrs überhaupt mehr, als man glauben ſollte. Wundern Sie ſich, daß die Sachſen kein Geld auf die beſten Böhmiſchen Hypotheken geben, obgleich ſie daheim viel geringere Zinſen bekommen? Wie könnten ſie es, da man vor einigen Jahren im Oeſterreichiſchen ein Geſetz gab, daß Güter im Concurs nicht unter der Taxe verkauft werden; da die Priorität der rückſtändigen Zinſen durchaus kein geſetzliches Ziel hat, und dem ſpätern Gläubiger für ſeine Forderung eigentlich keine Sicherheit gegeben iſt? So lange ſolche Verfaſſungen beſtehen, denken Sie mir nur an kein haltbares Finanzſyſtem.

Ueberhaupt, mein Freund, ſind meine Beſorgniſſe, ich geſtehe es Ihnen, eben ſo groß, als meine Ueberzeugung feſt iſt, von der Möglichkeit einer ſchnellen Hülfe.

Um einen Plan zu realiſiren, wie ich mir ihn ...ke, iſt es nicht genug an den Grundzügen.

Kein verſtändiger Mann, der einen Ruf zu verlieren hat, kein gewiſſenhafter Mann, dem es um Wohl ſeiner Mitbrüder zu thun iſt, wird ſich einmal darauf einlaſſen, beſtimmte Vorſchläge zu thun, wenn ihm nicht mit unbedingten Zutrauen alle Data mitgetheilt werden, die er verlangt. Geſetzt dies geſchähe, wie ſchwierig auch ſchon dieſer Präliminar-Artikel ſeyn möchte — geſetzt man erlaubte ihm, mit Beiſeiteſetzung eines jeden Vorurtheils, ſeine Vorſchläge ſo abzufaſſen, und ſo weit auszudehnen, als er es wollte — wer bürgt ihm für die Ausführung, wenn nun auch der Plan nach der ſorgfältigſten Prüfung gut befunden und beſchloſſen würde? Wer ſteht dafür, daß die Männer, denen die Ausführung anvertrauet ward, alle von gleichem Geiſt beſeelt, alle von gleichem Eifer durchdrungen, über alle kleinliche Selbſtſucht erhaben, immer nur zu dem gemeinſchaftlichen Ziel wirkten? daß man nicht nun dieſen, dann jenen Theil des Ganzen beſchneide, ändere, umſtürze, und ſo die Combination der Kräfte und Mittel unterbreche, die Wirkung ſtöre? daß die Regierung, taub gegen die Einhauchungen der Leidenſchaft und des Privatintereſſe, unzugänglich gegen die Kabale, mit unerſchütter-

licher Feſtigkeit auf dem eingeſchlagenen Wege fortſchreite und keine Abänderungen geſtatte, die nicht durch wirklich überwiegende Gründe unvermeidlich werden? Ohne dieſe Gewißheit des Erfolgs, wenigſtens ohne die höchſte Wahrſcheinlichkeit dieſe Forderungen erfüllt zu ſehen, kann kein Finanzverſtändiger es übernehmen, der Regierung einen Plan vorzulegen. Wenn er es thut, ſo verdient er nicht das Zutrauen der Regierung; ſeine Bemühungen werden, man kann es mit Beſtimmtheit vorausſagen, auch bei noch ſo großer Kenntniß und Erfahrung in anderen Ländern, für Oeſterreich nie viel ausrichten.

Und was ſollen wir von den politiſchen Zeitläuften ſagen?

Die Ausführung eines ſolchen Finanzplans erfordert wenigſtens vier- bis fünfjährige ununterbrochene Ruhe von außen.

Wird Oeſterreich ſie haben? Ich fürchte, kaum.

Napoleon hat ohne Zweifel noch Pläne auf Italien; man wird ihn nicht abhalten ſie auszuführen. Rußland wird mit ihm, bleibt es anders allein, ungefähr auf dem Fuß kommen, worauf Catharina mit der Republik ſtand. Die

Berührungspunkte liegen zu fern für einen Continental-Krieg. In dieſer Lage ſind wenigſtens Demonſtrationen zu einer Landung in England unvermeidlich. Daß es wirklich zu einer Landung komme, müßte ich ſehr bezweifeln. Aber ich ſehe nichts, was ihn abhalten kann, den Verſuch zu machen, als einen neuen Continental-Krieg.

Man behauptet, er wünſche ihn. Ich will es zugeben. Dennoch glaube ich nicht, daß er Oeſterreich angreife. Ohne einen ſcheinbaren Grund faßt man ſo leicht dieſen Beſchluß nicht; man hat doch immer einige Rückſicht gegen das Volk. Auch iſt der Kampf gegen Oeſterreich doch immer ſchwer. Angegriffen in ihrem Lande, ohne alle Urſache, möchte die Nation zu Anſtrengungen greifen, die unerwartete Wirkungen hervorbringen.

Es ſcheint mir daher Oeſterreichs theuerſtes, heiligſtes Intereſſe zu ſeyn, den Frieden zu behalten; ich möchte ſagen, um jede Bedingung zu erhalten. Mag Napoleon ſich vergrößern, mag er von Anmaaßungen zu Anmaaßungen übergehen, mag er wirklich in England landen — Oeſterreich muß dennoch ruhig bleiben. Jetzt geſtatten die

Finanzen, auch unter den günſtigſten Umſtänden, dem Unpartheiiſchen keine Hoffnung eines glücklichen Erfolgs. Aber die Armee auf dem Friedensfuß, übrigens aber beſtändig geübt, mit allen Bedürfniſſen des Kriegs verſehen, iſt hinreichend, es vor einen Angriff zu ſchützen. Gewinnt es indeß Zeit, ſeine Finanzen in Ordnung zu bringen, ſo erreicht es in wenig Jahren eine Kraft, die nichts mehr fürchten läßt. Es iſt jetzt mit Oeſterreichs Macht, wie mit Frankreichs Flotte; ſie gedeihet im Frieden, der Krieg ſchwächt oder zerſtört ſie.

Die Wahrheit iſt bitter, aber ſie iſt heilſam. Es ſcheint, als wenn Oeſterreich ſie für jetzt anerkenne. Wie hätte es ſonſt geſchwiegen zu der Ruſſiſchen Aufforderung über die Wegführung des Herzogs von Enghien?

Dennoch bin ich nicht gewiß, ob man bei dieſem Syſtem bleiben wird; ich fürchte vielmehr das Gegentheil. Man fühlt allgemein mehr den Verluſt, als das Wiedergegebene; verkennt in der That die überwiegenden Vortheile der Erwerbung Venedigs. Bei zu vielen Männern von Gewicht iſt, wie bei dem gemeinen Haufen, perſönliche Erbitterung nur zu ſichtbar. In einer

ſolchen Stimmung finden fremde Anreitzungen leicht Eingang. Man überläßt ſich zu gerne nahe liegenden Hoffnungen, überſieht die tiefer greifenden Schwierigkeiten der Finanzverfaſſung. Selbſt in dem biederen Charakter des Kaiſers iſt ein herrſchender Zug, der die Anreitzungen begünſtigt, wie ſehr er ſonſt den Frieden liebt. Er iſt durchdrungen von dem edlen Wunſch, dem Unterdrückten zu ſeinem Recht zu verhelfen. Wie leicht kann dieſe Saite hier gerührt werden?

Sollten dieſe Beſorgniſſe in Erfüllung gehen, ſollte man vielleicht jetzt ſchon einen neuen Krieg vorausſehen, ſo müßte man freilich die weiſen Finanzverbeſſerungen vorerſt ruhen laſſen. Nur vorbereitende Schritte wären alsdann anwendbar; alle weſentliche Veränderungen müſſen ausgeſetzt ſeyn, bis zu dem künftigen Frieden. Bis dahin muß Geldweſen und Cours gehen, wie ſie können. Der Krieg erfordert andere, außerordentliche, temporaire Mittel; dann iſt die einzige Vorſicht, ſo viel baar Geld, wie möglich, in Bereitſchaft zu haben. Aber ungerne, äußerſt ungerne verweile ich bei dieſer Vorſtellung. Ich wünſche Oeſterreich zu wohl, um dem Gedanken

nachzugeben, daß es bald wieder in den Krieg verwickelt werde.

Leben Sie wohl, mein Freund. Bald bricht der Tag an, und in einigen Stunden ſollen wir reiſen. Morgen Abend werden wir ſchon in Chemnitz ſeyn, übermorgen in Leipzig.

XL.

Hamburg den 10. Oct. 1804.

Von Prag bis Laun war mir der Weg noch bekannt von meiner vorigen Reiſe.

Nach Comotau ſind vier ſtarke Meilen, ebener Weg, doch allmählig bergauf. Kurz vor dem Schwarzenbergiſchen Städtchen Poſtelberg führt eine bedeckte Brücke über die Eger, etwa eine Meile von Laun. Der Fluß kömmt lins her und läuft rechts nach der Elbe. Man kömmt nur durch das Kirchdorf Wiſchnitz $2\frac{1}{2}$ Meile von Laun.

Comotau iſt eine große Stadt von mehr als 500 Häuſern; die Häuſer ſind hoch, mit Stroh bedeckt. Die Einwohner leben faſt nur vom Feldbau.

Wir hatten bis Sebaſtiansberg zwei ſtarke Meilen. Des Berges wegen muß man wenigſtens ein Pferd mehr nehmen, als womit man

ankömmt. Eine Viertelſtunde von der Stadt geht es in der Ebne fort. Dann kömmt der große Schönlinder Berg. Eine halbe Stunde lang geht es immer bergan. Oben, rechts bei dem Kreutz, hat man eine ſehr weite Ausſicht über alle umliegende Berge bis Schlan. Links erhebt ſich der hohe Gegersberg, der höchſte der ganzen Gegend; hinter ihm die ganze Kette der Brixer und Töplitzer Berge. Es iſt eine weite Landſchaft, doch ſieht man wenig Wald. Der Eger ſtrömt in der Tiefe. Oben liegt das kleine Dorf Schönlind; eigentlich zerſtreuete Häuſer, hoch, aus Balken gebauet, mit hölzernen Schindeln gedeckt. Auf dem Wege nach dem Berge ſieht man noch viele Obſtbäume, beſonders Pflaumenbäume, zwiſchen denen gepflügt iſt. Nachher findet man dies nicht mehr. Wenn man den Berg herauf iſt, geht es etwas bergab; der Weg iſt hügelich, doch kömmt kein hoher Berg weiter. Man kömmt durch die Dörfer Domnia, Krima, Neudorf im Thal, $\frac{1}{4}$ Stunde vor der Stadt.

Sebaſtiansberg iſt eine kleine Böhmiſche Grenzſtadt. Ehemals war hier ein Silberbergwerk, das nun nicht mehr getrieben wird. Mein Paß ward hier zum Ausgang bezeichnet. Ich

war ſelbſt auf der Poſt, um einen wichtigen Brief nach Wien zu beſtellen. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich auch eine ſehr nützliche Einrichtung kennen. Wenn Sie etwas mehr zahlen, ich erinnere mich nicht genau, wie viel über die gewöhnliche Recommendations-Gebühr, wofür Sie einen Schein bekommen, ſo ſchreiben Sie ſelbſt Ihren Namen in ein Buch ein, welches mit dem Briefe dem Empfänger zugeſtellet wird. Er muß dann eigenhändig für den Empfang quittiren, und ſein Empfangſchein wird Ihnen auf Verlangen zugeſandt, wohin Sie wollen, und poſtfrei, ſo weit die Kaiſerlichen Poſten gehen.

Eine Meile weit geht der Weg theils in der Ebne, theils über kleine Hügel bis Reizenhain, ein kleines, gutgebauetes Dorf an der Grenze. Hier iſt die letzte Mauth. Man kömmt durch einen ſchönen Wald bald bergauf, bald bergab. Zur Rechten bleibt ein Gut im Walde liegen. Das Feld iſt ſehr ſorgfältig angebauet. Beſonders ſieht man viel Flachs.

Marienberg, eine kleine Sächſiſche Bergſtadt von 300 Häuſern, oder 5 bis 600 Feuerſtellen, drittehalb Meilen von Sebaſtiansberg, liegt einen Hügel heran. Die Stadt iſt ſehr rein-

lich gebauet; die Hauptſtraße und der große, von Båumen umgebene, Markt ſind gepflaſtert, die Seitenſtraßen, den Hůgel herab, nicht.

Hinter Marienberg iſt der Weg anfangs hůgelich. Vor Tſchoppa geht es einen hohen Berg ſteil herunter. Bis dahin ſind eben keine große Ausſichten. Man kömmt durch die Dörfer Laute, Hainzebank, Groß-Obbensdorf, Hohendorf. Von dem Berg vor Tſchoppa iſt eine weite Ausſicht zur Rechten und gerade vor über eine ſehr kultivirte Gegend. Rechts ſieht man in der Ferne hohe Berge. Das Stådtchen liegt tief im Thal, am Fuß des hohen Berges. Durch das Thal ſtrömt der kleine Fluß Tſchoppa.

Dann kommen Sie wieder bergan, im Zickzack im Walde, etwa eine halbe Stunde. Auf der Höhe liegen einige hohe Håuſer bei dem Walde, die das Dorf Gorna ausmachen. Nachher geht es bergab, aber allmåhlig. Man kömmt durch das Altenhayn. Zwiſchen dieſem und Gorna bleibt Dittersdorf links liegen. Die Chauſſee iſt ziemlich gut; das Geld wird gleich auf der Poſt bezahlt. Tſchoppa, eine kleine nahrhafte Stadt, liegt ungefåhr 2 Meilen von Marienberg; eben ſo weit von Chemnitz.

Seit einigen Jahren ſcheint Chemnitz wieder gewonnen zu haben. Die Fabriken in Pike' und Kattunen arbeiten wieder ſtark. Man zählt etwa 1000 Häuſer und 18000 Menſchen.

Von Chemnitz nach Leipzig ſind noch 8 Meilen, 2 bis Penig, 3 bis Borna, 3 bis Leipzig.

Bald hinter Chemnitz kommen Sie über den kleinen Fluß dieſes Namens. Der Weg iſt mäßig hügelich, ohne beſondere Ausſichten; das Land ſehr kultivirt, alles Kornfeld. Man kömmt durch Röhrsdorf, Hartmannsdorf, Myhla, eine Stunde von Penig, ein hübſcher Ort, wo verſchiedene Fabriken ſind. Burgsſtädt, ein Städtchen, bleibt rechts liegen, ¾ Stunden von Penig und 5/4 Stunden von der Straße.

Vor Penig geht es den Hügel ſtark herunter. Hier ſieht man nackte Klippen; aber die Oberfläche iſt doch bebauet. Die Stadt liegt im Thal. Sie iſt gut gebauet. Nicht weit davon liegt zur Rechten an der Mulde das Schönburgiſche Schloß Rochsburg, etwa eine gute Meile weiter ſeitwärts Stadt und Schloß Wechſelburg an eben dem Fluß. Dieſe Grafen von Schönburg machten ehedem gewiſſermaaßen Anſprüche auf Unmittelbarkeit, wenigſtens auf große Exemtionen;

aber ſeitdem Böhmen in dem Teſchner Frieden ſeine Rechte aufgegeben hat, ſind die Sächſiſchen Landeshoheitsrechte in volle Wirkſamkeit getreten.

Hinter Penig kömmt man wieder einen hohen Hügel heran, von dem rückwärts eine treffliche Ausſicht iſt. Dann kömmt die Kirche von Langenleube. Dies Langenleube iſt ein doppeltes Kirchdorf, im obern und untern Hayn genannt; zwiſchen beiden eine große Reihe einzelner Höfe zu beiden Seiten der Pleiße, die nahe dabei entſpringt und hier nur einem Bache gleicht. Nachher geht bei dem Wirthshaus, zum goldenen Pflug genannt, rechts von der Landſtraße der ſogenannte Poſtweg ab, ein ſteiniger, ſehr ſchmaler, abhängiger, abſcheulicher Weg; der ſchlechteſte, den wir auf der ganzen Reiſe kamen. Er iſt faſt anderthalb Meilen lang, und ſchlägt erſt hinter dem Städtchen Frohburg wieder links in die Landſtraße. Man kömmt vor das alte Schloß Genandſtein vorbei, dann zu dem Dorf Wolflitz. Genandſtein liegt beſondes romantiſch zwiſchen Klippen, ſelbſt auf Klippen gebauet. Man muß ſich über die Kultur dieſes felſigten Bodens freuen. Man ſieht etwas Wein und viele Fruchtbäume; die Aepfel werden an der Sonne an Steinwänden

getrocknet. Hinter Frohburg iſt meiſt Ebne, noch eine Meile bis Borna. Man kömmt durch Buſendorf, Neukirchen, Zettlitz, Wenigen-Borna und Altſtadt Borna. Die Landſtraße, die wir verließen, ſoll auch ſteinig ſeyn, und eine halbe Meile weiter; aber, wie ich nachher hörte, doch viel beſſer, als jener Wagen verderbliche und Menſchen gefährliche Poſtweg.

Borna iſt ein hübſcher Markt von 350 Häuſern, kleiner als Penig. Vor dem Ort ſahen wir ein neues, ſchönes Haus mit einer jungen Pflanzung. Es hatte große Aehnlichkeit mit unſerm Landhauſe bei Kopenhagen; nur fehlte jenem die treffliche Ausſicht auf das Meer.

Nachher iſt der Boden nicht ſonderlich; der Weg durchaus eben. Man findet ſchon viel Sand. Nur die große Kultur hat das Land zu einem Garten gemacht, wo ſich Dorf an Dorf faſt ununterbrochen reihet. Man kömmt mehremale über die Pleiße, die ſich immer links dem Wege durch die fruchtbaren Gefilde ſchlängelt. Die Dörfer ſind Witznitz, Groß Zößen, Crendnitz, Geſchwitz, Zehmen, Gröbern, Mark Kleeberg, Dölitz, Cößnig, Connewitz. Die letzteren tragen

ſchon alle den Stempel der Nachbarſchaft einer bedeutenden, reichen Stadt.

In Leipzig hatte ich das Glück, mehrere meiner alten Freunde wieder zu ſehen, und nun mit meiner Frau und meinem Knaben einige frohe Stunden mit ihnen zuzubringen. Platner fand ich ſeit fünf Jahren unverändert, noch in voller Heiterkeit und Kraft des Geiſtes, glücklich im Schoos ſeiner liebenswürdigen Familie. Meinem würdigen Lehrer in der Geſchichte, dem Hofrath Wenck, hatte ſein Sohn zu ſeinem Geburtstag vor wenig Tagen *) durch eine ſehr gut ausgeführte Inaugural-Schrift doppelte Freude gemacht. Er war gerade Rector, und ich hatte nun die Freude, daß mein alter Freund auch meinen — zwar noch ſehr jungen — Sohn ſchon in die Liſte der akademiſchen Bürger des von mir ſo geliebten Athens einſchrieb. Auch der Hofrath Eck erhielt noch, wenn gleich bei einer abnehmenden Geſundheit, die Heiterkeit des Geiſtes am Abend eines

*) Divus Pius ſue ad leges Imp. Titi Aelii Antonini Pii A. Commentarius. Spec. I. Scripſit et — — A. D. XX. Sept. MDCCCIV. defendet Car. Fr. Chr. Wenck. 4°.

ſo thätigen Lebens.*) Unter meinen Zeitgenoſſen freuete ich mich beſonders den Aſſeſſor Erhard in dem ausgebreiteten Wirkungskreiſe zu ſehen, den er auf ſo mannigfaltige Weiſe zum Vortheil der Studierenden und der Wiſſenſchaften, inſonderheit der Geſetzgebung, benutzt. Zufällig fand ich hier auch jetzt einige andere Bekannte wieder, die ich ſehr lange nicht geſehen hatte, Wolke, und Spazier, und Huber,**) den ich zuletzt vor fünf Jahren in Tübingen ſah.

Nicht minder freueten wir uns in Halle eines ſehr angenehmen Tages bei dem Hofrath Schütz, in der Geſellſchaft ſeiner liebenswürdigen Familie und meiner alten Freunde Eberhard,***) Niemeyer, Erſch und des Prof. Schmalz,

*) Er iſt ſeitdem geſtorben.

**) Beide, Spazier und Huber, mit denen wir einen angenehmen Abend bei dem Aſſeſſor Erhard zubrachten, ſind auch ſchon todt. Damals ſchien ihre Geſundheit vollkommen gut zu ſeyn.

***) Dieſer würdige Lehrer iſt nun, da ich dieſes durchſehe, auch in die andere Welt hinüber gegangen. Er war einer der väterlichen Freunde meiner Jugend, dem ich vorzüglichen Dank ſchuldig bin.

deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich jetzt zuerſt machte. Schon am Vormittag hatten wir Reichards in der ſchönen Villa beſucht, deren duftende Pflanzungen, ſeit ich ſie vor fünf Jahren zuerſt ſah, ſo trefflich zugenommen hatten.

Die Schloßruinen von Giebichenſtein riefen mir manche Erinnerung meiner Jugend zurück. Sie waren das Ziel meines liebſten Spaziergangs, als ich in Halle ſtudierte. Es iſt ein merkwürdiger Felſen. Die Grotte zeigt deutlich, daß er aus Porphyr beſteht.

Halle ſcheint in den letzteren Jahren zugenommen zu haben. Man zählt jetzt gegen 24000 Einwohner. Die Stadt und ihre Umgebungen verſchönern ſich fortdauernd.

Bis Halberſtadt ſind 10 Meilen, 3 bis Cönnern, 3 bis Aſchersleben, 4 bis Halberſtadt.

Das Land bei Cönnern iſt durchaus eben, ſehr gut angebauet; der Weg iſt eine ſehr gute, neu angelegte Chauſſee, ganz mit Bäumen beſetzt. Man kömmt zu Trota ½ St., Morl 1 St., dicht vorbei Beierſee zur Linken 2½ St., das Roß, ein Gaſthof, dicht dabei der Sattel 4 St., Tonitz 5 St., Thorlitz 5½ St., Gerſene 6 St.

Cönnern iſt eine alte Stadt mit Mauern und 4 Thoren. Sie hat 360 Häuſer und 1700 Einwohner, die meiſt vom Ackerbau und dem Bierbrauen ſich nähren.

Von Cönnern aus kömmt man durch Tremnitz 1 St., Mukrene 2 St. Bis hieher iſt der Boden ſchwer. Kurz vor Mukrene geht der Weg bergab an die Saale. Dieſer Fluß iſt hier ſchiffbar, und bleibt es bis Halle; dort hört er auf es zu ſeyn, wegen eines zu hohen Falles, aber nachher wird er es wieder. Eine Fähre geht nach der kleinen Stadt Alsleben. Nachher führt der Weg wieder auf eine hohe Gegend, die ziemlich lange anhält. Der Boden wird ſandiger. Man kömmt durch die Dörfer Schakſtedt 3 St., Mehringen 4 St., beide mit Rittergütern. In der Nähe ſind viele Pflaumenbäume.

Aſchersleben, eine alte Stadt von 1085 Feuerſtellen und 6600 Einwohner, war ehedem der Hauptort der alten Grafſchaft Aſcanien oder Aſchersleben. Die Einwohner nähren ſich größtentheils vom Ackerbau und dem Bierbrauen. Auch iſt hier eine ſchöne Maulbeerpflanzung und eine bedeutende Fries- und Flanel-Manufactur.

Man kömmt eine kleine Anhöhe hinauf. Nun liegt rings umher eine ſehr hohe Gegend; zur Linken der Harz, der Brocken, der Roſtrapp. Eine Meile von Aſchersleben liegt der Marktflecken Hoymb, mit einem Anhalt-Bernburg-Schaumburgiſchen appanagirten Schloß mit einem Garten. Dann geht es über die Bode, einem Fluß, der oft austreten ſoll, nach Deutfurt 2½ Meile. Quedlinburg bleibt rechts liegen. Es wäre nur ein kleiner Umweg geweſen, aber ich fürchtete die Zögerung des Umſpannens. Vor Harsleben 3½ Meile geht der Weg allmählig bergab. Hinter Harsleben kömmt man wieder bergauf und ſieht die Thürme von Halberſtadt.

Seit Cönnern hatten wir Leim- und Sandwege. Sie ſind bei regnigtem Wetter tief, oft ſehr ſchlimm. Man kann aber einen andern Weg nehmen von Cönnern über Eylen und Gröningen, wo Göckink's Gut iſt. Dieſer Weg ſoll beſſer ſeyn und weiter auf der Magdeburger Chauſſee gehen.

Wir waren die Nacht in Cönnern geblieben, und kamen dennoch ſo ſpät in Halberſtadt an, daß ich nur wenige Stunden bei dem würdigen Regierungspräſidenten von Biederſee zubrin-

gen konnte, dem Dohm mich empfohlen hatte. Ich bedauerte es in mehr als einer Rückſicht, daß ich mich nicht länger aufhalten durfte. Halberſtadt iſt eine von den Städten Deutſchlands, die ſich durch Aufklärung, Geſchmack an Litteratur, Humanität, und den leider ſo ſeltenen Gemeingeiſt vortheilhaft auszeichnet. Hier leben mehrere ſchätzbare Gelehrte, die eine Geſellſchaft errichtet haben, die ungemein viel Vorzügliches hat. Die Halberſtädter Blätter ſind bekannt als eine der gemeinnützigſten Schriften dieſer Art. Für die Polizei iſt vieles durch freiwillige Mitwirkung der Einwohner geſchehen. So ward vor zwei Jahren durch Subſcription eine Arbeitsanſtalt errichtet, worin jetzt die ſonſt ſo verwahrloſeten, bettelnden Kinder zu nützlichen Beſchäftigungen angeführt werden. In dem geſelligen Ton herrſcht liebenswürdige Offenheit und Herzlichkeit. Als ein Beiſpiel führe ich Ihnen die funfzigjährige Amtsjubelfeier des allgemein geſchätzten Regierungs-Direktors Hecht an, die der Herr von Biederſee am 20ſten März 1802 veranſtaltete. Es iſt nicht möglich, die einfache Beſchreibung ohne innige Theilnehmung zu leſen, wenn man auch den Jubelgreis nicht perſönlich kennt.

Halberſtadt iſt eine ziemlich große Stadt von 1800 Häuſern und 12000 Einwohnern. Sie hat mehrere große Straßen und Plätze, beſonders den Dohmplatz. Die Dohmbibliothek ſoll beträchtlich ſeyn, und beſonders viele merkwürdige Urkunden enthalten. Es giebt hier beträchtliche Leder- Leinen- und Wollenmanufacturen, auch eine der ſchönſten Maulbeerpflanzungen. Der Flachs- und Garnhandel iſt bedeutend. Auffallend war mir die Zahl der Schneider. Sie ſollen 204 Mann ſtark ſeyn.

Die Gegend um die Stadt iſt in den letzteren Jahren ſehr verſchönert; man hat viele Sorgfalt auf die umliegenden Gärten gewandt. Der Brokken und Wernigerode ſind nicht weit entfernt; beide reich an Schönheiten der Natur und merkwürdigen Produkten. In der Nähe gehören die Spiegelberge, eine halbe Stunde von der Stadt, zu den bekannteſten Gartenanlagen Deutſchlands. Sie haben vielleicht vor allen das Verdienſt, einen unfruchtbaren Felſen in einen reizenden Landſitz umgewandelt zu zeigen. Jetzt iſt dort auch das Grabmahl des Urhebers dieſer ſchönen Schöpfung. Hinter dem anſehnlichen Hauptgebäude erhebt ſich allmählig der unten mit einer

Mauer eingefaßte Berg. Die Ausſicht von der Spitze, der Heinrichshöhe, iſt vortrefflich.

Bis Helmſtädt ſind vier Meilen; die preuſſiſchen Poſtillione fahren aber ſechs Stunden. Der Boden iſt durchaus ſchwer, erſt bei Harbke wird er ſandig.

Anfangs hat man eine hohe Gegend. Man kömmt durch Klein-Quenſtedt und Nienburg 1 M. Vor Nienburg geht es die Höhe herab. Hier iſt eine ſchöne Ausſicht über Neuendamm weg bis Hammersleben 2 M. Links ſieht man die Harz-Berge, in der Ferne den Brocken. Man kömmt durch Wiersleben. Hammersleben iſt ein ſchönes Kloſter, das jetzt eingeht. Der Weg iſt hier leimig; ſehr tief, wenn es geregnet hat. Nachher geht es etwas bergan, dann wieder herunter nach Barneberg. Man ſieht nur den Wald von Harbke und bis dahin viele Oerter. Bei Etgersleben 3 M. iſt ein preußiſcher Zoll. Hier fängt das Braunſchweigiſche an. Man kömmt durch Hauersleben. Dann kömmt man wieder in das Preußiſche. Das Gränz-Zollamt iſt bei Harbke. Dieſen Ort kennen Sie durch die berühmte wilde Baumzucht von De Roi. Bei dem ſchönen Engliſchen Garten iſt ein bedeutender Luſtwald von ausländiſchen

Bäumen. Jetzt wird viel daraus verkauft, Bäume und Saamen. Hinter Harbke geht es einen kleinen Hügel heran, von dem man Helmſtädt ſieht.

In Helmſtädt erwartete uns bei meinem Freund Häberlin, von dem ich zuletzt vor fünf Jahren in Stuttgard Abſchied nahm, eine intereſſante Geſellſchaft. Ich machte die Bekanntſchaft von Henke,*) Beyreis, Oelze, Schulz, Bredow, Bruns. Der Tag verging uns nur zu ſchnell.

Helmſtädt hatte ich ſeit ſechs und zwanzig Jahren nicht wieder geſehen. Den Ort kannte ich nicht mehr; doch erinnerte ich mich noch den Garten, wo ich damals Velthuſen, einen meiner Kieler Lehrer, beſuchte. Es iſt eine kleine Stadt von 500 Häuſern und etwa 4000 Einwohnern. Die Straßen ſind ſchmal und nicht gerade; aber den Häuſern ſieht man doch an, daß ſich die Stadt verſchönert hat. Um die Stadt herum iſt ein angenehmer Spaziergang, an den die Gärten ſtoßen. Sie haben den Harz und den Brocken in der Nähe; die ganze umliegende Gegend iſt angenehm und ſehr geſund. Die Univerſität behauptet

*) Häberlin und Henke ſind beide ſeitdem geſtorben.

immer ihren alten Ruhm; ſie hat ſehr geſchätzte Lehrer in allen Fächern. Beſonders hat die Juriſtenfacultät auswärts großen Ruf. Sie ertheilt ſehr viele Reſponſa. Der Ordinarius Oelze hat große Verdienſte darum. Jetzt zählt man nur 100 Studenten. Der Herzog will ſich nicht zu einem Befehl an die Landeskinder entſchließen, dort zu ſtudieren. Den würde ich doch billig, und in jeder Rückſicht räthlich finden, ſo ſehr ich ſonſt den Univerſitätszwang haſſe.

Mein Freund Häberlin begleitete uns auf dem Wege nach Braunſchweig bis Königslutter. Ich wollte anfangs über Gyffhorn und Ueltzen gerade nach Lauenburg und Lübeck gehen. Es iſt um nach Kopenhagen, auch zu Lande, zu reiſen 10 Meilen näher. Allein ich durfte es nicht wagen, weil dieſe Wege, die zum Theil nur Feldwege ſind, ſchon ſehr ſchlecht waren.

Der Weg nach Braunſchweig iſt ungemein angenehm; durchaus ſchöne Chauſſee, ſehr gut

unterhalten. Es ſind 5 Meilen. Vor dem Helmſtädter Thor iſt das Jungfernſtift; links ſieht man ſchon die Harzberge und den Brocken im Nebel. Rechts liegt der Cornelius-Berg, merkwürdig wegen ungeheurer Steine, die hier ſichtbar von Menſchen vor Alters zuſammengehäuft wurden. Die Gegend iſt ſchön; ſehr fruchtbar und angebauet. Man kömmt durch Siblingen 1 M., Königslutter ein Flecken 2 M., Bornum 2½ M., Apenrode 3 M., Gremlingen 3¾ M., Klein-Schoppenſtedt 4½ M. Vor Königslutter liegt links Lutter, die Kirche oder Kloſter. Hinter Bornum fangen die Berge an ſich zu verlieren; man ſieht faſt nichts mehr, als eine ſchöne Ebene. Von dem letzten Chauſſee-Haus führt eine prächtige Allee bis zur Stadt. In der Nähe ſind mehrere angenehme Gärten.

Braunſchweig hatte ich ſeit 1782 nicht wieder geſehen. Damals verlebte ich hier in Jeruſalem's Geſellſchaft einige glückliche Tage. Wie viel hatte

ſich in der Zeit geändert, doch in Braunſchweig nichts zum Schlimmern. Der Herzog von Braunſchweig iſt einer der würdigſten Fürſten, ein muſterhafter Regent.*) Er genießt den Lohn ſeiner wohlthätigen Bemühungen in dem Wohlſtand des Landes, in der allgemeinen Liebe ſeiner Unterthanen, in der Achtung der Welt. Wie hat ſich ſeine Reſidenz verſchönert. Die Stadt von etwa 4000 Häuſern hat 30000 Einwohner. Allenthalben merkt man die Wohlhabenheit. Es wird ſehr viel gebauet. Seit drei Jahren ſind die finſteren Wälle geſchleift. Ein heiterer Spaziergang iſt an ihre Stelle getreten, beſetzt mit neuen Häuſern und ihren angenehmen Gärten.

*) Bekanntlich regierte ſeit 1780 August Wilhelm Ferdinand, der 1806 nach der Schlacht bei Auerſtädt ſo unglücklich ſtarb. Härter war nicht leicht das Loos eines Fürſten und Feldherrn; unerbittlicher, zum Theil ungerechter, richteten keinen noch ſeine Zeitgenoſſen.

Von Braunſchweig nahmen wir den geraden Weg über Celle und Harburg, der nur 17 Meilen beträgt und weit beſſer iſt, als der über Lüneburg. Die Stationen ſind Ohof 3 M., Celle 3 M., Bergen 2½ M., Soltau 2½ M., Melle 3 M., Harburg 3 M. Der ehemalige Weg von Celle über Witzendorf und Zahrendorf, der 12 ſtarke Meilen war, wird gar nicht mehr von der Poſt gefahren, wenn man es nicht ausdrücklich verlangt.*)

Hinter Braunſchweig iſt das Land ganz eben. Eine kleine Strecke hat man noch Chauſſee; nachher Sandweg, der doch ziemlich gut iſt. Das Hannöveriſche geht bald hinter Braunſchweig an. Man kömmt zu Neukrug 1 M.; nachher iſt Heide bis Ohof. Die ganze Gegend wäre urbar zu

*) Es iſt doch eine unverzeihliche Nachläſſigkeit, daß jener Poſtweg nicht auf der Poſtcharte von Braunſchweig und Lüneburg angemerkt iſt, die 1804 bei Schneider in Nürnberg herauskam.

machen; hie und da ſind auch einige Strecken ausgebrochen, theils zu Aeckern, theils zu Hölzungen.

Bei Ohof ſind nur einige große Häuſer. Nachher kömmt zur Linken etwas Holz; hie und da iſt Land aus der Heide gebrochen. Man kömmt durch Bröekel 1 M., Eichlingen 2 M., die Burg 2½ M. Bei Bröekel, ein großes Dorf, iſt das Land gut angebauet. Hier ſollte mehr ausgewieſen und vertheilt werden; aber der Krieg hintertrieb es. Hinter Eichlingen kömmt viel Holz. Man nimmt hier einen Seitenweg durch Heide und Holz. Die große Sand-Chauſſee iſt etwas tief, ſonſt gut genug; an beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt.

Celle hat von dieſer Seite ein vorzüglich freundliches Anſehen. Es iſt ſehr viel gebauet; die Beſetzung des Landes durch die Franzoſen hat es nur unterbrochen. Die Stadt hat mit den

Vorſtädten 1200 Häuſer und 9000 Einwohner. In den Vorſtädten ſind beſonders die ſchönſten Häuſer des benachbarten Adels.

Bald hinter Celle gehen die Sandgegenden wieder an. Sie kommen durch Klein = Halgen ½ M., Wulfhauſen 1 M., Uffen 2 M. Die erſte Meile iſt ſchwerer Sand, dann folgt Heide und Moor. Das bebauete Land iſt zum Theil recht gut. Es wird jedes ſechſte Jahr gedüngt.

So geht es fort bis zu dem kleinen Flecken Soltau. Hie und da ſind auch Holzſtrecken. Der Weg war jetzt ziemlich gut. Man kömmt durch Blekme ½ M., Werböm 1 M., bei Beckel vorbei 1½ M. Zwei Meilen von Bergen liegt der große Hof Baſtel mit einer kohlichen Hölzung, wofür ein Hamburger 10000 Mark bot.

Bis Hebern 1 M. iſt allenthalben etwas Holz, nachher bis Boerlhof 2 M., nur flache Heide;

der Weg wie vorhin. Von Boerlhof führt ein Steindamm bis zu dem einzelnen Hauſe Wintermar. Dann kömmt wieder Heide. Es war die Abſicht, die Chauſſee ganz durchzuführen; aber der Krieg hintertrieb es.

Melle iſt ein großes Dorf mit neuen, ſchönen Häuſern an dem kleinen Fluß Eſte, der bei Cranz im Alten-Lande in die Elbe fließt. Von hier an wird der Weg etwas hügelich, ſonſt viel beſſer, zum Theil Chauſſee. Man kömmt durch Dünneſee 1¼ M., Niendorp 1¾ M., Tötenſee 2 M., Mariensdorf 2½ M. Hinter Dünneſee iſt die Heide wieder ſehr kahl. Auf einer kleinen Höhe vor Tötenſee ſieht man Harburg, über die Elbe weg nach Hamburg und die lachende Gegend jenſeits. Dieſer köſtliche Anblick war uns doppelt reizend, weil er uns die Nähe des Vaterlandes verkündete. Wir vergaßen, daß die Ausſicht auf die Donau und Wien, die ſonſt viele Aehnlichkeit damit hat, ſchöner noch und erhabe-

ner iſt. Von Tötenſee ab iſt Chauſſee und guter Weg zwiſchen Sandhügeln.

Harburg ſtreckt ſich, der Länge nach, an die Elbe hin. Es iſt eine kleine Stadt von 400 Häuſern und etwa 3000 Menſchen; die Straßen ſind gerade, die Häuſer meiſtens gut gebauet. Sonſt hat die Stadt gute Nahrung von der Schiffarth, aber jetzt iſt alles ſtill. Zur Linken iſt die Feſtung, wo der Commandant wohnt. Bei der Schleuſe, links, wo die Schiffe durch müſſen, wird ein kleiner Zoll bezahlt von 2 ggl. Die Franzoſen ſcheinen ſich jetzt um die Ausgehenden wenig zu kümmern; ich ward nicht um meinen Paß befragt.

Der Weg nach Hamburg über die Elbe iſt eine Meile. In Harburg haben jetzt neue Everführer das Recht, den Transport zu beſorgen. Man zahlt für eine ſolche Gerechtigkeit 6 bis 8000 Mark lübſch. Ein Transportſchiff koſtet 800

Mark. Sie ſind recht gut eingerichtet. Für die Fracht wird nur 4 Mark bezahlt; nach Altona etwas mehr, weil es eine halbe Meile weiter ſeyn ſoll.

Wenn man vom Lande abſetzt, geht es gerade aus, zwiſchen dem Amt Wilhelmsburg und Mohrburg; jener rechts, dieſer links. Dann kömmt der Reiherſtieg, eine ziemlich ſchmale Rinne, zwiſchen hohem Ufer an beiden Seiten. An dem Ufer zur Linken werden Schiffe gebauet. An der anderen Seite dieſer Erdzunge geht der Strom nach Altona, vor dem Kölbrand vorbei, der halb Hanöveriſch, halb Hamburgiſch iſt. Jetzt iſt auch eine Schiffbauerei an der rechten Seite des Reiherſtiegs. Man hat den Michaelis-Thurm vor ſich und ſteuert gerade auf den Baum. Nur wenn das Waſſer zu niedrig ſteht, muß man vor Altona vorbei. Zuweilen iſt der Strom hier ſo ſtark, daß die Ueberfahrt ſehr beſchwerlich wird; dann kann ſie einen halben Tag wegnehmen, ſonſt dauert ſie gewöhnlich nur 2 bis 3

Stunden. So wie man näher kömmt, entwikkelt ſich Hamburg in ſeiner ganzen Pracht, die Schiffe im Hafen gleich den Bäumen eines Waldes. Bald werden Sie empfangen von den Arbeitern auf dem Krahn, die den beladenen Wagen mit großer Geſchicklichkeit in die Höhe winden. Sie können die kleine Luftreiſe ſicher machen, wenn Sie die Hülfe der Miethkutſcher verſchmähen, die bereit ſind, Sie in Ihre Wohnung zu führen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev <<von>>,

Reise durch Franken, Baiern ...

Bd.: 2

Leipzig 1810

Res/It.sing. 322-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921298-3